Paed. Pr.
1693 ~~290~~
2)

Jugend-Bibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Jugend-
Bibliothek.

Fortgesetzt

von

Franz Seraph Häglsperger.

Zwei und zwanzigstes Bändchen.

Mit einem Kupfer.

München, 1841.
Bei Jakob Giel.

39.85

Joh. Voltz. del. Jos. Hutter sc. Augs.

Die Büssenden.

Palmzweige.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Originalien und Lesefrüchte

für

Freunde christlich erbaulicher Erzählungen.

Herausgegeben

von

Franz Seraph Häglsperger.

Mit einem Kupfer.

München, 1841.
Bei Jakob Giel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

1. Die Büßenden 1
2. Seltene Feier der Christnacht 26
3. Segen durch Verlust 53
4. Hannikels Ende 62
5. Der reiche Mann und der arme Lazarus — in neuem Costüme 81
6. Traurige Folgen der Verführung 144
7. Auf Thränensaat folgt Freudenärnte 148
8. Der Abfall vom Glauben straft sich selbst 158
9. So tief kann der Mensch sinken 177
10. Die Macht des Gewissens 186
11. Weltverachtung 189
12. Die Vergeltung 193
13. So rächt sich der wahre Christ 217
14. Fürchte nicht, Gott ist dein Führer 222
15. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe . . 230

Anhang.

Seite

1. Die Sünde rächt sich selbst 243
2. Frevle nicht 247

Seite

3. So straft Gott die Raubsucht 248
4. Eines Einzigen wegen werden oft Viele, manchmal ein ganzes Volk, ein ganzes Land, gestraft 250
5. Es trifft dich oft schon hier auf Erden eine Wiedervergeltung; mit dem Maße du missest, mit demselben wird dir wieder eingemessen werden 251
6. Leo, der Bilderstürmer 254
7. Wache über deine Unschuld 256
8. Macht der Deutung 257
9. Oft folgt der Lüge die Strafe auf dem Fuße nach . . 258
10. Dem Meineid folgt die Strafe nach 259
11. Erspare, wenn du kannst, dem Unschuldigen seine Leiden 260
12. Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein . . 261
13. Suche mit Gefahr deines eigenen Lebens das Leben Anderer zu retten 262
14. Der Rachsüchtige stürzt sich und Andere in's Verderben 264
15. Laß dich nicht vom Zorn beherrschen 266
16. Keine Wohlthat bleibt unbelohnt 268
17. Einem frommen Christen gereicht die Verleumdung von Seite der Welt nicht zur Schande 271
18. Nur schwarze Seelen können Verleumder werden . . 275
19. Ein Beispiel, wie die Schuldlosigkeit entdeckt wird . 277
20. Besser der Tod, als der Verlust der Unschuld . . . 278
21. Vergieb, so wird auch dir vergeben 279
22. Ein treuer Freund ist Goldes werth; sein Verlust oft unersetzlich 280
23. Halte dein gegebenes Wort 282

1.

Die Büßenden.

I.

Es war im April 1248, da giengen zwei Studierende von Salamanca *) zum Thore der Stadt hinaus, um an einer Abendunterhaltung Theil zu nehmen, die von mehreren Studiengenossen veranstaltet wurde. Alphons hieß der Eine, Sanctius der Andere. Beide waren die Sprößlinge vornehmer adeliger Familien aus Aragonien, und waren außerdem noch durch nahe Blutsverwandtschaft und durch die Bande der innigsten Freundschaft, wie sie gerne unter reinen edlen Seelen Statt zu finden pflegt, mit einander verbunden. Auch hatten die religiösen Grundsätze, die sie schon von Hause her mitgebracht, und die treue kirchliche Haltung, der sie sich beflissen, Beide vor allen unsittlichen Verirrungen bewahrt, in welche so viele Jünglinge auf Universitäten

*) Salamanca ist eine Stadt in Spanien mit einer berühmten Hochschule, welche Alphons IX., König von Leon, im Jahre 1200 gestiftet hatte.

zu gerathen pflegen, so daß Beide als die schönste Zierde der Hochschule Salamanca angesehen wurden.

Die Abendunterhaltung, zu welcher sie heute gegangen, bewegte sich gleichfalls, ungeachtet ihrer Heiterkeit, dennoch in strengster Sittlichkeit; schon die Gegenwart dieser beiden Jünglinge genügte, um die Uebrigen in den Schranken des Anstandes zu halten.

Aber, wurden unbewachte Augenblicke nicht oft genug schon selbst den edelsten Seelen gefährlich? Und ist es nicht zuvörderst der Ehrgeiz, welcher in seinen Bestrebungen von Vielen sogar als Entwicklung einer schönen Natur angesehen wird, obgleich er in seiner Wurzel nichts anders ist, als sündliche Hoffart, in dem selbst die vortrefflichsten Jünglinge schon untergegangen sind, oder worin doch wenigstens die Leiden und Qualen ihres Lebens ihre erste Wurzel hatten?

Ein wissenschaftlicher Streit erhob sich in unserer heitern Gesellschaft, und der Ehrgeiz unserer beiden Freunde war Ursache, daß sie sich an die Spitze der beiden Parteien stellten, die sich gegenseitig bekämpften. Der Kampf war anfangs freilich bloße freundschaftliche Neckerei, ohne persönliche Gereiztheit. Aber — jene finstere Gewalt, die den Frieden unter den Menschen nur mit Neid und Mißgunst ansieht, und der Wein, dem von beiden Seiten stark zugesetzt wurde, entflammten die Streitenden bald so sehr, daß sie den eigentlichen Gegenstand ganz aus dem Auge verloren und in solche Aeußerungen der Erbitterung übergiengen, daß beide Parteien, was jedoch den Lehren des Evangeliums und den Geboten der Kirche ganz entgegen ist, es am Ende als eine Ehrensache erklärten, daß die erlittene Kränkung durch einen

leiblichen Zweikampf ihrer beiden wissenschaftlichen Vorkämpfer ausgeglichen werden mußte.

Degen und andere Streitwaffen waren den Studierenden ohnehin jederzeit zur Hand, und so kam es denn, daß zwei edle Jünglinge, die bisher die innigsten Freunde waren, nun auf Leben und Tod einander gegenüber traten.

Der Zweikampf begann und endete — unglücklich. Beide Jünglinge sanken, von Blut überronnen, zugleich zu Boden, und jeder derselben wurde als todt schleunigst von seiner Partei hinweggetragen, um diesen Vorfall vor der strafenden Gerechtigkeit soviel möglich zu verbergen.

II.

„Wo bist Du, mein theurer Sanctius, Du, die Hälfte meines Herzens? Werde ich Dich nimmer sehen? Ach, Du bist ja todt — todt durch meine verruchte Hand, welcher der sündhafte Ehrgeiz den Mordstahl wider Dich dargereicht hatte. . . . O verzeihe! Wird mir aber Gott auch verzeihen? O Herr, verstoß mich armen Sünder nicht; sieh die Thränen der Reue, die aus meinen Augen strömen, gnädig an und wende mir auf ein Neues Deine Gnade zu! . . .“ So sprach Alphons bei sich selbst, als er nach drei Tagen aus der todesähnlichen Ohnmacht, die ihm der Blutverlust verursacht hatte, in einer armen Köhlerhütte mitten in einem Walde, sechs Stunden von Salamanca entfernt, wohin ihn seine Freunde in der Eile gebracht hatten, wieder erwachte.

„Fliehen muß ich“, — fuhr er fort, bei sich selbst zu sprechen — „ich muß aber auch büßen. Durch

einen verbotenen Kampf habe ich gesündigt, mit einem heiligen Kampfe will ich büßen. Zieht nicht Ludwig, Frankreichs glorreicher König, dieses Jahr noch nach Jerusalem, um diese heilige Stadt abermals den Händen der Ungläubigen zu entreißen? *) Auf! ich will

*) Ueber zweihundert Jahre dauerten die Wanderungen bewaffneter Schaaren aus dem Abendlande nach dem ehemaligen Judenlande, um die heilige Stätte der Erlösung den Christen als dauerndes Besitzthum zu erkämpfen und zu erhalten. Diese Wanderungen heißen Kreuzzüge.

Bis zum Jahr 637 war Jerusalem im Besitze der morgenländischen Christen, in welchem Jahre diese Stadt von Omar, dem Kalifen (Oberhaupt) der Saracenen, erobert wurde, von welcher Zeit an sie unter dem grausamen Joche der Muhamedaner schmachten mußte. (Muhamedaner werden die Anhänger jener falschen Lehre genannt, welche von Muhamed (Mahomet), einem Kaufmann aus Mekka, mit Feuer und Schwert geprediget wurde. Dieser Lehre huldigen noch heut zu Tage die Türken, die Araber (Saracenen), Perser, Mauren und mehrere andere Völker in Asien und Afrika.

Seitdem Jerusalem in die Hände der Ungläubigen gefallen, wurden die Pilgerfahrten der Christen dahin auf alle mögliche Weise erschwert, und auch die dortigen Christen hatten fortwährend die entsetzlichsten Grausamkeiten von Seite der Muhamedaner zu ertragen. Dieß gab nun Veranlassung zu den obengenannten Kreuzzügen.

Von diesen sind sechs insbesondere merkwürdig.

Der erste Kreuzzug endete im Jahr 1099 mit der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon. Ueber Jerusalem regierten nun neun Könige bis zum Jahre 1187, in welchem diese Stadt durch Saladin, dem Sultan von Aegypten, nachdem Kaiser Conrad III. und König Ludwig VII. von Frankreich im Jahr 1147 vergebens nach Palästina geeilt waren, um den Bedrängten zu Hülfe zu

mit ihm.“ Und er eilte über Frankreichs Grenze, und kam gerade am 25. August desselben Jahres zu Aigues-Mortes an, wo Tags darauf Ludwig mit seinem Heere sich wirklich nach dem Morgenlande einschiffte. Alphons wurde bereitwillig unter die Schaaren aufgenommen, und ließ sich zum Zeichen dieser Aufnahme das Kreuz durch einen Priester anheften. Glücklich gieng die Seefahrt bis zur Insel Cypern vor sich, wo sich die Kreuzfahrer nach der Anordnung des Königs versammeln sollten. Mit jedem Tage kamen daselbst noch neue Verstärkungen nach; darunter war eine von zweihundert Rittern, welche der Graf von Salisbury aus England dem heiligen Könige zugeführt hatte. — Von Cypern aus segelte nun die Flotte der Kreuzfahrer gemeinschaftlich ab, und langte, nach einem glücklich überstandenen Sturme vor der Stadt Damiette an Aegyp-

---

kommen, abermals in die Hände der Ungläubigen fiel; und sie blieb es bis zur Stunde.

Zwar folgten noch mehrere Kreuzzüge. Schon im Jahr 1188 führte Kaiser Friedrich Barbarossa den dritten Kreuzzug in das Morgenland; Richard Löwenherz, König von England, und Philipp August, König von Frankreich, folgten ihm im Jahr 1189. — An der Spitze des vierten Kreuzzuges stand Andreas II., König von Ungarn, im Jahr 1217. — Einen fünften unternahm Kaiser Friedrich II. im Jahr 1228; er eroberte sogar Jerusalem wieder, konnte sich jedoch darin nicht mehr halten. — Den sechsten Kreuzzug endlich bewerkstelligte im Jahr 1248 Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich, in Folge eines Gelübdes. Ludwig gerieth aber selbst in die Gefangenschaft des Sultans von Aegypten, und es gefiel Gott nicht mehr, Jerusalem abermals in die Hände der Christen zu geben.

tens Küste an. Diese zwischen zwei Nilarmen gelegene Stadt war dortmals eine der ersten Festungen Aegyptens. Ludwig brachte den Saracenen eine vollständige Niederlage bei, und zog siegreich in Damiette ein. Den Verlust dieser Stadt konnte jedoch Melech-Saleh, der Sultan von Aegypten, nicht ertragen; er raffte noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und ließ dem französischen Könige ein offenes Treffen anbieten. Im November fand dasselbe Statt, und hatte für die Christen, ungeachtet sie Wunder der Tapferkeit thaten und auch anfangs Sieger waren, einen so unglücklichen Ausgang, daß nach einigen Tagen König Ludwig selbst sammt seinen zwei Brüdern (Graf von Artois, der dritte, war im Treffen gefallen) und den Trümmern des Heeres in die Gefangenschaft der Ungläubigen gerieth. *)

Unter diesen Gefangenen befand sich auch unser Alphons. Er war einer der Ersten, die mit dem kühnen Grafen von Artois, dem Bruder des Königs, in die Stadt Massora eindrangen, — ein Unternehmen, das der Graf mit dem Leben, Alphons aber mit einer tiefen Kopfwunde büßen mußte. Er sank bewußtlos vom Pferde, und als er erwachte, war er

*) König Ludwig wurde jedoch gegen die Abtretung von Damiette bald wieder in Freiheit gesetzt. Für die übrigen Gefangenen wurde ein bedeutendes Lösegeld entrichtet. Ludwig schiffte sich zwar von Aegypten aus nach Acre (Akkon) in Palästina ein, mußte aber nach einiger Zeit wieder nach Frankreich zurückkehren, ohne Jerusalem erobern zu können. Selbst die übrigen Besitzungen, welche die Christen bisher noch in Palästina inne hatten, giengen von nun an allmählig wieder verloren.

schon der Sklave des reichen Bondocdar, eines Mamelukenhäuptling,*) der ein eigenes Korps von zwanzig tausend Mann befehligte, und nach dem Tode des Sultans unter allen Bey's die Hauptrolle spielte.

Schrecklich war das erste Erwachen Alphons, als er seine unglückliche Lage einmal zu überdenken im Stande war, — noch weit schrecklicher, als jenes Erwachen in der Köhlerhütte nach dem verhängnißvollen Zweikampfe in Salamanca. „Aber wie," — begann er endlich sich zu ermuthigen — „bin ich denn nicht ein Büßender? War ich nicht der Mörder meines theuersten Freundes, wozu mich der unselige Ehrgeiz verleitet hatte? Ach, statt der Ehre will ich nun Schmach und Hohn erdulden; und anstatt der Freiheit, die ich nur zu meinem eigenen Unglück mißbrauchte, will ich jetzt willig zur Sühne meiner Schuld die Ketten eines Sklaven tragen." —

Ein Jude war der Arzt des Kranken. Dieser äußerte öfters das Bedenken gegen seinen Herrn, daß der Kranke, wenn er auch völlig genesen sollte, doch niemals für eine schwere Arbeit tüchtig werden würde. — Da nun damals ein mächtiger arabischer Emir, mit Namen Sephradin, mit einer starken Handelscaravane nach Großcairo und nach Massora kam, und

---

*) Die Mameluken stammten ursprünglich aus Turkomannien, aus welchem Lande sie der Sultan von Aegypten hatte kommen lassen, um ihnen die Bewachung seiner Person anzuvertrauen. Zur Errichtung dieser Corps wurden am Anfange nur gefangene Christenkinder verwendet, die hierauf in der Lehre des Islam unterrichtet wurden, weßwegen das Wort Mameluk oft auch so viel heißt, als „Abtrünniger vom Glauben".

Bondocdar an diesem einen Verbündeten zu gewinnen wünschte, so machte er ihm nebst mehreren andern Sklaven (diese waren lauter Neger) auch unsern wiedergenesenen Alphons zum Geschenke. Der neue Herr sendete ihn mit der nächsten Caravane, die er wieder heimziehen ließ, nach einem weit entlegenen Landgute, das er jenseits des rothen Meeres in dem sogenannten glücklichen Arabien besaß. Und so kam es denn, daß Alphons nicht mehr zu jenen glücklichen Mitgefangenen gehören konnte, die bald darauf durch König Ludwig wieder losgekauft wurden.

III.

Unweit Jemama in Arabien, wo der Sitz des Caravanenhandels ist, befindet sich, als der Mittelpunct einer weithin sich erstreckenden Besitzung, ein herrliches Schloß — der gewöhnliche Aufenthalt des Emir Sephradin, wenn er nicht gerade im Kriege oder in Handelsgeschäften abwesend war. Er war bisher ein treuer Verbündeter des Sultan von Damaskus gewesen, und erst bei der letzten Anwesenheit in Großcairo war er entschieden auf die Seite der ägyptischen Bey's getreten. Er war ein milder leutseliger Herr, und selbst seine Sklaven fühlten nichts von einem Joche, das sonst andere Sklaven tragen müssen.

An der äußersten Grenze dieser herrlichen Besitzung, die von einer kleinen Gebirgskette umschlossen war, mitten unter kleinen Wäldchen, die von Weiherauch und andern Wohlgerüchen der Südfrüchte dufteten, in der Nähe eines kleinen Baches, der aus dem zur Seite gelegenen Felsen sprudelte — sitzt ein Hirt, das Haupt

entblößt, in eine tiefe Betrachtung versunken. Es spricht aber nicht Gram aus seinem Angesichte; vielmehr leuchtete aus demselben tiefer Seelenfrieden hervor und ein inniges Wohlbehagen in dieser ländlichen Einsamkeit.

Es ist Alphons, den der Emir zum Hirten über eine seiner Heerden gesetzt, und aus besonderm Vertrauen hieher an die Grenze seiner Besitzung gewiesen hatte.

Alphons hätte sich hier unendlich glücklich gefühlt, wäre er unter Christen gewesen, und hätte er nur an einer öffentlichen kirchlichen Gottesverehrung und an den heiligen Sakramenten, durch welche die Kirche ihren Gläubigen so vielen Trost spendet, Theil nehmen können. Kein Tag vergieng, an welchem er nicht geistiger Weise durch die innigsten Gebete mit Gott und den verklärten Himmelsbürgern, und auch mit seinen noch lebenden, so weit von ihm entfernten, Freunden und Anverwandten in Verbindung trat. — Er richtete sogar eine Höhle im Gebirge zu einer Art von Kapelle ein, indem er ein Kreuz, das er aus zwei kleinen Baumstämmen zusammenband, darin aufstellte. Hier betete er täglich am Morgen und am Abende, und kehrte jederzeit mit einer innern Verklärung des Gemüthes, die sich selbst auf seinem Antlitze ausdrückte, zu seiner Heerde zurück. Insbesondere brachte er die kirchlichen Sonn- und Festtage mit großer Andacht zu, vorzügliche jene Stunden, an welchen in katholischen Ländern das unblutige Opfer des neuen Bundes, gemäß der Einsetzung des Herrn im letzten Abendmahle, durch die Hand des Priesters entrichtet zu werden pflegt. Er wählte sich deßwegen jederzeit schon die erste Stunde des Tages, wo er sich in seiner Felsenhöhle vor dem Kreuze auf die Kniee warf,

und im Andenken an das Leiden des Heilandes und an Sein letztes Abendmal die heiligsten Augenblicke des Meßopfers sich in Gedanken vergegenwärtigte, und auf diese Weise sich wenigstens unsichtbar in Gemeinschaft mit allen Gliedern der Kirche setzte.

Hier gedachte er jederzeit auch deiner, theurer Sanctius, den er unabläßig unter den Todten beweinte. „Bin ich nicht,“ — begann er dann wieder sein gewöhnliches Selbstgespräch — „bin ich nicht ein Büßender? habe ich nicht eine schwere Schuld zu sühnen? Wie wird mir mein Gott vergeben, wenn ich nicht in Demuth alle Leiden meines Lebens als wohlverdiente Strafe meiner Sünden ansehen, dieselben in Geduld ertragen, und mich selbst dem lieben Gott ganz und ungetheilt als Opfer darbringen will? Möchte ich einmal rein und lauter aus allen Prüfungen meines Lebens hervorgehen, und am Ende auch mit meinem theuern Sanctius im Himmel wieder vereiniget werden!“

Zwanzig Jahre lang hütete Alphons die Schafe seines Herrn; da trat plötzlich eine Aenderung seines Schicksals ein. Es starb nämlich der edle Emir, und gab durch seine letztwillige Verordnung allen seinen Sklaven die Freiheit. Wie glücklich fühlten sich Alle, obgleich sie sämmtlich den guten Herrn betrauerten! Die meisten derselben kehrten wieder nach Aegypten zurück, das Herz des Alphons aber sehnte sich vorerst nur nach Jerusalem; dort wollte er die fernere Bestimmung seiner Lebensrichtung von Gott erwarten.

Er schloß sich demnach, als reisender Pilger, an die erste Caravane an, die aus Jemama nach Damascus, der Hauptstadt Syriens, zog. Am Jordanfluße verließ er die Caravane und schlug seinen Weg nach

dem nahen Jerusalem ein. Wer könnte aber wohl die Gefühle beschreiben, die ihn überwältigten, als er vom hohen Oelberg herab, über welchen ihn sein Weg führte, die heilige Stadt — zwar nicht mehr so von Gold und Marmor schimmernd, wie einst zu des Heilands Zeiten, aber deßungeachtet noch so reich an heiligen Erinnerungen — vor sich liegen sah! Er sank zur Erde und küßte den Boden, auf welchem einst der Erlöser selbst gewandelt.

„Bin ich nicht ein Büßender?“ — war abermals das erste Wort, das über seine Lippen quoll; „als Büßer will ich also die Stadt betreten, wo der Heiland zur Sühnung meiner Schuld am Kreuze starb.“ Er sprachs, entblößte sich die Füße, legte einen Strick um den Hals, und schritt, langsam und betend, die westliche Anhöhe hinab, durch das Schafthor hinein, und kam so geraden Weges in jene erinnerungsreiche Gasse der Stadt, die noch jetzt den Namen „Leidensstrasse“ führt.

IV.

Acht Tage brachte Alphons mit dem Besuche der heiligen Stätten Jerusalems zu; denn er beweinte an jeder derselben seine Sünden, und feierte an jeder den Sieg des Glaubens über die Finsterniß der Welt, den Triumph des Himmels über die Hölle, den Triumph der göttlichen Gnade über seinen sündlichen Ehrgeiz.

Am längsten weilte er in der Kirche des heiligen Grabes; hier betete er am brünstigsten; und hier war es, wo er in sich die göttliche Weisung zu vernehmen glaubte, daß er zum Beweise seiner wirklichen Bußfertigkeit und zum Zeichen der Treue, die er dem Him-

mel geschworen, alle seine übrigen Lebenstage nun gänzlich dem Dienste der leidenden Menschheit widmen sollte.

Mit Begeisterung sah nun Alphons die neue Lebensrichtung sich vorgezeichnet. Weil aber keines der Spitäler, welche die Johanniter und die Tempelritter zu Jerusalem zur Pflege der kranken Pilger errichtet hatten, und welche ihm am geeignetsten schienen, um darin der leidenden Menschheit dienen zu können, sich damals mehr in dieser Stadt befand, so beschloß Alphons, sich unverzüglich nach der Insel Cypern zu begeben, wo sich seit der Verbreitung der Johanniter=Brüder aus Palästina im Jahr 1191 das Hauptspital dieses geistlichen Ritterordens befand, bis dann im Jahr 1309 die Insel Rhodus der Hauptsitz des Ordens wurde, und es über zweihundert Jahre lang blieb.

Es war der 2. August 1271, an welchem Tage Alphons als dienender Bruder *) in dem Hospitale der Johanniter auf der Insel Cypern um Aufnahme bat, und dieselbe auch auf die bereitwilligste Weise erhielt. Es sprach ja aus dem Manne eine solche Milde des ganzen Wesens, daß man ihn schon um dieser Ursache willen zum Krankendienste besonders geeignet fand, — eine Milde, die nur nach vielen Prüfungen, Entsagungen, Leiden und Abstreifungen aller Anhänglichkeit an irdische Dinge das Besitzthum irgend eines Menschen werden kann.

Nach einem kurzen Noviziate legte Alphons die Gelübde in die Hände des Großmeisters ab; aber seinen

*) Der gewöhnliche Name der dienenden Brüder war Serventi d'Armi (Waffenträger); diesen lag zunächst die Bedienung der Kranken in den Spitälern und die Begleitung der Pilgrimme ob.

Namen und seine Herkunft bewahrte er aus Bußfertigkeit stets als ein Geheimniß, das bloß dem Ordensmeister bekannt war. Er wollte nur als ein Büßer für eine schwere Schuld angesehen seyn; daher hieß er auch allgemein nur: „Der Büßende".

V.

Kehren wir zu Sanctius zurück; auch er wurde, wie unsere Leser sich noch erinnern werden, nach jenem unseligen Zweikampf mit seinem sonst theuersten Freunde Alphons von seiner Partei als todt hinweggetragen und in einem sichern Verstecke untergebracht.

Seine Wunde war aber noch weit tiefer, als die seines Gegners, weßwegen seine Genesung erst nach mehreren Monaten eintreten konnte. Auch bei ihm war der erste Gedanke nach seinem Wiedererwachen aus seiner todesähnlichen Ohnmacht an seinen geliebten Alphons; auch er hielt sich für dessen Mörder; auch er verwünschte den unseligen Ehrgeiz, der ihn zu jenem Zweikampfe verleitet hatte, und der überhaupt so viel Jammer und Dornen auf die Wege der Menschen streut.

Der Zweikampf hatte außerdem für Sanctius auch noch die Folge, daß sein rechter Arm völlig gelähmt blieb, und er somit für seine bisher eingeschlagene Lebenslaufbahn ganz unbrauchbar wurde.

„Ach, wenn ich nichts anders mehr vermag, so kann ich doch noch Buße thun:" — sprach endlich Sanctius nach langem Sinnen; — „und Buße zu thun, treibt mich nicht dazu die Schuld des Mordes — des Mordes an meinem geliebtesten Freunde, der auf meiner Seele lastet?" — Denn da Alphons, wie wir

wissen, aus der Köhlerhütte nicht mehr zu seinen Freunden zurückkehrte, sondern über Frankreichs Grenze eilte, auch von der Stunde an nichts mehr von sich hören ließ, so hielt man ihn in Spanien durchgehends für todt.

Wo sollte nun Sanctius vorläufig Schutz suchen? Kaum war er in soweit wieder hergestellt, um eine Reise zu Pferde antreten zu können, so machte er sich auf den Weg nach seiner Vaterstadt Saragossa in dem Königreiche Aragonien. Dort hatte er noch geliebte Eltern (die des Alphons, der in derselben Stadt gebürtig war, waren schon längst gestorben); dort wollte er den Wink abwarten, den ihm Gott für sein ferneres Leben geben würde. — Welch ein Schmerz für dessen Eltern, als sie ihren Sohn nun gelähmt vor sich erblickten, und die glänzende Laufbahn, die sich ihm sonst eröffnet hätte, auf einmal für ihn geschlossen sahen!

Aber zum Glück für die Menschheit ist im Grunde nicht das in Wirklichkeit eine glückliche Lebenslaufbahn, die der irdischgesinnte Mensch für eine solche hält, sondern jene, die das ewige Heil zur Folge hat. Dieß bedachte auch Sanctius in seinem elterlichen Hause zu Saragossa, in welchem er nach seiner Rückkehr zwei volle Jahre verweilte. — Für immer daselbst zu verbleiben, schien ihm keineswegs in seiner Bestimmung zu liegen. Während er nun eines Tages besonders inbrünstig betete, war ihm, als ertönte unaufhörlich in seinem Innern das Wort: „Montserrat, Montserrat.“

Montserrat ist ein Berg in Catalonien, ungefähr sieben Meilen von der Stadt Barcelona entfernt, der durch seine Benedictiner-Abtei und durch die Einsiedeleien, die hin und wieder auf dem steilen Geklüft des Berges

zerstreut sind, ehedem in der ganzen Christenheit berühmt war.

„Durch einen unerlaubten Kampf habe ich gesündiget, durch einen heiligen Kampf will ich büßen; einen geistlichen Kampf will ich von jetzt an kämpfen zur Sühnung meiner Schuld, und dazu jene Waffenrüstung ergreifen, die der Apostel (Eph. 6, 11 rc.) allen denen empfiehlt, die ihr ewiges Heil zu erringen gedenken:" — so sprach Sanctius zu sich, und eilte auch sogleich, ohne sich länger mit Fleisch und Blut zu berathen, oder die Widersprüche desselben zu beachten, diesen Entschluß in Ausführung zu bringen.

Nachdem er alle Rechte des Erstgebornen seines adeligen Hauses in aller Rechtsform an seinen jüngern Bruder abgetreten, trat er die Wanderung nach Catalonien an zu dem geliebten Montserrat, dessen zackichter Gipfel mit seinen Zellen schon weithin ihm entgegenblickte und auf seine Ankunft zu warten schien.

Kaum war er bei der großen Abtei, die am Fuße eines hochaufgethürmten Felsens in dem Hintergrunde einer tiefen Schlucht lag, angekommen, war sein erster Schritt in die herrliche Stiftskirche, so berühmt als Wallfahrtsort der Hochgebenedeiten, und warf sich inbrünstig vor dem Hochaltare nieder. „Sieh, o Herr," betete er, „sieh das Opfer, das ich Dir jetzt darbringe, gnädig an; Dir allein soll jeder Tag meines Lebens von jetzt an ungetheilt gewidmet seyn!" Und er nahm den Degen, den er an der Seite trug, und legte ihn zum Zeichen seines feierlichen Gelübdes auf den Altar. Darauf ließ er sich dem Abte melden, warf sich gleichfalls demselben zu Füßen und bat demüthigst um die Aufnahme in die heilige Genossenschaft seiner Mönche

(zu jener Zeit bestand diese größtentheils noch bloß aus Laienbrüdern, und nur wenige derselben waren Priester).

„Wer bist du, mein Sohn?“ — fragte der Abt.

„Der Büßende:“ — antwortete Tertius.

„Büßende sind mir willkommen:“ — erwiederte der Abt; „denn gewöhnlich suchen wir auf Erden in gar vielen Dingen den Frieden der Seele, finden ihn aber nirgends, außer im Hause unsers Gottes.“

Es war im Mai 1250, als Tertius in das Noviziat zu Montserrat eintrat, und er befand sich bereits schon zwei volle Jahre in dieser Genossenschaft, ohne daß Einer der Brüder (der Abt allein ausgenommen) seinen Tauf- oder Familiennamen erfahren hätte. Die erste Benennung: „Der Büßende,“ unter welcher er sich bei seinem Eintritt dem Abte angekündiget, blieb ihm fortwährend als eigenthümliche Bezeichnung, und zwar mit Recht; denn keiner der Brüder legte einen solchen Bußeifer an Tag, und war so pünktlich in Erfüllung aller klösterlichen Obliegenheiten, als unser Sanctius.

Dadurch gelangte aber auch Sanctius zu einer ganz besondern Selbstüberwindung und zu einer solchen Losschälung von allem Irdischen, welche an sich schon ein hoher Grad der christlichen Vollkommenheit ist. Denn die wahre Größe und Würde des Menschen liegt nicht in dem siegreichen Emporragen über andere Menschen, sondern in der Ueberwindung seiner selbst. Der größte Eroberer auf Erden, der gepriesenste Held ist meistens recht klein und unbedeutend im Reiche Gottes, weil er dabei gewöhnlich ein niedriger Sklave seiner Leidenschaften ist.

Durch den Sieg, den Sanctius über sich selbst errungen, durch die Gelassenheit und Gleichmüthigkeit, die er selbst bei dem größten Drange der Geschäfte, und bei den strengsten Bußübungen, bei welchen gerade seine Demuth absichtlich auf die härteste Probe gestellt wurde, an Tag legte, wurde er sogar das Muster und Vorbild sämmtlicher Klostergenossen. Jedermann sah auf den „Büßenden" und niemals ohne Nutzen. Der Muthlose, den die Bußübungen und Entsagungen zu strenge dünken mochten, fühlte Muth bei seinem Anblicke; der von inneren Versuchungen Gequälte, in innerer Nacht und Trostlosigkeit Wandelnde sah den Stern der Hoffnung wieder in sich aufgehen, wenn er auf dem Angesicht des „Büßenden" jene Ruhe bemerkte, die nur nach langem Kampfe dem Sieger von Gott verliehen wird; der Träge in seinen Berufspflichten endlich las in dem Eifer des unermüdeten Sanctius sein eigenes Urtheil, und fühlte sich aufgeschreckt aus seiner Erschlaffung.

Auf der Laufbahn nach dem Ziele der christlichen Vollkommenheit giebt es jedoch keinen Stillstand. Daher verspürte auch unser „Büßende" stets den Drang in sich, unaufhaltsam nach immer höhern Stufen der Vollkommenheit zu ringen. Er bat deßwegen den Abt, ihn eine jener Einsiedeleien beziehen zu lassen, die hin und wieder auf dem felsigten Gebirge sich befanden, und worüber der Abt des Klosters zu verfügen hatte.

Der Abt, hoch erfreut über den Bußeifer des treuen Jüngers, konnte ihm diese Bitte nicht versagen, und wies ihm jene Zelle an, die gerade senkrecht über dem Kloster, in schwindelnder Höhe, auf einem Felsenrücken erbaut war. Schon einen gewöhnlichen Freund der

Natur würde die Lage dieser Klause entzückt haben; denn ungemein weit ist der Gesichtskreis, der rings umher um den Staunenden sich aufschließt; im Hintergrunde die schöne Gruppirung der Gebirgszacken, gegen Süden und Osten aber die Ebene von Catalonien bis hinunter nach Barcelona, dessen Thurmspitzen man an hellen Tagen wahrnehmen kann, und dann noch weiter hinaus die blauen Fluthen des mittelländischen Meeres. Aber nicht dieser entzückende Gesichtskreis war es, der unserm Sanctius diese Einsiedelei, welche er nach erhaltener Erlaubniß sogleich bezog, so unendlich werth und theuer machte, sondern der selige Verkehr mit Gott, dem er in dieser Einsamkeit ganz ungestört obliegen konnte.

Es ist eine durchaus verkehrte Ansicht gewisser Leute, welche das bußfertige und abgetödtete Leben in der Einsamkeit als durchaus unnütz für die Menschheit darstellen wollen. Solche Leute verrathen durch ein solches Gerede nur die Weltlichkeit ihrer Gesinnung und die Flachheit ihrer Grundsätze. Im Gegentheile strömt gerade durch solche von allem Irdischen losgeschälte und in inniger Vereinigung mit Gott lebende Seelen der reichlichste Segen des Himmels auf die Erde nieder, der auch nach außenhin sich mittheilt, und solche begnadigte Seelen oft zum ewigen und zeitlichen Heile einer ganzen Umgegend macht, wie durch viele geschichtliche Beispiele erwiesen werden könnte.

So wirkte auch Sanctius in der Verborgenheit seiner Zelle fortwährend heilsam für seine Mitmenschen. Sein bußfertiges Leben war eine nie verstummende Predigt an seine Klostergenossen, und, wie ich oben schon berührte, nicht ohne bleibende Früchte. In den Wochentagen blieb er in seiner Klause und hatte daselbst

keine andere Gesellschaft, außer den lieben Gott und die Vögelein, die so zutraulich gegen ihn wurden, daß sie durch die Oeffnung seines kleinen Fensters ohne Furcht aus und ein flogen, und die Brodsamen aus seiner Hand pickten. Des Sonntags aber und an den kirchlichen Festtagen stieg unser „Büßender" den steilen, in den Felsen gehauenen, Treppenweg nach dem Kloster nieder, um in der Stiftskirche dem gemeinschaftlichen Gottesdienste beizuwohnen, und am Tische des Herrn seine hungernde Seele zu laben. Auch seinen Leib erquickte er dann in Gesellschaft seiner Brüder. O wie freuten diese sich jederzeit, wenn er mit ihnen von himmlischen Dingen redete! Denn einem Vertrauten Gottes zuzuhören — ist für empfängliche Seelen ein unbeschreibliches Vergnügen.

Gegen Abend klimmte dann Sanctius wieder nach seiner Einsiedelei empor, wo ihm die Vögelein flatternd und zwitschernd laut ihre Freude über seine Rückkehr bezeugten; denn er trug jederzeit auch einen kleinen Vorrath von Brod mit sich, das nebst Wasser seine ganze Nahrung während der Woche ausmachte, und fieng sogleich an, seinen kleinen Gästen davon aufzutischen.

Womit beschäftigte er sich aber wohl die ganze Woche hindurch? Eine strenge Tagsordnung regelte alle seine Stunden so genau, daß ihm selbst in seiner Abgeschiedenheit jegliche Woche zu schnell hinüber flog.

In den Stunden des Tages wechselten Gebet und Arbeit. Diese Arbeit bestand größtentheils im Abschreiben der Werke der alten Kirchenväter (denn dortmals war bekanntlich die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden); noch in der neuesten Zeit befanden sich mehrere solcher Abschriften von seiner Hand in der Klosterbibliothek zu

Montserrat. Auch kleine Erbauungsbüchlein verfaßte er mehrere und ließ sie heilsbegierigen Seelen zukommen. — Die Nacht war gleichfalls zur Hälfte dem Gebete geweiht; und hier war es; wo er oft ganze Stunden lang in der innigsten Unterhaltung mit Gott zubrachte; hier gedachte er täglich auch deiner, o Alphons! den er ja unter den Bürgern der Ewigkeit wähnte. Ach, er wußte nicht, daß du gleichfalls noch auf Erden pilgerst und jenseits des Meeres weilest, in welches so oft seine Blicke hinausflogen.

VI.

Das Merkwürdigste, welches Sanctius, der „Büßende von Monserrat", in seiner Einsiedelei niederschrieb, ist wohl sein vieljähriges Tagebuch, das er mit besonderer Genauigkeit eine Reihe von Jahren hindurch sich gehalten hatte, und das in der Bibliothek des Klosters gleich den oben genannten Handschriften bis auf unsere Tage liegen blieb; denn es bildet gleichsam die Stufenleiter seines geistigen Lebens, und man kann nicht ohne Rührung von den innern Kämpfen lesen, die er selbst in den Jahren seiner Losschälung von allem Irdischen öfters noch zu bestehen hatte.

Da der Einsender dieser Erzählung mir einige Blätter aus diesem Tagebuch mitgetheilt hat, so kann ich nicht umhin, einige Gedanken aus demselben auch für meine Leser hieher zu setzen.

Z. B.:

Am 1. Sept. 1263. Freiheit! Der Mensch träumt so gerne von Freiheit, und weiß doch so selten, was

wahre Freiheit sey. Der Jüngling, die Jungfrau in der Welt hält für Freiheit, leider! jene Schrankenlosigkeit, sich ohne Hinderniß in die Arme der Thorheit und des Lasters werfen zu können, — jene Selbsterlaubniß, den Dolch ergreifen, oder den Giftbecher der Sinnenlust trinken zu können, um damit ihre Seele für ewig zu morden. Ist nicht diese Freiheit die größte Sklaverei?"

„Am 3. Sept. Wo weilest Du, theurer Alonso? Drüben in den Wohnungen der Unsterblichen. Gott, erbarme Dich seiner! Hat nicht der unedle Ehrgeiz, der nur sich selber sucht, uns so weit verblendet, daß wir des innigen Freundschaftbundes vergaßen, den wir mit einander geschlossen, daß wir sogar die Waffen gegenseitig ergriffen, und ich der Mörder meines Freundes wurde? — — O man spricht so viel von Freundschaft auf Erden; sie ist der milde Stern am Himmel, nach welchem zumal die Jugend sehnsuchtsvoll emporblickt: aber wie wenige Freundschaft hienieden ist wahrhaft rein und edel! Sie trägt fast immer, mehr oder weniger, irdische Bestandtheile in sich, wenn auch ihr Wesen vom Himmel stammt. Sinnlichkeit und Selbstsucht schleichen sich baldigst und unbemerkt in ihr Vertrauen ein, und würdigen sie sogar zu ihrer Dienerin herab, und so wird Diejenige, der von Gott das Füllhorn des Segens zur Beglückung der Menschheit überreicht worden, für Viele die Quelle des Unglücks. — Und woher dieses? Weil die Freundschaft nur zu oft ihres himmlischen Ursprungs vergißt, Gott als ihr Ziel und Ende bei Seite setzt, und auf diese Weise sich selbst ihres ursprünglichen Elementes und ihrer Lebenskraft beraubt." —

„Am 4. Jan. 1270. Selbst die Felsenzacken zu meinen Füßen starren jetzt unter der Last des Schnee's,

und der sonst so weite Gesichtskreis ist durch dichten Nebel mir jetzt ringsumher verschlossen. — Ist dieses, o Mensch, nicht auch bei deinen irdischen Hoffnungen der Fall? —— Ja, selbst den Blicken, die nach dem Himmel gerichtet sind, verfinstert sich nicht auch diesen gar oft die helle freundliche Aussicht? Die Seele wird müde und die Flügelschläge des Herzens bewegen sich matter und langsamer. —— Aber, dieß ist nur heilsame Prüfung, um jeder neuen Regung der Hoffart vorzubeugen, und in dem wiedererlangten Besitze desto dankbarer ein unverdientes Geschenk der göttlichen Erbarmung anerkennen zu müssen.“ ——

Indessen bleichten sich die Haare unsers „Büßenden auf Montserrat“; über seine Wangen zogen sich tiefe Furchen, und sein gebeugtes Haupt schien die Erde zu suchen, aus welcher sein Leib genommen ward. Dreißig Jahre waren ihm ja bereits auf Montserrat vorübergegangen, und die Stunde konnte nicht mehr ferne seyn, in welcher er vor den Richterstuhl Gottes abgerufen würde.

Einen Wunsch trug er jedoch fortwährend in der Seele, dessen Erfüllung er gerne noch hienieden gesehen hätte. „Gerne, dachte er, wollte ich sterben, wenn meine Füße noch die Stadt betreten könnten, in welcher mein Erlöser auf Erden einst gewandelt, und mein Mund noch die heiligen Orte berühren dürfte, die Er mit Seinem heiligsten Blute geheiliget hat.“

Er trug demnach dem Abte die Bitte vor, vor seinem Tode noch eine Wallfahrt nach Jerusalem machen zu dürfen, und erhielt auch bereitwilligst die Erlaubniß hiezu, da seine Körperskräfte einer so weiten Reise noch gewachsen schienen.

Am 3. Februar 1280 schiffte sich Sanctius mit mehrern Pilgern zu Barcelona ein, stieg nach drei Wochen zu Akkon in Palästina glücklich an's Land, und wanderte von da aus zuerst nach dem nahegelegenen Nazareth und dann hinauf nach Jerusalem.

VII.

Zehn Jahre hatte indessen Alphons in dem Hospitale der Johanniter auf der Insel Cypern die Kranken gepflegt, und es kehrte wohl keiner der wiedergenesenen Pilger in seine ferne Heimath zurück, der nicht die Milde des „Büßenden von Cypern" gerühmt, und dessen Andenken treulichst bewahrt hatte. Alphons aber hatte diese Segnungen der Dankbarkeit auch wohl verdient; denn keiner der andern Krankenwärter kam ihm an Diensteifer gleich, keiner übertraf ihn an Demuth und Sanftmuth, die er gegen Alle, mit welchen er in Berührung kam, an Tag legte. Eine ganz besondere Gabe besaß er, in verwundete Herzen den Balsam des Trostes zu gießen, weßhalb viele der Kranken mit der leiblichen Genesung auch die geistige mit aus dem Hospitale trugen.

Es vergieng selten eine Woche, in welcher nicht Pilger, entweder hinreisend nach Jerusalem oder von da zurückkehrend, in dem Hospitale zusprachen, freudig aufgenommen, freudig bedient wurden.

Es war der 27. April 1281, da klopfte noch in später Abendstunde ein Pilger an der Pforte des Spitales. Er war so eben mit dem Schiffe aus Jaffa angekommen und bat demüthigst um Aufnahme und Pflege. Der Pilger schien zwar erst in den fünfziger Jahren,

aber sein schwankender Tritt, die Blässe seines Angesichtes und das stete Wechseln von Frost und Hitze zeigten, daß ein gewaltiges Fieber in seinen Eingeweiden wüthe; den Stoff dazu hatte der Pilger schon zu Jerusalem, wo so eben die Pest ausgebrochen war, in sich aufgenommen.

Ohne den Fieberkranken, wie es sonst gewöhnlich war, wenn ein Pilger eintrat, mit den gebräuchlichen Fragen über Namen, Stand und Zweck der Reise zu belästigen, brachte man ihn sogleich zu Bette, und Alphons, der sich ganz besonders zu ihm hingezogen fühlte, übernahm die Pflege desselben.

Drei Tage lag der Kranke bewußtlos im heftigsten Paroxismus, der seine übrigen Kräfte noch vollends verzehrte.

Nach drei Tagen kam er endlich völlig zur Besinnung.

„Wo bin ich denn?" fragte der Kranke.

„In den Armen der christlichen Liebe," antwortete der treue Wärter.

„Und wer bist denn Du?" fragte der Kranke weiter, indem er seine Auge auf seinen Wärter richtete.

„Ich bin," — antwortete dieser — „ich bin der Büßende von Cypern".

„Der Büßende?" — entgegnete Jener erstaunt — „der Büßende? Auch ich heiße seit dreißig Jahren schon der Büßende; ich bin der „Büßende von Montserrat".

Das gegenseitige Erstaunen stieg immer höher.

„Wofür büßest Du denn?" fragte auf ein Neues der Wärter; seine Seele fieng von einer freudigen Ahnung zu erglühen an.

„Ich büße," — erwiederte der Kranke mit brechender Stimme, dieses Zweigespräch hatte ihn zu sehr angestrengt — „ich büße einen Mord, den ich vor drei und dreißig Jahren zu Salamanca im Zweikampfe an meinem theuersten Freunde begangen habe. Mein Alphons ist todt; Gott, erbarme Dich meiner!"

„Dein Alphons lebt, o mein wiedergefundener Sanctius, den ich gleichfalls seit so lange unter den Todten beweinte, er lebt, er ist in Deinen Armen" — rief der Wärter und wollte den Kranken an seine Brust ziehen; Sanctius aber war bereits schon auf das Kissen zurückgesunken und begann in die letzten Züge zu greifen.

Thränen des Schmerzens, aber auch der innigsten Wonne, weinend — stand Alphons vor der Leiche seines Freundes. Das ganze Hospital nahm innigen Antheil an dieser rührenden Scene.

Indessen fühlte auch Alphons bereits das Gift der Pest, das er bei der Umarmung seines sterbenden Freundes in sich eingesogen, in seinen Gliedern. Schnell schrieb er seine kurze Lebensgeschichte nieder, wie wir sie so eben erzählten, verschloß sie mit den Papieren, die er bei Sanctius gefunden, in ein Paquetchen, und übergab dieses einem Pilger aus Aragonien, der gleichfalls im Hospitale anwesend war, und in wenigen Wochen im Begriffe stand, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, mit der Bitte, dasselbe in dem Kloster von Montserrat abzugeben.

Alphons wurde immer schwächer, und schon nach drei Wochen befand sich sein Grabeshügel neben dem seines Sanctius.

Zwischen beiden wurde ein einfaches Kreuz errichtet, worauf die Worte geschrieben standen:

„Grabstätte der Büßenden.“

Darunter:

„Selig die Todten, die in dem Herrn sterben.“

Das genannte Paquet wurde von dem rückkehrenden Pilger richtig an der Klosterpforte zu Montserrat abgegeben, und daselbst bei dem andern schriftlichen Nachlaß des büßenden Sanctius in der Bibliothek des Klosters hinterlegt.

Bei der erst unlängst stattgefundenen Aufhebung des Klosters von Montserrat brachte ein ausgewanderter Mönch eine ausführliche Lebensbeschreibung der beiden „Büßenden“ nach Paris, wo ein Freund aus Deutschland die Güte hatte, aus derselben die so eben mitgetheilte Erzählung für unsern Leser auszuziehen.

Manuscript.

2.

Seltene Feier der Christnacht.

I.

Am Weihnachtsabend des Jahres 1500 saß Donna Constantia Grimaldi, die Gattin Antonias Grimaldi, des reichsten Edelmanns von Genua, in ihrem Gemache und war mit Giudetta, ihrer Kammerfrau beschäftigt, für die Kinder die Christgeschenke

zu ordnen. Kostbares Geschmeide, Ringe und Ketten, mit den edelsten Steinen besetzt, Stoffe von Seide und Purpur lagen vor ihr, und in ihrem Glanze erblich fast das Licht der Wachskerzen. Mit prüfendem, wohlgefälligen Blicke betrachtete die Donna die reichen Kleinodien. „Giudetta, – begann sie jetzt und wies auf ein goldenes, mit Diamanten geschmücktes Diadem, – ich glaube, dieß Diadem wird meiner Felicitas Freude machen; zwischen ihren schönen dunkeln Locken werden diese Sterne herrlich spielen, und ihre hohe Stirne wird durch das Diadem einen neuen Reiz gewinnen."

„Gewiß, Donna, versicherte Giudetta: Euer Kennerblick läßt Euch stets das Rechte treffen."

„Wie gefällt dir diese Perlenschnur? sie kostet viel; die Perlen sind groß und vom reinsten Schmelz; sie sind von Ceylon; doch ich scheue nie das Gold, wo es gilt, Kinder zu erfreuen und Schönheit würdig zu schmücken; die Schnur, doppelt um den Hals gewunden, muß Felicitas vortrefflich stehen."

„Donna, ich bewundere Euern Geschmack."

„Diesen Stoff von dunkelm Purpur wähle ich für sie zum Kleid; dieß Kleid da von himmelblauer Seide wird Felicitas morgen an dem Feste tragen, und mit diesem und mit dem Diadem und den Perlen geschmückt, darf ein Kind Grimaldis wohl unter den Töchtern von Genuas Edeln erscheinen."

„Gewiß, Donna! sie wird an Schönheit und an Pracht wohl alle übertreffen."

„Sie ist mein Kind, und darf wohl zufrieden seyn."

„Zufrieden, Donna? Felicitas wird entzückt seyn und dankbar der edlen Mutter Liebe und Großmuth

preisen. Wird wohl Enrico aber auch so glücklich seyn, als seine Schwester?"

Donna Constantia lächelte. „Giudetta, ich glaube, dich plagt die Neugierde; da sieh, was ich für ihn zum Christgeschenk bestimme." Sie hob jetzt ein seidenes Tuch auf, das einen Theil der Tafel bedeckte; ein Kleid, das ungefähr für einen achtjährigen Knaben passen mochte, von dunkelrothem Sammt, reich mit Gold gestickt, blitzte Giudetta entgegen; ein kleines Barret, mit Reicherfedern und einer diamantenen Agraffe, ein Schwert mit goldenem Griffe und silberner Scheide vollendete den Schmuck des Anzuges. In stummer Bewunderung schaute die Kammerfrau.

Donna Constantia weidete sich einige Augenblicke an Giudettas Erstaunen. „Ist Enrico vergessen worden?" fragte sie jetzt mit stolzem Lächeln. Bei der heiligen Jungfrau von Loretto! betheuerte Giudetta; das sind die Geschenke einer Königin an ihre Kinder! o wie glücklich sind die Kinder, die eine solche Mutter besitzen! wie beneidenswerth der Gatte, der eine solche Frau sein nennen kann!" —

Schmeichle nicht, Giudetta! erwiederte mit Stolz und Ernst die Donna; ich weiß, wer ich bin und was ich vermag, hier ist dein Geschenk; — sie überreichte der Kammerfrau einen seidenen Beutel mit 20 Dukaten; einen zweiten mit derselben Summe erhielt Giudetta, mit dem Befehle, sie unter den Dienerinnen des Hauses zu vertheilen. Jubelnd und freudig küßte die Beschenkte die Hand der großmüthigen Gebieterin, ihr Mund floß über von dem Lobe ihrer königlichen Freigebigkeit.

Da nahte sich demüthig und bescheiden eine ältliche Frau und sprach mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung

zu der Donna: „Haltet zu Gnaden, edle Gebieterin, daß ich unangemeldet zu Euch mich dränge; ist ja doch Weihnachten, wo alle Herzen der Milde und Erbarmung offen sind. Edle Donna, Ihr beschenkt alle in dem Hause reichlich, soll den Giovanni, Euer Sohn, Euer kranker Sohn, nichts von Euer Huld empfangen?"

„Giovanni, mein Sohn? mein Stiefsohn, sage, Corona!" erwiederte mit Zorn Constantia.

„Nun ja, wie es Euch gefällt, edle Donna; Giovanni ist nicht, — ich weiß es wohl — Euer leiblicher Sohn, aber doch das Kind Euers edlen Gatten, meines Herrn, und Euerer treuen Freundin, der Rosaura, der Gott die ewige Ruhe schenken wolle. Auch er ist ja ein Kind des Hauses und darum gebührt auch ihm ein Geschenk an diesem heiligen Feste!"

Zorn durchzückte jetzt die schönen Züge Constantias; ihre Augen blitzten auf die muthvolle Kindsmagd.

„Corona!" rief sie, „entferne dich und komme mir nie so wieder; ich will nicht an vergangene Dinge erinnert werden, von dir am wenigsten; ich bedarf keiner Ermahnung von einer Magd; auch auf Giovanni habe ich gedacht, und, ehe noch eine Stunde vergeht, hast du sein Geschenk in deinen Händen."

Corona versuchte sich zu entschuldigen; herrisch wies ihr die Donna die Thüre; niedergeschlagen, eine Thräne im Auge zerdrückend, entfernte sich die Alte.

„Wie, auch Giovanni wird von Eurer Huld beglückt? wie groß ist doch Euere Gnade!" rief verwundert Giudetta.

Constantia aber öffnete einen Schrein, und mit Staunen sah Giudetta das Kleid eines Augustinermönches, für einen Knaben von etwa neun Jahren

gefertigt; Constantia legte die schwarze Kutte mit dem Gürtel schweigend auf den Tisch, wo sie mit den blitzenden Ringen und Ketten, und den prachtvollen Kleidern Enrico's und Felicitas seltsam contrastirte.

„Sieh! das ist mein Geschenk für Giovanni, sprach die Donna; er empfange, was er verdient und wozu er geboren ist; auch sein Herz wird dadurch erfreut werden.“

Lange und ernst betrachtete die Donna die Gaben. „Nein, rief sie plötzlich, Giovanni soll nichts Anderes erhalten: ihm gehört nichts Anderes.“ Komme, Giudetta! nimm die Kleider und die Geschenke für Felicitas und Enrico, und laß sie uns in ihr Schlafgemach bringen, wie süß wird ihr Erwachen seyn!“

Giudetta nahm die Weihnachts-Geschenke und ging, die Wachskerze in der Hand, durch die getäfelten, herrlichgeschmückten Zimmer der Gebieterin voran; leise öffnete sie die Thüre des Gemaches, wo Felicitas ruhte, von der Wärterin bewacht; mit stiller Freude, voll Mutterliebe, betrachtete Constantia ihr schlummerndes Töchterlein, dessen volles blühendes Gesichtlein, von schwarzen Locken umflossen, eine ungewöhnliche Schönheit zeigte.

„Seht, edle Donna, begann die schmeichelnde Giudetta, seht doch Felicitas engelschönes Antlitz; sie ist Genuas schönstes Kind, sie wird seine schönste Jungfrau werden; der Mutter Liebreiz spiegelt sich in jedem Zuge; sie wird einstmals Euch gleichen, hohe Gebieterin!“ „Mir gleichen? Giudetta! rief Constantia; nein, sie wird mich übertreffen! Voll eitler Mutterzärtlichkeit neigte sie sich über die Tochter, und küßte sie sanft auf die Stirne. Da erwachte Felicitas, sie erblickte die

Mutter und ihre Geschenke. Verwirrt und vom Glanze des Goldes und der Steine wie geblendet, bedeckte sie einige Augenblicke mit den Händlein die Augen. „Das ist mein Diadem, das sind meine Perlen," rief sie jubelnd; „o liebe Mutter, das muß mir das Christkindlein gebracht haben, noch heute will ich es tragen!" Mit dem ganzen Ungestümm ihrer Freude bat sie die Mutter, sie möge noch heute und sogleich mit dem Diadem und dem Kleide sie schmücken; und die Mutter, selbst verlangend, das Kind in dem neuen Schmucke zu sehen, ließ sie durch Giudetta und die Wärterin anziehen und half selbst dabei.

Felicitas war jetzt angekleidet; Constantias Brust hob sich in mütterlicher Freude bei dem Anblicke des lieblichen Kindes; Giudetta pries laut des Kindes Schönheit, die noch durch den Schmuck und den Pracht der Kleidung erhöht wurde. Enrico, der im anstoßenden Kämmerlein schlummerte, war durch das laute Gespräch erweckt worden, er sah mit Erstaunen die Mutter und Giudetta. Neugierig schaute er von der Thüre heraus, und als er das Schwesterlein neben der Mutter reich geschmückt erblickte, da errieth er, was vorgegangen war, eilte zur Mutter und bat um sein Christgeschenk. Lächelnd zeigte ihm die Mutter das prachtvolle Sammtkleid, das Barret und das Schwerdt mit dem goldenen Griffe; ungestümmer noch als das Schwesterlein, verlangte auch Enrico sein Kleid anzuziehen, und damit in die Kirche zur Mette zu gehen, auch seinem Begehren willfahrte Constantia. Als nun der Knabe mit dem schönen Kleide, das Barret mit den wallenden Federn auf dem Lockenhaupte, mit von Freude verklärtem Gesichtlein neben dem blühenden

Schwesterlein vor der Mutter stand, da konnte Giudetta, ohne zu lügen, der Donna versichern, daß Genua schönere Kinder niemals gesehen.

Die Glocken des Palastes ertönten und unterbrachen den Jubel der Kinder. — „Das ist Don Antonio, mein Gemahl! rief Constantia, er will uns überraschen." Diener eilten mit Lichtern die Stufen hinab und empfingen den Herrn, der von der Gattin an der Thüre ihres Gemaches begrüßt wurde.

„Ich grüße Euch, Donna Constantia," begann er mit sanfter Freundlichkeit; ich habe mich recht gesehnt, den heiligen Weihnachtsabend in der Mitte meiner Familie zuzubringen und mit Euch die Geschenke unter die Kinder zu vertheilen; ich habe mich recht beeilt und doch scheint es, als komme ich zu spät; schlafen unsere Kinder schon?"

„Keineswegs, Don Antonio, die Freude hat sie aufgeweckt, die Freude über die Christgeschenke, die ich so eben an sie vertheilte; jetzt wird ihr Jubel um so größer seyn, weil sie heute noch den lieben Vater sehen und ihm danken dürfen."

Enrico und Felicitas ließen sich jetzt nicht mehr halten; sie stürzten dem Vater entgegen und begrüßten ihn mit kindlichem Jubel; mit Ueberraschung und mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete Don Antonio die blühenden, prachtvoll geschmückten Kinder; Enrico und Felicitas zeigten ihm rühmend und preisend ihre Geschenke; Enrico schwang prüfend sein Schwert und rief mit blitzenden Augen: „Gegen Venedig und wider Frankreich!" Felicitas drückte fester das Diadem in die schwarzen Locken und neigte sich zu dem Vater, als wollte sie seine Hand küssen und ihn bitten,

auch ihre Geschenke zu loben. Lächelnd wehrte Don Antonio die Zudringlichen ab. „Bei Gott! rief er, ich weiß nicht, wem von Euch die Mutter Schöneres gegeben; ihr habt alle Ursache, die Güte Euerer Mutter zu preisen und Gott den Herrn um langes Leben für sie zu bitten: doch, geht jetzt schlafen; es ist spät und bald wird es Mitternacht.“ Auf seinen Wink führte Giudetta die Kinder mit der Magd zur Ruhe; nur ungern ließen sie sich entkleiden.

Constantia sprach jetzt Don Antonio; ich kenne Euere Liebe zu den Kindern und will Euch nicht tadeln, wenn Ihr in Geschenken auch das rechte Maaß der Freigebigkeit überschreitet; Enrico und Felicitas sind reich, sehr reich von Euch begabt worden; um so mehr darf ich hoffen, daß Ihr auch Giovanni nicht vergessen habt.“

„Antonio, gefiel Euch Felicitas Diadem?“ fragte Constantia, seine Frage scheinbar überhörend.

„Sehr wohl, Donna; doch glaube ich, ein Blumenkranz würde die Stirne eines achtjährigen Kindes schöner schmücken, als ein Diadem von Gold und Steinen; was schenktet Ihr denn Giovanni?“

„Wenn Ihr Felicitas Diadem tadeln müßet, versetzte die stolze Frau mit einiger Empfindlichkeit, so wird doch Enricos Schwert Euern Beifall haben?“

„Es ist prachtvoll; doch Enrico zeigt Neigung zur Ueppigkeit und Hoffart; darum wäre es mir lieber gewesen, Ihr hättet den Knaben in Leinen gekleidet, als in Gold und Purpur; doch was erhielt Giovanni?“

„Unerträglich!“ — zürnte die Donna; „mit einer bösen Laune seyd Ihr nach Hause gekommen; es scheint,

als wollet Ihr uns die Freude dieses Abends gar nicht gönnen."

„Ihr seyd im Irrthum, Constantia; alle Freude will ich euch gern bereiten, das wißt Ihr wohl; doch sagt mir einmal, was erhielt denn Giovanni; ich bat Euch ausdrücklich, ihn nicht zu vergessen, wie vorigen Jahres."

„Ich habe auch an ihn gedacht, erwiederte Constantia verdrüßlich und kurz; auch Euer Giovanni erhielt sein Geschenk."

„Und was schenkte denn Euere Güte meinem Giovanni?"

„Das Kleid eines Augustinermönches; das wird ihn am besten kleiden."

„Und soll sein Leichentuch werden, nicht wahr, Donna?" rief mit Zorn Antonio; „o Constantia! denkt doch, was Ihr meiner Rosaura am Sterbebette geschworen habt! wie schwer versündigt Ihr Euch nicht an dem schuldlosen kranken Knaben. Glaubt ja nicht, daß ich je gestatten werde, daß er wider seinen Willen ein Mönch wird."

„Und was wollt Ihr denn anders aus ihm machen, Antonio?" fragte immer gereizter Constantia; „wozu zeigt er anders Lust und Neigung? brutet er denn nicht jetzt schon, in sein Kämmerlein zurückgezogen, als haßte er das Leben? seht Ihr nicht, wie er den ganzen Tag betet und nichts lieber thut, als sein Altärlein schmücken und die Heiligen kleiden? zehrt denn nicht an seines Lebens Mark das schleichende Fieber, das ihm unfehlbar den Tod bringen muß?"

„O Constantia, haltet ein, haltet ein! rief in heftiger Bewegung Antonio, ja, so ist mein Giovanni

geworden, geworden aber durch Euere Schuld, siech an Körper, schwach an der Seele, nur stark im Dulden und Leiden. O könnte ich mit meinem Herzblute die Jahre meiner Abwesenheit zurückkaufen! Nein, Constantia, Ihr seyd nie, auch nur eine Minute, dem Knaben eine Mutter gewesen; schändlich habt Ihr ihn verwahrloset; nicht die gewöhnliche Barmherzigkeit eines Weibes habt Ihr für ihn gehabt." Statt das frühere Unrecht gut zu machen, beharrt Ihr in dem alten Haße gegen den Armen, der Euch nie etwas zu Leid gethan. Aber ich weiß, Constantia, wornach Ihr trachtet; des Knaben Reichthum soll in Euere Hände kommen! Doch Giovanni's Muttergut soll ihm bleiben bis auf den letzten Heller, das schwöre ich Euch bei dem Blute des Heilandes selbst!"

Da erhob sich die Donna mit Heftigkeit; des Zorns Blässe entstellte ihr Antlitz, ihre Augen glühten.

„Wie, Don Antonio, mir solche Vorwürfe? Ihr wagt es, so Euere Gattin zu erniedrigen? so achtet Ihr meine Würde? Glaubt Ihr, ich sey so tief gesunken, daß ich gegen solche gehässige Beschuldigungen mich zu vertheidigen nöthig habe? Nimmermehr! Donna Constantia steht zu hoch, und hält sich für zu edel, als daß sie auch nur ein Wort auf Euere vermessene Rede Antwort geben möchte."

Mit glühenden Blicken, voll Zornes und Verachtung verließ sie das Zimmer.

Don Antonio aber drückte die Hände gegen die heiße Stirne und öffnete das Fenster, als wollte er des Schmerzens Gluth durch des Winters Kälte kühlen.

Die Glocken tönten zur Metten von Genua's Thürmen, und tief drangen ihre Klänge in sein wundes Herz.

„O, mein Heiland! seufzte er, Du weißt, was ich gelitten! Du weißt, wie gerne ich Alles vergessen und verziehen hätte! Ist es meine Schuld, daß dieß harte Herz durch keine Liebe, durch kein Bitten sich erweichen läßt? Liegt denn der Fluch auf uns? O, warum ließest denn Du diese Pein über mich kommen? Giebt es denn daraus keine Erlösung? Soll ich denn und mein Giovanni im Kampf mit diesem Weibe zu Grunde gehen? O Rosaura, du Gattin meiner Seele, warum hast du mir gerathen, Constantia zu ehlichen? warum gab ich deinen Bitten nach und hörte nicht des Herzens warnende Stimme?“

II.

Don Antonio Grimaldi, aus einem der edelsten und reichsten Geschlechter Genua's entsprossen, hatte seine Jugend theils in spanischen Kriegsdiensten, theils auf Reisen in Handlungsgeschäften zugebracht. Als er im blühendsten Mannesalter in die Vaterstadt heimkehrte, sein unermeßliches Vermögen selbst zu verwalten, suchte er nach einer treuen Gattin. Dazumal lebten in Genua zwei Jungfrauen von der edelsten Abkunft, beide von gleichen Vorzügen und von Allen geehrt, die sie kannten. Rosaura und Constantia — so hießen die Jungfrauen — hatte kindliche Freundschaft und eine gemeinsame Erziehung bei einer würdigen Verwandten verbunden, wiewohl ihre Neigungen keineswegs gleich waren. Rosaura hatte eine Seele voll Innigkeit und Hingebung, voll Liebe und Zutrauen; Constantia's Gemüth war ernst, heftig und selbstsüchtig, — Fehler, die selbst durch eine wahrhaft be-

wunderungswürdige Schönheit nur wenig gemildert werden konnten. —

Don Antonio lernte sie beide kennen; er fühlte sich von beiden angezogen; lange schwankte seine Wahl zwischen Rosaura's holder Liebenswürdigkeit und der blendenden Schönheit Constantia's; sein Herz zog ihn aber zu der stillen demüthigen Rosaura, obgleich die stolze Constantia jede Kunst und jede List aufbot, Don Antonio für immer zu fesseln. Als nun Antonio bei der Pflegmutter um Rosaura's Hand bat, da war der Kampf kurz, aber furchtbar in Constantia's Seele; mit einer Stärke, deren in solchen Verhältnissen nur ein Weib fähig ist, drängte sie ihre Leidenschaft für Antonio zurück, und wünschte mit ruhiger, lächelnder Miene Rosaura zur Hochzeit Glück, während ihre Seele von Schmerz und Zorn zerrissen blutete. Sie gewann es über sich, Rosaura zum Brautaltar zu schmücken, und ihr den Myrthenkranz in das dunkle Haar zu drücken; als sie oben an Rosaura's Seite am Altar stand, und diese das Jawort aussprach, da flammte aus Constantia's Auge ein Blick des grimmigsten Hasses auf die glückliche Freundin; nur Eine — Corona, die treue Kindsmagd Rosaura's — sah diesen Blick und sie hat ihn nie vergessen.

Antonio und Rosaura lebten in der glücklichsten Ehe; nach dem Gatten liebte Rosaura Niemanden mehr, als Constantia; ihre Liebe zu der Freundin schien im Ehestande noch zu wachsen; an allen Freuden mußte sie Antheil nehmen, in ihrem Palaste sie wohnen. Constantia's Herz blutete; aber ihr Stolz war größer, als selbst die Last ihrer Leiden; nie sollte Antonio,

am wenigsten Rosaura, ahnen, was ihr Herz bei dem Anblicke ihres Glücks empfinde; sie verschloß ihren Haß in sich, und bot die ganze Macht ihrer Seele auf, ruhig, unbefangen, antheilnehmend und selbst heiter zu erscheinen.

In Rosaura's Herz zog die Mutterhoffnung ein; Antonio jubelte; Constantia's Antlitz überzog eine tödtliche Blässe. „Nicht wahr, Constantia, bat Rosaura; sendet mir der Himmel eine Tochter, so trägt sie deinen Namen und du mußt Pathe werden; nicht bloß Pathe, nein, die zweite Mutter mußt du meinem Kinde werden; du mußt meine Mutterfreuden, meine Mutterleiden mit mir theilen!“ Constantia versprach es mit bebenden Lippen. Die Zeit der Geburt kam; Rosaura gebar in Todesnöthen ein Knäblein, das in der heiligen Taufe den Namen Giovanni erhielt. Rosaura drückte ihr Söhnlein unter Thränen an das Herz. „O Du armes Würmlein, seufzte sie, ich, ich werde dich nicht erziehen; der Schmerz, der in meinem Innern wüthet, der bringt mir den Tod.“ Sie reichte jetzt das Kind dem Vater, der, die Hände ringend, mit verzweifelndem Blick trostlos dastand. Rosaura sprach tröstend zu ihm; sie legte jetzt das Kind in Constantia's Arme.

„Antonio! sprach sie leise: ich gehe zu Gott; dort werde ich für dich, für Giovanni, für Constantia beten. Ich lasse dich nicht allein; Constantia wird deine Gattin, wird unsers Söhnleins Mutter werden!“ Constantia zuckte zusammen. „O meine Constantia, bat Rosaura mit gefalteten Händen, erhöre die letzte Bitte deiner Freundin, die dich unsäglich geliebt hat; werde Antonio's Gattin, werde Giovanni's Mutter!“

Diese schwur einen heiligen Eid; ihr Antlitz zeigte Trauer, ihre Seele jubelte; ihr Ziel war erreicht; denn am Abend war Donna Rosaura, von der Heuchlerin getröstet, sanft entschlummert, nachdem sie noch einmal von Constantia die heiligsten Schwüre für Antonio's und Giovanni's Heil empfangen.

Sobald nun die Trauerzeit vorüber war, führte Antonio die neue Braut zum Altare, Constantia, jetzt Antonio's Gattin, hielt längere Verstellung nicht mehr für nöthig; bald trat der Hochmuth und die Herrschsucht ihres Herzens in ihrer ganzen Größe hervor; sie liebte Don Antonio; allein ihr beleidigter Stolz konnte es ihm nie verzeihen, daß er ihr Rosaura vorgezogen, dieß sollte er nun in Demuth und Unterwürfigkeit büßen; mit Schmerzen empfand Antonio schon in der ersten Woche seiner Ehe den Unterschied zwischen Rosaura's liebevoller Hingebung und Constantia's ernstem stolzen Gemüthe; vergebens waren seine Bitten, seine Mahnungen; Constantia, die mit Festigkeit und Stolz ungemeinen Scharfsinn verband, wurde bald die Gebieterin des Hauses.

Antonio duldete um des Friedens halber; mehr noch als er, litt der kleine Giovanni; wochenlang verlangte ihn die Mutter nicht zu sehen, kalt war dann seine Begrüßung, wenn Corona ihr das Knäblein bringen mußte. Mehrmals bat sanft Antonio um größere Liebe für sein, für Rosaura's Kind; dann aber antwortete sie mit Stolz: „Soll ich des Knaben Kindsmagd seyn, Don Antonio? Ich werde nicht vergessen, was mir geziemt.“ Als nun Constantia nach Jahresfrist dem Gatten Zwillinge — Enrico und Felicitas — gebar, da wurde an Giovanni nimmer

gedacht. In ein schlechtes Kämmerlein des Palastes verwiesen, lag der arme Knabe in seinem Bettlein, von der treuen Corona gewartet, die nicht aufhörte, die Härte der Gebieterin und Antonio's Schwäche zu bejammern, und die Stunde zu verwünschen, welche diese Heirath geschlossen.

Giovanni wurde älter, und aus jedem Zuge seines lieblichen Antlitzes sprach der Mutter Bild; um so mehr scheute sich Constantia vor dem Knaben, dessen Antlitz sie an die Freundin erinnerte, und ihr Verrath und Undank vorzuwerfen schien. Immer seltener durfte er zur Mutter; weinend klagte er dann dem Vater und der treuen Corona, daß die Mutter ihn nicht liebe; wie konnten wohl ihn diese trösten? selbst mit den Geschwistern, die Giovanni über Alles liebte, durfte er nicht spielen; sie durften nicht zu ihm; denn — warnte Constantia — Giovanni sey bleich und kränklich; seine Krämpfe, woran er öfters litt, seyen eigentlich die hinfallende Sucht, welche ihre Kinder nicht erben sollten."

So wurde der Knabe ganz allein auf sich beschränkt und auf seine Corona; denn der Vater, in weit verzweigte Handlungsgeschäfte verwickelt, war oft Vierteljahre lang nicht zu Hause.

In dieser stillen schmerzensreichen Einsamkeit entfaltete sich das Herz Giovanni's zum Leiden, Corona lehrte ihn den Heiland kennen, der für seine Feinde am Kreuze gestorben, und bald hing der Knabe mit der innigsten, treuesten Liebe an Ihm. Auf sein Bitten errichtete ihm Corona einen kleinen Altar, mit dem Bilde des Gekreuzigten; vor Ihm betete nun Giovanni, und es traten der Kindsmagd oft die Thränen

in die Augen, wenn er für die Stiefmutter und die Geschwister zu Gott flehte: „Und wenn sie auch mich nicht lieben, ich liebe sie doch, o liebe auch Du sie!“ Corona schmückte sein Altärlein mit schönen Bildern, keines aber liebte Giovanni mehr, als ein Bild, welches, von Meisterhand gemalt, den Herrn als Kindlein mit dem Lämmlein und dem kleinen Johannes (Giovanni) spielend darstellte. Stundenlang stand der Knabe andächtig mit gefalteten Händlein vor dem Bilde, mit seliger Freude im Gesichte. „Sieh, Corona, rief er dann, auf St. Johannes deutend — das bin ich, das ist Giovanni; nicht wahr, Corona, auch ich darf einst mit dem Kindlein und den Lämmlein spielen auf den Himmelsauen?“ „Gewiß, mein Giovanni, betheuerte mit wehmüthigem Lächeln die Magd; du wirst einst zu Ihm kommen und mit Ihm spielen und mit den Engeln!“

Corona blieb des Knaben einzige Lehrerin; sie erzählte ihm von der heiligen Jungfrau Maria und von dem Leben der Heiligen, die Gott über Alles geliebt haben, und Giovanni hörte mit Entzücken zu; seine Augen schimmerten voll heiliger Sehnsucht, seine bleichen Wangen rötheten sich. „Ja, Corona, betheuerte er, ich will werden, wie sie; ich will den Heiland lieben, wie sie. O mein Jesus, wie liebe ich Dich!“ und brünstig küßte er das Kreuz, das an seiner Brust hing, und einst Rosaura getragen hatt.

So kam der Knabe immer weiter in der Liebe zu Gott; eine tiefe, innige Sehnsucht nach den himmlischen Dingen erfüllte sein Herz und wurde mit jedem Tage flammender; stundenlang brachte er im Gebete zu, oder das fromme Auge auf das Kreuz gewendet; oft führte er Reden, die Corona auf das höchste in Erstaunen

setzten und sie auf den Glauben brachten, als stünde er unter dem besondern Schutze Gottes und der Engel; eine wahrhaft himmlische Verklärung schien ihr oft das Antlitz des Kindes zu umleuchten. So sehr die gute Corona über Giovanni's Frömmigkeit erfreut war, so betrübte es sie, daß sein Körper immer schwächer und siecher wurde; jene Krämpfe, deren wir schon gedacht, stellten sich öfter als sonst ein, hinderten das Wachsthum des Knaben und verursachten ihm die peinlichsten Schmerzen. Mit welcher Geduld litt und übertrug sie aber nicht Giovanni! Wenn Corona den Angstschweiß von der Stirne des Halbohnmächtigen wischte, dann gab er ihr dankbar das Händlein und stammelte leise, auf das Kreuz weisend: „Alles Ihm zu Liebe!"

So war der Knabe in seinem Kämmerlein fast zehn Jahre alt geworden, seine Krankheit hatte in dem Grade zugenommen, daß er selbst die Kirche nicht mehr besuchen und das Zimmer nimmer verlassen durfte; seine Schmerzen wuchsen und wurden durch die Sorge um den theuern Vater vermehrt, der, in seinen Handlungsgeschäften durch Schiffbruch zurückgehalten, drei Jahre abwesend blieb.

Als nun Don Antonio, seit Jahren zum erstenmal, sein liebes bleiches Söhnlein, Rosaura's Abbild, in seine Arme schloß, da fühlte er in seinem Herzen eine Stimme tönen, die ihm laut und bitter seine Schwäche und Nachlässigkeit in Erfüllung seiner Vaterpflichten vorwarf. Da gelobte er, Giovanni nicht bloß Vater, sondern auch Mutter zu werden, und die Versäumnisse früherer Jahre durch verdoppelte Liebe gut zu machen; so kam es zwischen ihm und Constantia über Giovanni zu ernsten Erklärungen, und

am Weihnachtsabend zu jener Scene, die wir so eben geschildert haben. —

III.

Antonio's Herz sehnte sich, noch heute in der späten Nacht seinen Giovanni zu sehen, und einige tröstliche Vaterworte zu ihm zu sprechen; er ging langsam in das Kämmerlein hinab, wo Giovanni mit Corona wohnte; leise öffnete er die Thüre, Corona trat ihm entgegen, den Finger auf den Mund; schweigend deutete sie auf das Bettlein, wo der Knabe ruhte, überrascht schaute Antonio, Giovanni schlummerte sanft, die Händlein über die Brust gefaltet; sein sonst so bleiches Antlitz schimmerte in einer zarten Ruhe; seine Augen waren geschlossen, allein durch die Augenlieder schienen wunderbar leuchtende Strahlen zu dringen; sein Mund war halb geöffnet, und ein mildes seliges Lächeln spielte um seine Lippen; sein ganzes Antlitz glänzte in wahrhaft himmlischer Verklärung.

„Seht, edler Herr! sprach Corona, ein solcher Schlummer, eine solche Röthe befällt Giovanni öfters; es ist dann, als ob ihn die Himmelsmutter Maria mit ihren Engeln heimsucht und ihn trösten will; denn Giovanni leidet viel, leidet unendlich viel!"

Trauernd neigte Don Antonio sein Haupt und wollte zum Bette näher treten. Horch, Corona! was ist das? fragte er mit steigender Verwunderung; aus dem Munde des Knaben klangen jetzt leise, zarte Töne, wie Engelsstimme aus jener Welt; es waren keine Worte, sondern Töne, die über Giovanni's Lippen klangen; es waren aber Töne von einer Anmuth und Lieblichkeit, wie sie nimmermehr eine menschliche Stimme

hervorzubringen vermag; es waren Töne und Klänge voll Unschuld, voll unendlicher Sehnsucht.

„Edler Herr!“ erwiederte Corona dem staunenden Vater; „habt Ihr niemals gehört, daß die Kindlein mit unschuldigen Seelen mit den Engeln sprechen? Ich, ich glaube es fest, daß Giovanni mit den Engeln spricht; sie kommen zu ihm in dieser heiligen Nacht, wie sie einstmals zu den Hirten auf dem Felde gekommen sind; sein Schutzengel ist es, der zu ihm spricht und ihn tröstet.“

„O Engel des Himmels, kommt und helft meinem Giovanni!“ sprach Antonio und beugte sich voll tiefen Schmerzens über sein Kind. Da erhob sich Giovanni, doch nicht dem Vater wandte er sich zu, sondern dem Fenster, durch welches jetzt ein bleicher Schein hereinfiel. Glocken ertönten, Corona warf sich auf die Kniee. „Das Allerheiligste wird zu einem Kranken getragen,“ sprach sie, „Giovanni fühlt des Heilandes Nähe!“ Antonio kniete an ihrer Seite; sie sahen es, wie der Knabe, mit gefalteten Händlein, das Antlitz voll seliger Verklärung, in sein Bettlein zurücksank. Helle, frohlockende Töne quollen jetzt aus seinem Munde, es war, als ob er die Herrlichkeit des Gottmenschen preisen wollte, bis endlich die wunderbaren Töne, in unendlicher Sehnsucht verhallend, leise und sanft verklangen.

Don Antonio weinte tief erschüttert; doch wollte er seinen Schmerz vor Corona verbergen; er bezeichnete sein Söhnlein mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, küßte es und entfernte sich langsam. Corona aber setzte sich neben das Bettlein des Knaben und begann zu beten, es möge sich der Heiland über ihn erbarmen und ihm das gewähren, um was er heute bitten würde.

Giudetta kam jetzt, brachte das Mönchskleid und eilte, auf Giovanni nur einen scheuen, flüchtigen Blick werfend, sogleich weiter. Die Röthe, welche das Antlitz des Knaben wie Abendschein verklärte, wurde immer bleicher und verschwand zuletzt ganz. Giovanni athmete jetzt tief auf und erwachte. Mit Freundlichkeit und Liebe schaute er auf die treue Corona. „Corona! begann er, heute ist die Christnacht, ich will aufstehen und mein Kripplein herrichten; denn das Christkindlein wird ja auch zu mir kommen, nicht wahr Corona, auch zu mir?“

„Gewiß Giovanni, auch zu dir! kommt es doch zu allen guten Kindern!“

Da sah Giovanni das Mönchskleid, „Corona! rief er verwundert, was ist das? das ist ja das Kleid der guten Augustiner, meiner frommen Nachbarn?“

„Es gehört dir, Giovanni! die Mutter schenkt es dir zum Weihnachtsabend.“ „Die Mutter?“ rief mit freudigem Erstaunen der Giovanni; „die Mutter schenkt es mir? seit langer Zeit hat sie mir nichts gegeben. Corona, dank ihr doch in meinem Namen; ich darf ja nicht zu ihr, setzte er mit tiefer Betrübniß hinzu, nicht zu ihr, nicht zu meinen Geschwistern Enrico und Felicitas.“

„Und dich freut die Gabe? dich freut das Kleid, das Kleid eines Mönches?“

„Wer dient dem Herrn wohl mehr, als die Mönche? das sagtest du ja oft, und daß es eine Ehre wäre, den frommen Brüdern anzugehören; o gerne möchte ich Einer derselben werden! Corona mich freut das Kleid, ich will es, dem Heiland zu Ehren, anziehen! hilf du mir!“

Der Knabe ließ mit Bitten nicht nach, bis Corona ihm das Ordenskleid angezogen; mit stiller Freude ging Giovanni im Kämmerlein auf und ab.

Der treuen Corona gingen die Augen über; sie dachte an die glänzenden Kleider Enricos und Felicitas, und ihr Liebling, Don Antonio's Erstgeborner, stand vor ihr, in roher Wolle, in dem Mönchshabit! Corona konnte den Schmerzen ihrer Seele nicht zurückhalten.

„Giovanni, begann sie, dein Bruder Enrico hat das Prachtkleid eines Fürsten, deine Schwester ist mit Seide und Perlen geschmückt, und du mußt das Kleid eines Mönches tragen?"

„Corona! gefällt ihnen denn ihr Kleid mehr, als mir das meine? verlange ich denn nach Gold und Seide? dieß Kleid hat mir der Herr geschickt, mit Freuden will ich es tragen; kam denn nicht der Heiland arm und nackt auf die Welt? und ich, ich habe ein Kleid!"

„Giovanni! deine Geschwister schwelgen an der üppigsten Tafel und trinken die köstlichsten Weine, und dir, dir schicken sie den Abfall der Tafel. Die Brodsamen mußt du essen, wie der arme Lazarus!"

„Werde ich denn nicht satt, Corona? bleibt denn nichts übrig von meinem Essen? hungerte denn nicht mein Herr und Heiland, mußte Er denn nicht am Kreuze Galle und Essig trinken?"

„Ach, Giovanni! du mein Liebling!" klagte die Kindsmagd, „hättest du nur Eines! Enrico und Felicitas blühen in der Fülle der Gesundheit und wissen von keinem Schmerz, und du, du, o mein Gott! du mußt leiden, so gar viel leiden!"

„Gott erhalte meinem lieben Bruder, meiner lieben Schwester die Gesundheit; klage ich denn? Corona! Ich habe oft Schmerzen, recht große Schmerzen; aber litt denn mein Herr und Heiland nicht auch für mich und Andere die schwersten Peinen?“

Corona erwiederte in heftiger Bewegung: „O Giovanni, mein armer Giovanni! wollte Gott, ich könnte dir mit meinem Leben die Gesundheit erkaufen; o daß dir Gott doch gebe, was dein schuldloses Herz verlangt! Hast du denn keinen Wunsch? bitte doch in dieser Nacht; es ist ja diese Nacht eine Nacht der Barmherzigkeit; jedem, der da bittet, wird gegeben werden. Giovanni, mein Giovanni wünschest du denn gar nichts von deinem gnädigen Herrn und Heiland?“

Giovanni's Wangen rötheten sich; mit leuchtenden Augen faßte er Corona's Hand. „Ja Corona“, sprach er tiefbewegt; „nach Etwas, nach einem Dinge verlangt heute mein Herz sehnlicher als sonst; aber zu viel ist es, als daß ich mir darum zu bitten getraute.“

„Giovanni! bitte nur, bitte nur mit Vertrauen, und du wirst erhört werden, sage es mir, Giovanni, um was willst du denn bitten?“ Giovanni aber führte die gute Pflegmutter zu seinem geliebten Bild; er wies auf das Jesukindlein, das, unter Rosenbüschen sitzend, mit Seinem Vetter Johannes (Giovanni) und dem Lämmlein spielte.

„Sieh, Corona“, sprach der Knabe leise, ich möchte Sein Giovanni werden; wie Giovanni da möchte ich mit dem Jesukindlein spielen; meine Händlein legen in die Seinigen, meine Wangen drücken an die Seinige; hinknieen wollte ich zu Seinen Füßen und Ihm sagen, wie lieb, wie gar so lieb ich Ihn hätte; zu Seiner göttlichen

Mutter müßte Er mich führen, hinauf in den Himmel zu den Engeln, o Corona!" Die Thränen der Sehnsucht befeuchteten seine Augen: er kniete jetzt nieder und faltete die Hände gegen das Bild.

„Giovanni," tröstete Corona, „bete nur, heute kannst du von deinem Heiland Alles erbitten; ist Er ja die Barmherzigkeit selbst; bitte nur; gewiß kommt Er zu dir und wird in deinem Herzen wohnen; denn Er ist ja unter uns und will bei Jedem einkehren."

„Und wo ist Er, daß ich Ihn suche, Corona, wenn Er unter uns ist? denn mein Herz verlangt mit Sehnsucht nach Ihm, wie ein Durstiger nach der Quelle; wo ist mein Heiland? o zeige mir Ihn, gib mir Ihn!"

Und Corona erzählte ihm nun, wie der Herr eingehüllt und verborgen in Brodes, und Weinesgestalten unter den Menschen wohne, sie speisen und sie heiligen wolle. Da leuchteten die Augen des Knaben, sein Herz schlug voll Jubel und Entzücken auf. „Corona, rief er, so muß Er noch heute zu mir kommen, noch heute will ich Sein Giovanni werden." — Jetzt erzählte er, wie er dem Heiland dienen, bei Nacht an seinem Bettlein wachen, und mit Ihm Speise und Trank theilen wollte; mit Ihm würde er spielen, mit Ihm sich freuen, mit Ihm weinen. — Voll glühender Liebe und Sehnsucht betheuerte er: „Ich lasse Dich nicht, mein Heiland, Du mußt mich noch heute als Deinen Giovanni annehmen."

Corona sprach tröstend und begütigend zu dem Knaben: da tönte die Glocke und rief sie zu dem Herrn. Giovanni stand jetzt auf und zündete die Kerzlein seiner Krippe an, welche die Geburt des Heilandes darstellte; in ihrem Lichte strahlten die Goldgewänder

der Engel, und das milde, himmlische Antlitz des Gotteskindes schien voll Freundlichkeit dem betenden Knaben zu lächeln. Immer brünstiger wurde Giovanni's Andacht, er betete für die verblichene Mutter, für den Vater, für Constantia und die geliebten Geschwister; die Glocken der benachbarten Kirche tönten in sein Gebet; die Sehnsucht seines Herzens nach dem Gotteskinde wurde immer heftiger. „In der Kirche wohnt es, sprach er leise; dort kommt es zu den Menschen, dort will ich es aufsuchen, und es wird mich lieb haben; es wird sich über mich erbarmen und mich als seinen Giovanni annehmen!"

Er wartete lange auf Corona, die eben abgetreten war; sie sollte ihn zur Kirche führen; sie kam nicht, seine Sehnsucht, in die Kirche zu gehen und dort den Herrn zu besuchen, stieg mit jedem Augenblicke. Immer voller und mächtiger scholl das Glockengeläute; er trat an das Fenster, die Gläubigen wallten andächtig und zahlreich zu der Kirche; er öffnete jetzt das Fenster, leise Klänge tönten ihm entgegen; es kam der Priester zurück, der das Allerheiligste zu dem Kranken getragen; da riß es den Knaben hinaus zu der Thüre, die, der nächtlichen Feier halber nicht verschlossen war. „Das ist mein Heiland, jubelte Giovanni; ich will Ihn sehen und Seine Liebe genießen, und Sein Giovanni werden!"

Leise betend stieg er, dem Priester folgend, die Stufen der Kirche hinan; ein Laut des Entzückens und der Verwunderung entschlüpfte ihm, als er in den herrlichen Dom eintrat; durch die gewaltigen Säulenräume floß ein Lichtmeer, das gegen den Hochaltar, wo das Allerheiligste ausgesetzt war, immer strahlender

und mächtiger sich ergoß; des Weihrauches süßer Duft zog sich in leichten Wolken durch die Räume, und in ihnen schienen, wie vom Himmel herabgestiegen, die Gestalten der Heiligen und Engel sich zu wiegen und an dem Jubel der Gläubigen Antheil zu nehmen. Von dem Chor herab tönten in jubelnden Melodien, wie von Engelslippen strömend, Gesänge zum Preise der Allbarmherzigkeit Gottes und Seines Menschgewordenen Sohnes. Priester und Diaconen standen betend an dem Altare, während die Gläubigen auf der Erde knieten, das Auge dem Allerheiligsten zugewandt.

In sprachlosem Entzücken, die Hände gegen die Brust drückend, blieb der Knabe einige Zeit stehen; seit Jahren hatte er, der Krankheit halber, keine Kirche besuchen können, und jetzt kam ihm hier Alles so himmlisch, so gotteswürdig vor; er kniete jetzt demüthig nieder an der Ecke eines Altares, und leise schaute er umher, als wollte er seinen Heiland suchen. Er stand auf, wie von einer höhern Macht getrieben, und ging durch die hohen Säulengänge dem Speisegitter zu; je näher er dem Heiligthume kam, um so mehr wuchs seine Sehnsucht und sein Frohlocken. „Du darfst Ihn empfangen, darfst Sein genießen, rief es in ihm; du wirst Sein Giovanni werden.“

Der Priester stand schon am Altare und theilte die Himmelsspeise unter die Gläubigen aus; auch Giovanni kniete an die Bank und verlangte nach dem Herrn. Verwundert sah der Priester den seltsam gekleideten bleichen Giovanni, der knieend, durch Krankheit geschwächt, mehr einem Kinde, als einem Knaben glich; zweimal war er an ihm vorüber gegangen; da hob der Knabe, dringend, voll ungeduldiger Sehnsucht die Händ-

lein empor und bat leise: „Ach, erbarme dich meiner und gib mir meinen Herrn, ich bin ja Sein Giovanni!“ Der Priester stand zögernd; da erhob sich eine hohe Gestalt, die neben dem Gitter kniete, es war Sabbatius, einst der Abt des Klosters, der aber seine Würde niedergelegt hatte, um die letzten Tage ganz dem Herrn zu widmen. Ernst und sanft rief er dem Priester zu:

„Sinite parvulos venire ad me!“ (Lasset die Kleinen zu Mir kommen).

„Talium est regnum coelorum!“ (denn ihrer ist das Himmelreich) war des Priesters Antwort, der jetzt die geweihte Hostie auf die Zunge des Knaben legte.

Dankend und demüthig neigte jetzt Giovanni das Haupt; eine nie gefühlte Lust durchdrang jetzt sein Herz; in stillem Entzücken, mehr schwebend als gehend, wandelte er durch die Gänge, um sich ein stilles einsames Plätzlein zu suchen. Der Heiland war in sein Herz eingezogen; wie neugeboren fühlte er sich jetzt, eine süße, erquickende Wärme strömte durch seine Glieder; innere Stimmen, wie von Engeln, sprachen zu ihm, und verkündigten ihm Dinge, die sein Herz mit neuer Hoffnung und Seligkeit erfüllten. Er kam jetzt zu einer Kapelle, die, in eine Nische gebaut, das Gotteskind, mit dem Lamme spielend, umschloß. Giovanni blieb stehen und betrachtete mit stiller Herzenslust das herrlich geschnitzte Bild. Die Aeuglein des Kindes schienen mit holder Freundlichkeit auf ihn zu schauen; es war, als ob sein halbgeöffneter Mund ihm zurief: „Komme, du sollst mein Giovanni seyn!“

Da riß es den Knaben hin zu dem Kinde; er kniete nieder und küßte demüthig den Saum seines Kleides und flehte: „Herr, nimm mich auf als Deinen Giovanni.“

Er legte jetzt sein Haupt an des Heilandes Haupt, seine Wange an die des Herrn; Giovanni's Lippen berührten die seinen; seine Händlein umschlangen den Hals des Gotteskindes, immer brünstiger preßte er es an sich; immer glühender wurde seine Sehnsucht. „O Jesu, seufzte er, wie liebe ich Dich! ich bin ja Giovanni, Dein Giovanni bin ich!"

Da schien es ihm, als erwarme das Bild des Heilandes an seinem Herzen und würde lebendig; Engelgestalten umschwebten ihn; der Mutter Rosaura's Antlitz schien ihn anzulächeln; wunderbare Düfte säuselten ihn an; Himmelsstimmen riefen ihm zu; Seraphime winkten ihm. Da stammelte der Knabe, in Entzücken und Sehnsucht vergehend: „Mein Herr und Heiland! ich höre Deine Stimme, Du rufst, Dein Giovanni kommt!"

In der Kirche wurde es jetzt lauter und unruhiger; Boten erschienen und fragten nach einem Kinde, das ohne Wissen der Eltern hieher gekommen; es kam auch Corona, die treue Kindsmagd, und suchte bekümmert den Knaben. Da kam sie zur Nische und sah ihren Liebling, das Gotteskind umarmend. „O Jesu, rief sie erschrocken, das ist mein Giovanni! Giovanni, warum hast du uns dieß gethan?"

Giovanni aber ruhte in den Armen des Heilandes, Brust an Brust, Mund an Mund gedrückt; so lag er da, bleich, mit einem Gesichtlein, das von seliger Entzückung und einer wundersamen Verklärung umflossen war. Von heiliger Scheue ergriffen stand Corona in stummer Verwunderung da; endlich beugte sie sich über den Knaben und rief leise: „Giovanni,

mein Liebling, du schläfst? o wache auf, der Vater verlangt nach dir!"

Giovanni aber antwortete nimmer; in Liebesgluth und in unendlicher Sehnsucht hatte sich seine Seele dem kranken Körper entwunden und aufgeschwungen zu dem Gotteskinde, und war, wie er es gebeten, Sein Giovanni geworden."

Corona aber sank halb ohnmächtig vor dem Verklärten nieder: „O mein Giovanni, dich und mich hat der Heiland erhört; du Engelskind bist Sein Giovanni geworden; o ziehe mich nach, zu dir, zu Rosaura, deiner Mutter, meiner unvergeßlichen Gebieterin!"

Nach Jahresfrist war auch sie bei Giovanni.

Manuscript von O. L.

3.

Segen durch Verlust.

I.

Oft hält der Mensch für Unglück, was im Grunde nur als das größte Glück zu preisen wäre, und aus vermeintlichem Verluste entspringt oft der reichlichste Gewinn und Segen.

Das soll uns nachfolgende Erzählung beweisen.

Die siegreiche Ausbreitung des Christenthumes geschah in jedem Lande erst allmählig, nach vielem Kampfe mit dem Heidenthum, insbesondere mit jenen der Griechen

und Römer, deren Vernunft stolz auf die geoffenbarte Lehre des Heils nur mit Verachtung niederblickte, und in dem Kreuze der Erlösung nur ein Zeichen der Schmach zu finden wähnte. Andere Völker, zumal jene des nördlichen Europa, die der feinern Bildung der Römer und Griechen unzugänglich geblieben, setzten in der Rohheit und Verwilderung ihres Wesens mehrere Jahrhunderte lang der Verkündigung des Evangeliums große Hindernisse entgegen. Aber über alle errang das Kreuz am Ende den Sieg.

Unter den letztgenannten Ländern befand sich auch Friesland, — heut zu Tage zum Königreiche der Niederlande gehörig.

In diesem Lande fand die Verehrung des Götzen Fosit selbst noch im Anfange des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung an den Fürsten Radbot einen großen Vertheidiger, und dagegen die Verkündung des Evangeliums einen großen Feind. Als aber dieser Fürst im Jahr 719 gestorben, fand das Christenthum durch die heiligen Bischöfe und Glaubensboten Willibrord und Winfrid (Bonifacius) Eingang in ganz Friesland.

Deßungeachtet gab es hin und wieder noch heidnische Familien im Lande, die dabei um so hartnäckiger dem Lichte des Glaubens ihre Herzen verschlossen.

Unter diese Letzteren gehörte auch ein Enkel Radbots, dessen Namen jedoch die Geschichte nicht nennt, der mit seiner Gemahlin und Familie sich in eine fast undurchdringliche Wildniß zurückzog, um sich dadurch für immer den Augen der Verkünder des christlichen Glaubens zu entziehen.

Was vermag aber der Mensch, wenn der Wille Gottes Anderes beschließt! Möchte er sich in den Mittelpunkt der Erde versenken können, den Armen Gottes, der ihn gerne an Sich zu ziehen wünscht, könnte er sich dennoch nicht entwinden.

Radbots Enkel war ungefähr dreißig Jahre alt, als er in die Gegend, wo heut zu Tage die Stadt Emden liegt, sich zurückzog, voll glühenden Hasses wider Christum und Seine Bekenner.

Seine Hauptbeschäftigung daselbst war, seinem einzigen sechsjährigen Söhnlein Wolbodo eben den glühenden Haß wider das Christenthum beizubringen, von dem er selbst beseelt war, in der Hoffnung, er würde dereinst die Tempel des lebendigen Gottes sämmtlich wieder zerstören können.

Was vermag aber der Mensch wider die Rathschlüsse Gottes?

Schon damals fiengen die Normänner, ein wildes nordisches Volk, an, die Küsten von Friesland, England und Frankreich zu plündern, noch mehr aber erst nach dem Tode Karls des Großen, wo sie oft ganze Länderstrecken verheerten, und selbst die Menschen gefangen mit sich fortschleppten, um sie an andern Orten wieder zu verkaufen.

Eines Tages kam eine solche Räuberhorde auch in die Gegend, wo Radbots Enkel wohnte, und führte nebst dem größten Theile seiner Reichthümer auch dessen Söhnlein Wolbodo mit sich fort.

Untröstlich war der Vater über dessen Verlust.

Nachdem die Seeräuber noch mehrere Plünderungen an den Küsten von England und Frankreich verübt hatten, liefen sie endlich in die Mündung der Seine, eines

der Hauptflüsse des letztgenannten Landes, ein, wo sie die Gefangenen gegen ein bedeutendes Lösegeld, das von allen Seiten durch milde Beiträge zusammengebracht wurde, wieder absetzten.

Der kleine Wolbodo war unter denen, die auf das Lösegeld des Bischofes von Frankreich freigegeben wurden, und auf diese Weise nach Paris kamen.

In Paris war damals ein gar mildthätiger Oberhirt; die Chronik, der wir diese Erzählung entnehmen, nennt jedoch seinen Namen nicht, sowie sie auch die Jahre aller dieser Begebenheiten nicht angiebt. Dieser Oberhirt ließ den kleinen Pflegling zuerst in der Lehre des Christenthumes unterrichten, darnach taufte er ihn und gab ihm in der heiligen Taufe den Namen Germanus, zum Andenken an den großen Bischof dieses Namens, der im Jahr 576 zu Paris gestorben, und viele Jahre hindurch als Oberhirt der dortigen Gemeinde so segensreich gewirkt hatte.

Nach der heiligen Taufe übergab der Bischof den kleinen Germanus einem frommen Goldschmid zu Paris, mit Namen Eligius, damit er von diesem in der Furcht Gottes erzogen und zugleich in seiner Kunst unterrichtet werden möchte.

Es gieng aber auch an Germanus kein Wort der Lehre, kein Wort des Unterrichtes verloren, und er reifte zum blühenden Jünglinge heran, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Ja, Germanus fühlte sogar noch einen höhern Drang in sich. Es schien ihm nicht genug, bloß für sich allein auf dem Wege der Frömmigkeit zu wandeln; eine gewaltige Sehnsucht brannte in ihm, auch für das Heil der Mitmenschen nach allen seinen Kräften zu wirken, und

insbesondere die Irrenden auf den Weg des Heiles und die Sünder auf den Weg der Buße zu führen. Hiezu glaubte er sich schon aus der Ursache verpflichtet, weil er selbst der Sohn heidnischer Eltern sey, die, wenn sie vielleicht noch am Leben sind, wahrscheinlich noch den Weg des Unglaubens wandelten. Denn, daß er aus Friesland stammte, wußte er wohl aus seiner Gefangenschaft und aus der Weise, wie er nach Paris gekommen; der Stand seines Vaters, des Christenhassers, lag ihm gleichfalls noch dunkel im Gedächtnisse, obgleich ihm alles Uebrige Geheimniß war.

Nachdem er seinen Beruf geprüft hatte, trat er demnach mit Erlaubniß des Bischofes in eines der dasigen Klöster, und machte daselbst auf der Bahn der Gottseligkeit und der Wissenschaft solche Fortschritte, daß er schon nach wenigen Jahren zum Priesterthum erhoben wurde.

Bruder Germanus (denn auch im Kloster behielt er aus Dankbarkeit noch den Namen seines bischöflichen Wohlthäters bei) stand nun am Ziele seiner irdischen Wünsche. Er konnte ungehindert das Evangelium verkündigen, und benützte diese Erlaubniß insbesondere dazu, um den himmlischen Trost in jene Gegenden zu tragen, die durch die immer stärker werdenden Raubeinfälle der Normänner verwüstet wurden, und auch diese selbst für das Reich Gottes zu gewinnen.

II.

Lebt wohl Radbot's Enkel, Wolbodo's Vater, noch? Hat er seines geraubten Söhnleins schon ganz vergessen?

Keineswegs! Wohl sind indessen zwanzig Jahre hinübergegangen, und der Anbeter des Götzen Fosit steht noch fest in dem alten Hasse gegen Christus. Auch ist sein Herz bisher jeder edlen Rührung, jeder edlen Empfindung verschlossen geblieben; nur das Andenken an seinen geraubten Wolbodo vermochte ihm zuweilen Thränen zu entlocken, jedoch nicht etwa aus besonderer Weichheit des Gemüthes, sondern weil er mit seinem Sohne nun die Hoffnung verloren sah, das Christenthum in seinem Vaterlande wieder vertilgen zu können.

Auch war ihm die einsame Ruhe, in der er bisher gelebt hatte, unerträglich geworden. Es drängte ihn hinaus, in den Stürmen eines wilden Treibens seine glühende Brust zu kühlen, und, wo möglich, sein verlornes Söhnlein wieder aufzusuchen. Und dazu schien ihm nichts geeigneter, als mit den Normännern Gemeinschaft zu machen, und an ihren Raubzügen Theil zu nehmen; an diese neue Lebensweise glaubte er mit Grund die Hoffnung des Wiederfindens seines geliebten Kindes knüpfen zu dürfen.

Wegen der kräftigen Herrschaft, die Pipin damals in Frankreich führte, wagten es jedoch die Normänner zu der Zeit noch nicht, tiefer in Frankreich einzudringen, wie es hundert Jahre später der Fall war. Ihre Raubanfälle an die Küsten Frankreichs waren nur flüchtig; desto verheerender hauseten sie dagegen an andern nordischen Küsten.

Radbot's Enkel fand bald an diesem rohen Handwerk Gefallen, und was er anfangs bloß aus Sehnsucht nach seinem verlornen Kinde unternommen, ward

in kurzer Zeit ihm zur leidenschaftlichsten Gewohnheit selbst.

Von seinem Sohne konnte er nur soviel erfahren, daß die Räuber desselben ihn mit vielen andern Gefangenen an der Mündung der Seine wieder verkauft haben. Das Unerträglichste bei dieser Nachricht war ihm der Gedanke, daß sein Kind ohne Zweifel in dem verhaßten Christenglauben selbst erzogen werden würde.

Jedoch die Kreuz= und Querzüge in den nordischen Gewässern ließen Wolbodo's Vater allmählig selbst jene Erinnerungen mehr und mehr in dem Gedächtnisse zurücktreten, die sonst sogar dem Naturmenschen die heiligsten zu seyn pflegen. Zwanzig Jahre sind mit den nordischen Nebeln verflogen, und die Haare des Seeräubers begannen indessen grau zu werden.

III.

In den Kerkern von Paris sitzt bereits ein volles Jahr lang eine Bande normännischer Seeräuber, die bei einem Ueberfalle, die sie auf die Ufer der Seine wagten, überwältigt und gefangen nach Paris abgeführt wurden. Ganz verwilderte Naturen — widerstehen sie bis jetzt jedem christlichen Zuspruch, jedem Worte des Heiles, das aus ihnen gerne sanfte Kinder des Glaubens machen wollte.

Aber am hartnäckigsten von Allen zeigt sich ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Ohne die christlichen Priester, die ihn öfters besuchten, um durch den milden Zuruf der Hirtenstimme seine Seele zu suchen und zu retten, auch nur eines Blickes, oder einer Antwort, zu würdigen, sitzt er stets, in düsteres Hinbrüten

versunken, und die Muskeln seines Gesichtes kommen nur dann in Bewegung, wenn ein plötzlich aufgestiegener Ingrimm sich durch den Mund einen Ausgang sucht, jedoch innerhalb der Lippen noch zur Besinnung kommt und wieder schweigsam in das Herz zurücksteigt.

Dieser Mann ist Radbot's Enkel, Wolbodo's Vater.

Wie er hieher in den Kerker kam, ist so eben erzählt worden.

In den ersten Monaten seiner Gefangenschaft tobte heftige Wuth in seinem Innern; da sie aber nicht zum Ausbruche kommen konnte, fieng seine Gesundheit allmählig sichtlich zu leiden an. Seine frühere Heftigkeit gieng in stillen Gram über; ja man begann sogar zu bemerken, daß manchmal Thränen über seine Wangen rollten. Daraus schloß man, daß der Mann doch einer weichern Empfindung fähig sey, und die Kirche Christi wohl gar an ihm noch einen treuen Jünger hoffen konnte.

Wer war aber wohl geeigneter, die Gedanken dieses Mannes auf das Heil seiner Seele und zugleich auf die tröstende Heilslehre des Evangeliums hinzulenken, als eben jener junge Priester, der es sich, wie oben erzählt wurde, zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hatte, dem Glauben stets neue Bekenner zu gewinnen?

Bruder Germanus übernahm um so williger die Bekehrung des Gefangenen, da er sich schon längst gerade zu diesem am meisten hingezogen fühlte, und die Rettung seiner Seele als den Hauptpreis betrachtete, den er für seine Bemühungen zu erringen wünschte.

IV.

„Und was würdest Du“ — fragte Germanus eines Tages mit besonderer Gemüthsbewegung den Gefangenen, nachdem er diesen bereits schon öfters und nie vergeblich besucht hatte, — „was würdest Du wohl thun, wenn Dir der liebe Gott zum Lohne dafür Deinen geraubten Sohn wieder zurückgäbe?“

Der Gefangene: „Ja, ich wiederhole es noch einmal: würde mir der Gott, den du mir verkündigest, meinen Wolbodo noch zurückgeben können, so würde ich nicht nur das Wort, das du mir immer vorpredigest, daß nämlich dein lebendiger Gott im Himmel Seinen eingebornen Sohn als Erlöser der Menschen auf die Erde gesendet hat, für wahr halten, sondern ich würde auch alles das, was du mir als die wahre Religion so eifrig an das Herz legst, unbedingt glauben und annehmen.“ (Eine Thräne rollte dabei von seinen Wangen).

Germanus (gleichfalls eine Thräne im Auge): „Wie jedoch, wenn Dein Wolbodo wohl gar ein Priester des Dir so verhaßten Christengottes selbst geworden wäre?“

„Auch dann noch gilt mein Versprechen:“ erwiederte der Gefangene, bis aufs Innerste erschüttert.

Da konnte sich Germanus nicht mehr enthalten; er sinkt dem Gefangenen zu Füßen und ruft: „Ich bin Wolbodo, Dein Sohn! Nun, Vater, so erfülle Dein Versprechen und glaube an Jesum, glaube an Seine Lehre, die Dir Seine Kirche verkündigt.“

Wer beschreibt diese Scene des Wiedersehens? Der

Vater hat den Sohn und der Sohn den Vater wiedergefunden.

Schon nach wenigen Wochen fand in der Kirche des Klosters, welchem Germanus angehörte, die feierliche Taufhandlung statt. Germanus selbst taufte seinen Vater.

So wurde also der Sohn der geistliche Vater dessen, welcher ihm das leibliche Leben gegeben.

Ueber die weitern Lebensschicksale des Germanus und seines Vaters schweigt die Chronik, welcher wir diese Erzählung entnahmen.

Manuscript.

4.

Hannikels Ende.

Das Herz des Christen trauert bei dem Anblick der Lasterthaten der Menschen; es empfindet Schmerz und Abscheu, wenn der Sünder, immer tiefer sinkend, durch eine Reihe fortgesetzter Missethaten seine göttliche Natur erniedrigt und hier auf Erden sein Leben und jenseits seine Seligkeit verwirkt; es wird von Jammer und Schauder zerrissen, wenn der Verbrecher ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Reue und Furcht trotzig sein Haupt dem Strange oder dem Schwerte hingibt, als gäbe es keine Ewigkeit, keinen strafenden Richter jenseits mehr! Aber wie groß ist die Freude, wie unendlich das Entzücken eines liebenden Herzens, wenn ein solcher Misse-

thäter, dem Gerichte verfallen, durch ein Wunder der göttlichen Gnade erleuchtet, seine Schuld erkennet, sie mit bittern Thränen beweinet, gut macht, was noch gut zu machen, und in der Hoffnung auf Gottes unendliche Vatergüte und auf des Heilandes bitteres Leiden die verdiente Strafe erduldet! Wahrlich, unsere Seele empfindet dann die Freude der Engel, welche über einen bußfertigen Sünder mehr frohlocken, als über neun und neunzig Gerechte. Diese Freude bereitet uns das Ende des berüchtigten Zigeuners Hannikel, des Oberhauptes einer weitverbreiteten Diebsbande, die in Schwaben, zumal im Würtembergischen und am Rheine, viele Jahre ihr schändliches Unwesen trieb.

Hannikel war ein schwerer Missethäter; eine Menge Diebstähle, deren Werth sich nach gerichtlicher Berechnung auf mehr als 40,000 Gulden beläuft, selbst ein grausamer Mord lasten auf seiner Seele; doch weniger seine Verbrechen, als vielmehr seine letzten, bitterer Reue und gläubiger Hoffnung gewidmeten Augenblicke sollen hier dargestellt werden, und deßhalb von seinem Leben hier nur so viel, als nothwendig ist, um das Ende desselben zu verstehen.

Hannikel's eigentlicher Name ist Jakob Reinhard; den ersten erhielt er nur bei seiner Aufnahme in die Zigeunerbande. Seine Mutter war eine Zigeunerin, und hieß in deren Sprache Geißin; sein Vater, Friederich Reinhard, diente als Tambour unter den Hessischen Truppen, desertirte und schlug sich zu den Zigeunern, wo er bald starb. Die Geißin zog jetzt mit Hannikel und zwei andern Knaben, Wenzel und Geuder, im Lande herum, und nährte sich vom Betteln, Stehlen und Rauben.

Nur in der erstern Zeit suchte sie sich durch Gänse- und Schweinehüten ehrlich ihr Brod zu verdienen; aber bald wurde ihr die Arbeit zuwider, und sie schloß sich mit ihren Kindern an eine herumziehende Zigeunerbande an, wo sie Verwandte und alte Bekannte traf. Unter diesen Menschen, die sich durch Betteln und Wahrsagen, durch Stehlen und Rauben fortbrachten, wuchs der unglückliche Hannikel auf, und es ist nur Wahrheit, wenn er vor Gericht bekennt, daß er von Kindheit an nichts als Schlechtes gesehen und gehört. Wie groß ist doch das Glück einer guten Erziehung und eines guten Beispieles! —

Hannikel wurde älter und zu allen Schelmereien abgerichtet; bald übertraf er seine Lehrer; er zeichnete sich durch List und Schlauheit, durch launige Einfälle, durch Muth und Behendigkeit so aus, daß er bald das Oberhaupt der aus 400 Personen bestehenden Bande wurde. Nun begann erst eigentlich Hannikel's Lasterleben, Diebstähle folgten auf Diebstähle; Einbrüche auf Einbrüche, wobei sich die Zigeuner oft große Grausamkeiten zu Schulden kommen ließen; bald wurde Hannikel der Schrecken der ganzen Umgegend.

Hannikel beraubte vor Allen die Juden. Einer seiner Einbrüche, bei dem Juden Moses Hirsch zu Mittelbronn, einem nach Pfalzburg gehörigen Marktflecken, ist zumal durch die traurigen Folgen merkwürdig, die daraus für sieben Bürger der kleinen Ortschaft Lützelburg erwuchsen. Den 24. September 1768 brach nämlich Hannikel in das Haus des Juden Moses Hirsch ein und raubte demselben, trotz seines und einiger herbeigeeilter Bürger Widerstandes, an 1800 fl. in Geld und Geldeswerth. Der Jude, durch allzugroße

Angst oder durch die Nacht betrogen, vielleicht auch aus Bosheit und Rachsucht gab an, daß sieben Bürger aus dem kleinen, nur aus drei Häusern bestehenden, und in das Pfalzburger Amt gehörigen Orte Lützelburg, mit unter den Thätern gewesen. Nicht nur seine Familie und die Magd, sondern auch alle Juden, die in seinem Hause wohnten, bekräftigten die Wahrheit dieser Aussage. Die sieben Bürger wurden darauf eingezogen, in Ketten und Banden gelegt, und in den Gefängnissen von Pfalzburg wohl verwahrt. Bei dem Verhöre läugneten sie standhaft jeden Antheil an dem Verbrechen; bei der Confrontation mit ihren Anklägern behaupteten aber diese mit frecher Stirne, sie seyen Hannikels Mitschuldige. Man legte sie jetzt auf die Folter; sie überstanden die größten Schmerzen und blieben bei ihrer Aussage. Dessen ungeachtet wurden die Beschuldigungen der Juden für überzeugend gehalten, und von dem Justizrathe zu Pfalzburg die übereilte und sehr harte Sentenz gefällt, daß vier von diesen Angeklagten zum Strange, die drei andern zur ewigen Galeerenstrafe verurtheilt werden sollten. Die Sentenz wurde von dem Parlamente zu Metz bestätigt und am 17. Februar 1769 wirklich vollzogen. Wir werden noch einmal auf dieses höchst traurige Ereigniß in Hannikels Lebensgeschichte zurückkommen.

Hannikel sank immer tiefer, er hing sich an liederliche Dirnen, von denen er an zehn Kinder erhielt; die Einen verstieß er, die Andern verließen ihn freiwillig. Die aktenmäßigen Geständnisse Hannikels und seiner Gesellen bezeugen zur Genüge, wie sehr Mißtrauen, Eifersucht, Neid und beständige Furcht vor dem Strafgerichte ihr Leben vergifteten und zur Höllen-

marter machten. Einer der Bande, Namens Toni, verließ sie und trat als Grenadier zu Pferd in Würtembergische Dienste. Die Rache Hannikel's verfolgte ihn; seine Stieftochter mußte den angeblichen Verräther verlocken; Toni ging in die Falle und wurde von Hannikel und seinen Brüdern Wenzel und Geuder, mit Beihilfe seiner Vettern Stottel's und Duli's unweit Sulz grausam überfallen und ermordet; selbst Dieterlein, Hannikels erst zwölfjähriger Sohn, nahm an dem Morde Theil. Diese Missethat machte das Maß der Sünden voll; zwanzig Jahre hatte Hannikel gefrevelt; Gottes Strafe sollte ihn jetzt ereilen.

Die Mörder glaubten Toni todt, er war es nicht; man fand ihn noch bei Leben, er konnte noch seine Mörder nennen und starb vor den Thoren Reutlingens, wohin man ihn transportirte. Von allen Seiten fahndete man auf die Verbrecher; bald gelang es, an sieben und zwanzig Personen, unter ihnen Hannikels Weib mit ihren Töchtern, aufzuheben und nach Göppingen zu liefern; aber der eigentlichen Mörder konnte man nicht habhaft werden. Da liefen von dem Criminaltribunale zu Chur drei Zuschriften nach einander ein, des Inhaltes: „daß am dritten August vorigen Jahres nicht nur eine sehr verdächtige Zigeunersbande zu Zizers in Verhaft genommen worden sey, sondern daß sich unter denselben vier von den Mördern des Grenadiers a Cheval Pfisters wirklich befänden, und man erbötig sey, dieselben nach Würtemberg zu liefern.“ — Sogleich traf man Anstalten, die Bande von Chur nach Sulz zu bringen.

Die Art und Weise, wie Hannikel und seine Gesellen in Gefangenschaft geriethen, ist merkwürdig und

zeigt zur Genüge, wie sehr der Muth und die feste Entschlossenheit tapferer, ehrlicher Männer der Verwegenheit und Tollkühnheit der Bösewichte überlegen sey. Von Gewissensangst getrieben, hatten Hannikel und seine Gesellen Würtemberg verlassen und sich in die Schweiz geflüchtet. Dort saßen sie eines Tages in den Wäldern um Zizers, unweit des alten Schloßes Neuenburg, und kochten Wildpret. Hier wurden sie überrascht. — Es war der unerschrockene Graf von Salis, der, mit seinem Amtmanne von Jost, seinem Jäger und drei Edelleuten jagend, von ferne auf einer Anhöhe einen Rauch aufgehen sah und sich ihnen vorsichtig nahte. Er entdeckte Hannikel und seine Gesellen bei dem Feuer sitzend und ahnete in ihnen die berüchtigte Mörderbande. Mit gespannten Gewehren trat er mit seinen Begleitern zu ihnen, und drohte jeden niederzuschießen, der nur einen Finger an sein Gewehr legen würde. Hannikels Lügen und Trotz halfen nichts; statt Vogeldunstes, wie er vorgab, fand man in den Flinten starke Fuchsposten. Der Verdacht des Grafen stieg, und die Räuber mußten ihm folgen, wofern sie nicht augenblicklich niedergeschossen werden wollten. Zweimalige Versuche Hannikels, die Ketten zu zersprengen und zu entfliehen, mißlangen. Bei dem ersten Verhöre gab er seinen Namen falsch an; er wollte durchaus nicht Hannikel, sondern Kilian Schmidt heißen. Allein sein Läugnen half ihm nichts; seine eigenen Brüder zeugten gegen ihn; deßungeachtet bestand er darauf, er heiße nicht Hannikel, sondern Kilian Schmidt. Er sollte jetzt nach Sulz abgeführt werden; da fand er durch die Nachlässigkeit der Wächter Gelegenheit, in der Nacht auszubrechen; allein schon nach einigen Tagen

wurde er wieder eingebracht und auf das strengste bewacht. Man lieferte ihn unter starker Bedeckung über Feldkirch nach Sulz. Mehrmals versuchte Hannikel auf dem Wege dahin das Mitleid der Schweizer durch Bitten und Jammern, durch Betheuerungen seiner Unschuld und Berufen auf ihre Freiheit, die, wie er behauptete, durch seine Einziehung gröblich verletzt sey, zu erregen und sich mit ihrer Hülfe frei zu machen. Allein Niemand traute ihm. Bei dem Verhöre in Sulz wollte er sein Läugnen fortsetzen; erst dann, als ihn seine eigenen Kinder, sein Weib, seine Brüder und die übrigen Mitgefangenen seiner Lügenhaftigkeit in's Gesicht überwiesen, und ihn mehrmals kniefällig unter Vergießung vieler Thränen um sein Geständniß baten, zeigte er sich bereit, die Wahrheit zu bekennen.

Im Verhöre, wie im Gefängniße, war Hannikel immer unerschrocken, munter, ja oft trotzig. Er hoffte noch immer, mit einem, höchstens zwei Jahren Zuchthausstrafe davonzukommen; übrigens zeigte er zu Zeiten große Offenherzigkeit, und hoffte vielleicht dadurch die Strenge der Strafe zu mildern; alle Diebstähle und selbst Toni's Mord gestand er ein; zwei andere Mordthaten, deren er sehr verdächtig erschien, läugnete er aber standhaft. Jetzt wurde er auch wegen des Einbruches in das Haus des Juden Moses Hirsch zu Mittelbronn noch einmal verhört. Als man ihm sagte, daß deßwegen vier Bürger von Lützelburg gehangen und drei auf die Galeeren gesandt worden wären, rief er voll Entsetzen aus: „O daß Gott erbarme! giebt es auch Leute, die solche abscheuliche Ungerechtigkeiten an Menschen begehen können? Sind diese wegen des Mittelbronner Diebstahls gehängt worden, so hat man sie

unschuldig um das Leben gebracht, und die Juden, welche daran Schuld sind, werden ihren Lohn vor Gottes Gericht empfangen. Noch nie habe ich gehört, daß man Menschen ohne ihr Geständniß richten lasse und ein solches Beispiel mag wohl selten seyn; sollten die drei auf der Galeere noch leben, so sollte man sie doch sogleich loslassen, weil sie ja achtzehn Jahre unschuldig und genug gelitten, und während dieser Zeit manchen Seufzer zu Gott um ihrer großen Unschuld halber geschickt werden haben.“ *)

Diese sind Hannikels eigene Worte, und seine Brüder und Mitgefangenen bestätigten seine Aussage mit großer Gemüthsbewegung, ja sie nannten genau diejenigen der Bande, welche bei diesem Einbruche zugegen waren, und schlossen selbst sich davon nicht aus.

Hannikel zeigte öfters Reue; allein die rechte, das ganze Gemüth ergreifende, läuternde, mit Gott versöhnende war es nicht; als man ihn einst fragte, ob er kein Verlangen nach einem Geistlichen trüge, antwortete er, lieber wolle er einen schwarzen Hund sehen, als einen Pfarrer. Um die Entschuldigungsgründe seiner vielen und schweren Verbrechen befragt, erwiederte er: „Von Jugend auf hat mich Niemand zum Guten angehalten; frühzeitig gerieth ich in böse Gesellschaft und wurde verführt; da ich nun der stärkste und beherzteste unter meinen Kameraden war, so kam nach unserer Sitte das Binden und Plagen der Leute immer zuerst an mich; weil man mich nun so lange nicht ertappte,

*) Nur Einer der unschuldig Verurtheilten konnte durch dieß Geständniß gerettet werden; die andern zwei waren bereits auf den Galeeren gestorben.

so wurde ich nach und nach sicherer; zudem machte ich mich ja meistens nur über die Juden, und dieß hielt ich für keine Sünde, weil ich oft gehört, daß auch sie die Leute betrügen.“

So versuchte der Unglückliche seine Missethaten zu entschuldigen; mit Recht erkannte er den Grund seines Elendes in der schlechten Erziehung und in dem bösen Beispiele, das ihn überall umgab. Nebenbei legte er immer auch die Schuld auf diejenigen, welche ihnen die gestohlenen Waaren abgekauft hatten. „Hätten wir, sagte er, nicht gewußt, wo und wie wir unser gestohlenes Gut unterbringen und verwerthen können, so würde das Stehlen von selbst unterblieben seyn.“

Das war für Hannikel freilich eine schlechte Entschuldigung; allein auch hier bestätigt sich die Wahrheit des Sprichwortes: „Wo kein Hehler, da kein Stehler!“

Hannikel empfand öfters Gewissensbisse, zumal ängstigte ihn Toni's Mord; er gestand jetzt, daß er gleich nach dieser Mordthat, von innerer Angst getrieben, nach Sulz habe gehen und sich dort als den Thäter angeben wollen. — Er bat es sich als Gnade aus, vor Fällung des Urtheiles noch mit der Käthe von Frankenhausen, einer Weibsperson, mit welcher er mehr als zwölf Jahre herumgezogen, ehelich verbunden zu werden; das Gericht willfahrte ihm und sandte einen Geistlichen, der die Copulation im Gefängnisse vornahm. — Uebrigens hoffte Hannikel noch immer auf Rettung; Aeußerungen, die man über seine Todesstrafe fallen ließ, brachten ihn jederzeit in Zorn und Wuth; deßhalb wollte er von keiner Vorbereitung zum Tode wissen, und schalt diejenigen, welche ihm den Beistand eines Priesters empfahlen. „Er brauche keinen, versicherte er dann,

und wolle es schon selbst mit Gott ausmachen." Doch nahm er einstmals den Besuch eines katholischen Geistlichen gerne an; es war der würdige und gelehrte Pfarrer Reininger von Espasingen, nahe bei Stockach am Bodensee. Der Weg führte ihn damals auf seiner Rückreise von Rothenburg am Neckar, wo er gute Freunde besucht hatte, über Sulz. Dieß war der Priester, den die göttliche Barmherzigkeit erwählt hatte, Hannikel's Seele zu retten.

Hannikel's Name und Thaten waren ihm merkwürdig. Er bat um Erlaubniß, ihn sehen und sprechen zu dürfen, und diese wurde ihm sogleich ertheilt. Bei dieser ersten Unterredung schon fand er ohne Schwierigkeit den Weg zu Hannikel's Herzen und gewann sein ganzes Zutrauen durch liebevollen, freundlichen Ernst. Wiederholt äußerte dieser, wenn er einmal sterben müsse, so verlange er durchaus keinen andern katholischen Geistlichen, als diesen. Davon, daß sein Tod so nahe sey, hatte er auch jetzt noch nicht die mindeste Ahnung. „Nein, sterben will ich nicht unter der Hand des Henkers, sagte er öfters; sie können mich nicht zum Tode verurtheilen, wenn ich ja einmal höre, daß das Todesurtheil wirklich über mich verhängt worden ist, so erhänge ich mich entweder selbst an meinen Ketten, oder ich schlage meine Stirne so lange an die Wand, bis mein Hirn ganz verspritzt ist; wenigstens möchte ich den sehen, der mich an den Galgen brächte."

Nachdem nun die ganze sehr weitläufige und mühsame Untersuchung beendigt und das Ergebniß höheren Ortes vorgelegt worden war, erging das Urtheil dahin: „daß Hannikel, Wenzel, sein Stiefbruder, Duli und Stottel, seine Vettern, ihrer höchst schweren

Verbrechen willen zum Strange, die übrigen Theilnehmer der Bande, theils zur Vestungs- theils zur Zuchthausstrafe verurtheilt werden sollten."

Jedermann war begierig, wie Hannikel, dem man, um allen widrigen Folgen vorzubeugen, so lange als möglich seinen bevorstehenden Tod verheimlicht hatte, bei Anhörung seines Urtheils sich betragen würde. Es war drei Tage vor seiner Hinrichtung, und zwar Samstags, den 14. July, Morgens sieben Uhr, als man ihm in seinem Gefängnisse das Todesurtheil ankündigte. Er schwieg, sichtlich überrascht und erschüttert, eine Minute still. Endlich schrie er mit rascher Stimme und mit wilden Geberden: „Das ist zu viel! das habe ich nicht verdient; ich bin mehr ein Beschützer, als ein Verderber des Würtembergischen Landes gewesen; ich habe ja meistens nur die Juden bestohlen und geplagt, und dieß hielt ich für keine Sünde!" Zuletzt sagte er: „Gott stehe mir bei!" schrie laut, lief zu seinem Sohne, dem Dieterlein, der gerade bei ihm war, schloß ihn in seine Arme, küßte ihn wohl dreißigmal, benetzte ihn mit Thränen und nahm rührend von ihm Abschied. Dieterlein schrie erbärmlich und die Umstehenden konnten sich der tiefsten Bewegung nicht erwehren. Man trennte sie jetzt von einander und führte Hannikel auf das Rathhaus.

Jetzt wurde das Urtheil auch den Uebrigen verkündet; Wenzel, der sich sonst immer gelassen bezeigt, brach in lautes Klagen aus und meinte, es geschehe ihm zu viel; hingegen blieb Duli ganz gefaßt; er fiel auf die Kniee, drückte sein Angesicht auf den Boden und rief: „Nun so empfehle ich mich der heiligsten Dreifaltigkeit, sie stehe mir bei und helfe mir. Habe

ich diese Strafe verdient, so will ich sie auch geduldig tragen. Auch Stottel hörte das Todesurtheil ohne merkliche Erschütterung an. „Nun, in Gottes Namen!" war das Einzige, was er darauf erwiederte.

Man erinnerte sie Alle, den Hannikel zumal, an ihr Seelenheil zu denken und sich mit Gott auszusöhnen. Sie verlangten nach Geistlichen; Hannikel bat auf das inständigste, man möchte nach dem Herrn Pfarrer Reininger senden, und ihn um Gotteswillen in seinem Namen anflehen, zu kommen und seine Seele zu retten. Es wurde daher von der höchsten Behörde beschlossen, um zu Hannikel's Besserung Alles beizutragen, den Herrn Pfarrer zu ihm zu bitten, und ihn, im Falle er diesen Auftrag annehmen würde, nach Sulz abholen zu lassen.

Dieser würdige eifrige Seelenhirt, der das Glück und die Freude, die Seele eines Verirrten zu retten, auf das tiefste empfand, erklärte sich sogleich bereit, den Unglücklichen aufzusuchen und ihn zum Tode vorzubereiten. Er eilte nach Sulz. Er sah Hannikel jetzt zum Ersten Mal wieder auf dem Rathhause, an jenem Tage, wo ihm das Todesurtheil angekündigt worden war.

Sein Betragen gegen Hannikel war das Betragen eines christlichen und klugen Vaters gegen seinen ungerathenen Sohn. Ernst und Liebe blickte aus seinen Mienen und Worten hervor. Anfänglich hatte er viele Mühe, Hannikel's aufbrausendes, ganz mit Vorurtheilen umzäuntes Herz zu besänftigen und ihn zum Besinnen über sich selbst und zur Erkenntniß seiner schweren Vergehungen zu bringen. Hannikel wollte bei weitem der Missethäter nicht seyn, der er

doch in Wahrheit war. Andere, meinte er, hätten Schlimmeres gethan, als er, und doch einen mildern Spruch erhalten; ihm träumte mehr von seinen guten als von seinen bösen Thaten; ja, von der Mißhandlung der Juden erwartete er in seinem verkehrten Sinne sogar eher Belohnung, als Strafe.

Endlich schien es der unausgesetzten Bemühung seines erleuchteten Seelsorgers zu gelingen, das Herz des Verurtheilten zur Erkenntniß und zur Reue zu bringen; seine gefühllose Seele erweichte, sein Auge vergoß Thränen, schwere Seufzer stieß seine Brust aus; sein Mund fing zu beten an; er hörte auf, sich zu vertheidigen und seine Verbrechen zu entschuldigen; dagegen klagte er sich oft mit Zerknirschung an, erkannte die Todesstrafe für gerecht, und flehte zu Gott um Erbarmung und Gnade. Der würdige Priester bezeugte, daß Hannikel's Thränen, die er seit der Ankündigung seines Urtheils vergossen, zahlreich und gewiß herzlich gewesen seyen. Schön und rührend war es, als derselbe einmal zu Hannikel sagte: „Wir haben Alle nur Einen Weg zu Gott und dieser heißet: Thut Buße und glaubet an das Evangelium!“ Hierauf legte er seine beiden Hände auf Hannikel's Schultern, sah ihm liebevoll und ernsthaft in die Augen und fuhr weiter: „Mein Sohn! Du weißt, wie viel ich an Dir gethan, und wie ich mich Dir mit Aufopferung aller Gemächlichkeiten seit Deiner Verurtheilung ganz gewidmet habe. Ich bin zwar nicht mit Jesu zu vergleichen, doch bin ich ihm gewissermassen ähnlich; denn ich habe meine ganze Heerde, meine ganze Gemeinde zurückgelassen, um Dich verlorenes Schaf aufzusuchen und Dich dem himmlischen Vater als einen kostbaren Fund in die Arme zu legen. Du weißt, wie

viele Thränen, wie viele Seufzer Du mich gekostet hast; diese Thränen, diese Seufzer werden dir einst noch bange machen, und ich würde der Erste seyn, der dich vor Gottes Richterstuhl verklagen würde, wenn meine Arbeit an dir vergeblich seyn sollte; aber ich würde auf der andern Seite auch der Erste unter den Dankenden und Frohlockenden seyn, wenn ich dich fände bey den begnadigten Sündern, die wahrhaft Buße gethan haben!"

Reininger's eifrige und erleuchtete Bemühungen wurden von dem Segen des Himmels unterstützt; Hannikel's Herz erfüllte wahre Reue; sein Seelsorger hatte oft Gelegenheit, davon sich zu überzeugen, er überließ ihn zu Zeiten seinen eigenen Betrachtungen, ohne ihn jedoch außer Acht zu lassen. Da betete einstmals Hannikel mit besonderer Inbrunst, faßte seine Ketten alle zusammen, legte sie auf seine Hände, benetzte sie mit seinen Thränen und wünschte sich Glück, daß er solche an sich trage, weil ja auch sie zu seiner Besserung beigetragen hätten.

Sonntag des Abends legte Hannikel eine Generalbeicht ab; am Montage, vor seiner Hinrichtung empfingen die sämmtlichen Verurtheilten das heilige Abendmahl. Bei dieser heiligen Handlung war Hannikel nicht nur besonders aufmerksam, sondern wußte auch seine Brüder so rührend anzureden und zu ermahnen, daß sie alle nicht nur laut weinten, sondern daß auch den Wächtern Thränen entfielen.

Warme Speisen hatte er in den letzten Tagen wenig mehr zu sich genommen, sondern sich nur zu Zeiten mit einem Trunk Wein erquickt.

Als letzte Gnade erbat er sich, daß man sein Lieblingssöhnlein, den Dieterlein, bei ihm lassen und

ihm erlauben möchte, auch von seinem Weibe und seinen übrigen Kindern noch einmal Abschied zu nehmen. Man gestattete es ihm gerne, sein Weib und seine Kinder noch einmal zu sehen. Hannikel konnte vor Betrübniß kaum Worte finden; er versuchte die Weinenden zu trösten; sein Ende, versicherte er, sey verdient; er hoffe dadurch viele seiner Sünden abzubüßen; er bat sein Weib und seine Kinder um Verzeihung für die Schande und das böse Beispiel, das er ihnen gegeben; er drang in sie, an seiner Strafe eine Warnung zu nehmen, und daran zu sehen, daß ein böses Leben ein böses Ende nehmen müsse; nur Liebe zu Gott und treue Befolgung Seiner Gebote machen glücklich; er sey ein schwerer Sünder, doch hoffe er von Gottes Gnade um Christi willen Verzeihung; und darum sollten sein Weib und seine Kinder täglich bitten. Zuletzt flehte er sein Weib und alle Umstehenden an, nach ihren Kräften für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen, damit sie besser und glücklicher würden, als der Vater.

Morgens frühe, an seinem Todestage, um halb vier Uhr, hörte Hannikel einen sehr großen Lärmen auf dem Markte. Er fragte den Geistlichen, ob er nicht durch die Scheibe hinaussehen dürfen. „Du darfst es, mein Sohn, antwortete ihm dieser; aber zum Voraus muß ich dir sagen, daß du schon eine Menge Leute erblicken wirst, die auf deine Hinrichtung warten; Leute, die dich zum Theil sehr lieblos beurtheilen, — und — über deine Schmach aus Unverstand lachen, — aber auch Leute, die für dich beten und mit dir Mitleiden haben werden." Der Verurtheilte blickte durch die Scheiben, und auf einmal drang der kalte Todesschweiß sichtbar auf seine Stirne und floß auch über Nase und Wange

hinab. Es muß ein furchtbarer Kampf gewesen seyn; er dauerte einige Minuten, dann wurde Hannikel gefaßt, setzte sich in einen Stuhl und fing zu beten an. —

Wie Hannikel, so erhielten auch Wenzel, Duli und Stotteln den verlangten geistlichen Beistand; allen wurde von ihren Seelsorgern das Zeugniß gegeben, daß sie sich reumüthig bezeugt und die besten Hoffnungen eines guten Endes von sich zurückgelassen.

Dienstags, am 17. Juli, um 6 Uhr Morgens, hatte sich das gewöhnliche peinliche Malefizgericht schon auf dem Rathhaus versammelt, und die zur Execution gehörigen Anstalten getroffen.

Die Verurtheilten wurden durch die Wache abgeholt, ihnen die gehörigen Plätze angewiesen, und sodann der Anfang zur weitern Verhandlung in Gegenwart einer unzählbaren Volksmenge durch eine dem Ereignisse angemessene Rede von dem Oberamtmann Schäfer gemacht. — Hierauf wurden die Hauptverbrechen der Verurtheilten abgelesen und der Urtheilsspruch wiederholt, gemäß welchen alle vier durch den Strang zum Tode gebracht, wobei Stotteln, dann Wenzel, Duli und zuletzt Hannikel die Strafe erleiden sollten. Der Stab wurde gebrochen, und die dem Tode Verfallenen dem Nachrichter übergeben; in ruhiger, gelassener Stimmung traten, umgeben von einer unzählbaren Menschenmenge, die Verurtheilten den letzten Gang an; zu einiger Erleichterung wurden die Maleficanten auf zwei Wagen, auf welchen sie rückwärts sitzen mußten, halbwegs geführt. Die übrige Strecke mußten sie vollends zu Fuße machen.

Der Pfarrer Reininger begleitete seinen Hannikel nicht zur Richtstätte; welche Gründe ihn von

diesem letzten Liebesdienste abgehalten haben, ist uns unbekannt; jedenfalls müssen sie höchst dringender und nicht leicht zu überwindender Art gewesen seyn; auch Wenzel, Duli und Stotteln, alle katholisch bis zum Tode, hatten nur protestantische Geistliche zur Tröstung und Stärkung auf dem Todeswege; die vor uns liegende, von dem würtembergischen Amtmanne Abel verfaßte Relation über das Leben, die Verbrechen und das Ende dieser Missethäter berichtet, daß sie von acht protestantischen Geistlichen zur Richtstätte begleitet worden wären; er setzt aber bei: „Sie schienen jetzt nicht mehr viel auf den Zuspruch der lutherischen Geistlichen zu merken, sondern ihre Betrachtungen mit sich selbst nach ihren Religions-Grundsätzen zu halten. Besonders beschäftigte sich Hannikel sehr viel mit seinem Cruzifix, das er in den Händen hatte; er hob es oft schnell in die Höhe, blickte mit starren Augen an dasselbe hinauf, drückte es hart an seinen Mund und küßte es heftig und oft hintereinander. Er ging seinen Todesweg mit einer solchen unerschütterlichen Standhaftigkeit, und mit einem solchen unerschrockenen Muthe, daß alle Zuschauer darüber erstaunten. —

Mehrmals sagte er mit starker Stimme: „Jetzt komme ich auf den Calvarienberg, gehe in die Freude; o du mein liebster Jesu! heilige Mutter Gottes, bitte für uns!“

Als er seinen Vetter Duli einmal weinen sah, so blickte er ihn lächelnd und verweisend an und sagte zu ihm: „Was weinst du? wir kommen jetzt auf den Calvarienberg, wo es uns gut geht. Sieh' nur, welch ein schöner Leichenzug uns begleitet; das darf uns ja

freuen!" — Einmal wandte er sich zu den beiden Geistlichen, die neben ihm gingen, und sagte zu ihnen: „Meine geistlichen Herren! ich höre und verstehe Alles, was Ihr mir zusprechet; es gefällt mir auch wohl; muthet mir nur nicht zu, daß ich viel darauf antworte." Ein anderes Mal sagte er zu ihnen: „Ich bitte Euch, sagt doch meinen Leuten noch einmal, daß sie sich ein Beispiel an mir nehmen und brav seyn sollen." Als man ihn nöthigen wollte, etwas Wein zur Stärkung zu nehmen, erwiederte er: „Ich verlange nichts mehr, sondern will Gott eine nüchterne Seele überbringen." Auf wiederholtes Zureden genoß er doch ein Gläschen voll.

Auf dem Richtplatze selbst blieb er zu Aller Verwunderung gefaßt, ruhig und betend.

Wenzel und Stotteln erduldeten jetzt ihre Strafe; Hannikel, der in einem Lehnstuhle saß, rief ihnen Trost und Muth zu und fing eifrig zu beten an. Da man Duli zum Tode brachte, so fing Hannikel auch noch mit heller melodischer Stimme zu singen an; zuletzt wandte er sich zu seiner auf zwei Wagen ganz vor den Galgen zum Zuschauen herbeigeführten Familie und ehemalige Gesellen, bat sie um Verzeihung, und gab ihnen verschiedene gute Lehren. Endlich redete er in der Zigeunersprache mit ihnen. Da man ihm nun zu verstehen gab, daß er lieber deutsch mit ihnen reden sollte, so sagte er, auf sein Cruzifix hindeutend: „Ich rede mit ihnen vom Herrn Jesu, und daß sie fein ein Exempel an mir nehmen sollen."

Als die ersten drei gerichtet waren, so sagte man zu Hannikel, daß die Reihe an ihn komme. Dieß erschreckte ihn so wenig, daß er vielmehr selbst hurtig

zur Leiter hinlief. Unten an derselben wurde ihm, wie den vorausgehenden Missethätern, von den begleitenden Geistlichen ein kurzes, eindringendes Gebet vorgesprochen.

Auf der Leiter behielt er denselben Muth, dieselbe Gelassenheit. Er dankte sogar dem Herzoge (damals war Würtemberg noch ein Herzogthum) für die ihm zuerkannte, so gerechte als gnädige Strafe, dankte der Sulzer Obrigkeit und seinen Wohlthätern, worunter er besonders des würdigen Pfarrers Reininger gedachte, der sich seiner so liebreich angenommen hatte und deßhalb auch von ihm Vater genannt wurde; er dankte seiner Mutter für jeden Tropfen Milch, den sie ihm gegeben und sprach sie von aller Schuld wegen seiner gegenwärtigen Schmach frei. Dann bat er alle katholischen Christen ein Vater Unser für ihn zu beten und eine heilige Messe für ihn lesen zu lassen, empfahl sich noch einmal Gott, küßte brünstig das Kreuz, streckte sodann seinen Hals zum Strange hin und erduldete seine Strafe. —

Manuscript von D. L.

5.

Der reiche Mann und der arme Lazarus — in neuem Costüme.

I.

Der Morgen.

Es war einmal ein reicher Mann, der kleidete sich, wenn auch nicht in Purpur, doch in köstliche Leinwand, in Sammet, Seide und feines Tuch. Er lebte alle Tage herrlich und in Freuden; aß die seltensten Gerichte und trank den theuersten Wein. Und das Alles obendrein im Ueberfluße. Er brauchte so viel Speisen und Getränke, als für sechs Familien hingereicht haben würden. Seine geräumige, prächtig ausgestattete Wohnung enthielt, ausser den Wohnzimmern und Schlafkammern, einen Tanz- und Speisesaal, ein Billard- und Bücherzimmer und eine ganze Reihe von Besuchzimmern. In denselben prangten die köstlichsten Geräthe, Gemälde, Kronleuchter und Tapeten; ergötzten Spieluhren durch die neuesten Opernstücke, strauchelte der ungeübte Fuß auf spiegelblanken Fußboden. Dieser reiche Mann, welcher Baron von Weißborn hieß, und von dem lieben Gott mit zwei gesunden Füßen

beschenkt worden war, ließ sich gewöhnlich von 16 Pferdebeinen und in einer goldgezierten Kutsche fortbewegen.

Auch besaß er zehn gelenkige Finger; deßungeachtet mußten ihn seine vier Diener an- und ausziehen, wie ein kleines Kind. Zu verwundern war es, daß er sich nicht wie ein solches die Speisen in den Mund stecken ließ.

Der Baron lebte mit seiner Familie in einer deutschen Residenz, in deren Nähe er ein Rittergut besaß, welches durch seine unerschöpflichen Steinkohlenlager unschätzbar war. Von ihrem Eintrage bestritt er den großen Aufwand seiner Haushaltung.

An einem Wintermorgen erwachte der Baron auf seinem Eiderdunnenbette. Die Sonne schien hell durch die hohen Spiegelfenster, so daß ihre Strahlen selbst durch die seidenen Bettvorhänge sich stahlen. Seit Stunden schon knisterte im Ofen des Schlafzimmers ein lustiges Feuer, so daß, als der Baron den Arm nach der nahen Klingelschnur ausstreckte, derselbe von keiner unangenehmen Empfindung der Winterkälte berührt wurde. Die Klingel ertönte, der Diener trat ein.

„Wie viel Uhr ist es?“ rief der Baron gähnend dem Eintretenden entgegen.

Dieser näherte sich dem Bette, vor welchem ein Nachttischchen stand, und schaute auf die daselbst liegende goldene Taschenuhr des Barons.

„Zwei Viertel auf zehn —“ versetzte er dann.

„So will ich aufstehen —“ sprach der Baron. Allein er stand nicht auf, wie er gesagt hatte, sondern ließ sich vielmehr wie ein Weinfaß aus dem Bette schroten und dann auf die Füße stellen, worauf ihm der Diener die Kleider anlegte. Trägen Schrittes wanderte nun der Langschläfer nach einem Sopha hin, in

dessen bauschige Kissen er sich niederließ. An ein Morgengebet, wie es doch jeglichem Christen ziemt, ward nicht gedacht. Der Diener rückte den Tisch herbei und ging dann, das Frühstück auf einem silbernen Präsentirteller aufzutragen.

„Was ist das für elendes Zeug?“ fragte der Baron, die gefüllte köstliche Porzellantasse von den Lippen entfernend — „die Chocolade schmeckt wie Medizin — wie Kaiserpillen? Ha! und zu dem Backwerke hat man alte Butter genommen.“

„Gnädiger Herr!“ versetzte der Diener — „es ist dieselbe Chocolade, das nämliche Backwerk, welches Ew. Gnaden alle Morgen zu genießen pflegen.“

„Was da!“ zankte der Baron — „Ich lasse mich nicht betrügen. Kann ich nicht einmal für mein vieles Geld gute Waare bekommen? Gleich schaff' mir das Gebräu und Gebäck aus den Augen! Wo ist meine Frau?“

„In ihrem Zimmer. Die gnädige Frau Baronin zieht sich eben an.“

„Sie soll zu mir kommen, sobald sie fertig ist —“ sprach der Baron und setzte sich an seinen Schreibtisch, wo er mit halblauter Stimme rechnete.

„Drei und sechzig Thaler für Zuckergebäck — enorm! hundert und achtzig Thaler für Wein und anderes Getränke — das habe ich vermuthet! Zwanzig Thaler die Musik — ist viel in die Luft geblasen worden! Für Wachslicht, Wildpret — —“

Des Barons Stimme wurde hier unhörbar.

„Guten Morgen, Herr Gemahl!“ sprach die Baronin, durch die Thüre hereinrauschend. „Wie hat Dir das gestrige Fest bekommen?“

„Schlecht, meine Beste! Es kostet mich gegen 500 Reichsthaler oder ziemlich 1000 Tonnen Steinkohlen.“

„Wir haben's ja!“ tröstete die Baronin. „Wenn wir's nicht hätten, wär' es etwas anderes.“

„Aber man schöpft endlich auch einen Brunnen aus. — Wo sind die Kinder?“

„Oskar hat Clavierstunde und Lili plaudert mit ihrer Bonne (Hofmeisterin) französisch.“

„Bald hätt' ichs vergessen“ — hob der Baron wieder an, — „die Chocolade und das Backwerk schmeckt ja fürchterlich. Nicht zu genießen ist Beides. Du mußt Dich um bessere Lieferanten bekümmern.“

„Nicht doch!“ versetzte die Baronin — „Dein Mangel an Appetit trägt allein die Schuld. Du darfst nur etwas Pikantes genießen, als Sardellen, Caviar, Austern, Senf und eine Flasche zehrenden Weines. Was gilts, es wird dir dann wieder schmecken?“

„Gnädiger Herr!“ sprach der eintretende Diener — der Kutscher bittet unterthänigst um Gehör.“

Der Baron nickte bejahend. Bald darauf erschien der Kutscher. Dieser sah wie eine frischgetünchte Kalkwand aus, seine Hände zitterten, die Kniee schlotterten ihm. „Was gibts?“ fuhr ihn der Baron, aus den verstörten Zügen des Mannes nichts Gutes ahnend, zornig an.

„Gnädiger Herr!“ entgegnete der Kutscher — „unser Herr Gott im Himmel weiß es, daß ich nichts dafür kann. Ich wüßte auch nicht die geringste Kleinigkeit, die ich mir hätte zu Schulden kommen lassen.“

„Wer fragt nach Seiner Schuld oder Unschuld?“

antwortete der Baron und stampfte mit dem Fuße. „Was es gibt, will ich wissen.“

„Als ich diesen Morgen in den Stall komme —“ sprach der Kutscher mit bebenden Lippen, „finde ich — —“ dem Mann versagte die Stimme —

„Was fand Er?“ schrie der Baron.

„Das Handpferd todt!“ — sprach der Kutscher leise. Der schmerzliche Ton eines gewaltsam unterdrückten Schluchzens entrang sich nach den drei Worten seiner Brust.

Der Baron stand erstarrt. Mit weit aufgerissenen Augen stierte er den Unglücksboten an, als glaubte er nicht recht gehört zu haben. Mit der wiederkehrenden Besinnung brach seine Wuth aus. Er schäumte.

„Schlagen Sie mich, gnädiger Herr!“ hob der Kutscher an, als er seinen Herrn nach dem dicken spanischen Rohre greifen sah. „Ich will Alles leiden, ob ich gleich ganz unschuldig bin.“

Die Baronin fiel ihrem Gatten in den aufgehobenen Arm. „Willst du dich entehren“ — sprach sie kalt — „indem Du diesen Elenden schlägst? Jag' ihn fort, so ist die Sache abgethan.“

Der Baron starrte eine Sekunde lang seiner Frau in das ruhige Gesicht. „Du hast Recht!“ murmelte er zwischen den zusammen gebissenen Zähnen hervor. Seine Züge wurden zu Eis, indem er zu dem Kutscher sagte: „Er hat seinen Abschied! Aus meinen Augen — aus meinem Hause — sogleich!“

„Gnädiger Herr“ erwiederte der Bestürzte mit bittender Geberde — ich habe eine kränkliche Frau und vier Kinder, von denen das jüngste erst 5 Wochen alt ist.“ „Fort sag' ich.“

Mit gefalteten Händen und thränenden Augen wendete sich nun der Unglückliche zur Baronin. „Gnädige Frau! erbarmen Sie Sich der fünf Unschuldigen — erbarmen Sie Sich des armen Säugling! — Legen Sie ein gutes Wort für mich bei dem Herrn Baron ein! Meine Frau ist noch in den Wochen und kann den Tod von dem Schrecken haben.“

Ohne eine Sylbe zu antworten, wendete sich die Baronin ab.

„Denke Dir nur —“ sprach der Baron zu ihr mit erneuerter Wuth — „der ganze Zug ist nun vernichtet — der Schade unersetzlich. — Fort! aus meinen Augen, Schurke!“

Der Kutscher weinte und blieb. „Als ich“ — sprach er — „heute früh meiner Noth und Angst kein Ende sah, suchte ich bei meinem lieben Gott Trost und Hülfe. Ich schlug Sein heiliges Wort auf, und fand sogleich das schöne Gleichniß von dem guten Könige, der seinem Knecht 80,000 Pfund erließ. Ach! — dachte ich — dein Herr hat Hunderttausende von dem lieben Gott geschenkt bekommen; er wird es nicht so machen, wie der böse Knecht, der seinem Mitknechte nicht einmal die 100 Groschen erlassen wollte. Mein Herr ist ein Christ und betet wohl täglich auch sein Vater unser, und „„Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.““ Und ich bin nicht einmal Schuld an dem Tode des Apfelschimmels. Lassen Sie ihn öffnen, gnädiger Herr, und Sie werden finden, daß er einen Fehler im Leibe gehabt hat. Haben Sie doch Mitleid!“

„Die Frechheit dieses Menschen übersteigt meine Geduld —“ rief der unerbittliche Baron. „Sie reißt

meine festesten Grundsätze darnieder und zwingt mich wahrlich, wieder nach dem Stocke zu greifen. Wirst Du noch nicht gehen?

„Nun wohl —" sprach der Kutscher, seine Augen trocknend — „so muß ich mich denn ergeben. Möge Gott es zum Besten lenken! Ich bitte Sie nur noch um ein Zeugniß, daß ich Ihnen fünf Jahre treu und redlich gedient habe."

„O!" versetzte der Baron mit Hohn — „ich will Dir ein Attest schreiben, das Hörner und Zähne haben soll. Ich will auch noch mündlich Dich bei meinen Bekannten empfehlen, so daß man Dir Nichtswürdigen nicht einmal eine Katze, geschweige denn ein Pferd, wieder anvertraue."

„Das vergebe Ihnen Gott!" sagte der Mann und ging.

„Endlich!" sprach die Baronin. „Schon um seines Namens willen — Lazarus — konnte ich den Menschen nicht wohl leiden. Unwillkührlich dachte ich allemal dabei an Wunden, Geschwüre und Beulen, oder gar an Tod, Verwesung und Grab."

II.

Der Bergmann.

Der Baron hatte Wort gehalten und den armen Lazarus so verfeindet, daß dieser nirgends ein Unterkommen als Kutscher fand. Nachdem er mit seiner Familie einige Wochen von den wenigen, ersparten Nothpfennigen gelebt hatte, zwang ihn die bitterste Noth, ein Bergmann in den Kohlenschichten seines ehemaligen Herrn zu werden. Der Bergschreiber des Barons

hatte ihn aus Mitleid unter die Zahl der Häuer (welche die Kohlen aus der Erde hauen) aufgenommen. Als solcher wohnte er zur Miethe in einem kleinen Häuschen des Dorfes Weißing, welches zum Rittergute des Barons gehörte. Ein beengtes Stübchen mit zwei Fenstern, in welches man durch einen schmalen Vorbau gelangte, der die Stelle einer Küche, Kammer und eines Holzschuppens vertrat, machte die ganze Wohnung der Familie aus.

An einem sehr kalten Morgen leuchtete matt durch die dick gefrornen Fensterscheiben, welche hie und da mit Papier ausgebessert waren, der Wiederschein eines brennenden Holzspannes in die starre Finsterniß hinaus. Frau Lazarus kauerte vor dem elenden Ofen und machte von dürrem Leseholz und Steinkohlen ein Feuer an. Dicht neben an schlief ihr Säugling, dessen nackte Füßchen an dem Körper eines mäßig großen Hundes ruheten und von ihm erwärmt wurden. In dem armseligen Bette der Mutter lag noch ein etwa dreijähriger Knabe, der erst Platz genug fand, sich behaglich auszustrecken.

„Gotthelf! Lieschen!" rief Frau Lazarus, ohne ihren Platz zu verlassen, nach der Vorhausthüre gewendet, aus — „steht auf! es ist Zeit!"

Bald darauf hörte man ein Gepolter, die Thüre ging auf und ein halbgekleideter Knabe von etwa eilf Jahren zeigte sich.

„Mutter!" rief er verwundert — „denke dir nur: das Wasser in dem Ständer ist steinhart gefroren. Womit soll ich mich denn nun waschen? Guten Morgen auch!" fuhr er, halb beschämt über den vergessenen Gruß fort.

„Nimm das Beil —" versetzte Frau Lazarus — „und schlage die Eisrinde durch. Solches Wasser wärmt brav."

Gotthelf verschwand, trat aber bald darauf mit rothglühendem, glänzenden Angesichte in das Stübchen, ein Beweis, daß er der Mutter gefolgt hatte. Ihm auf dem Fuße folgte unter freundlichem Gruße seine achtjährige Schwester.

„Hu!" sprach diese zusammenschauernd — „das ist kalt! Meine Deckbette war wie ein Brett gefroren, von meinem Athem."

„Drum wollen wir uns beeilen" — erwiederte die Mutter — „daß der Vater eine warme Stube und eine noch wärmere Suppe finde, wenn er heim kommt. Nach acht nächtlichen sauren Arbeitsstunden wollen Körper und Magen erquickt seyn. Habt ihr euer Morgengebet verrichtet und des Vaters d'rin gedacht, daß ihn der liebe Gott aus dem tiefen Schachte glücklich heimführe?"

„Ja wohl!" betheuerten beide mit einem Munde.

Jetzt trat die Mutter ihren Platz vor dem Ofen an Lieschen ab und räumte das Stübchen auf. Gotthelf hingegen schnitt Schwarzbrod in eine große und in eine kleine Schüssel ein. In die Erstere legte Frau Lazarus ein kleines Stückchen Butter und ein Häufchen Salz, in die Letztere aber nur Salz.

„Gib her" — sprach Lieschen, einen Topf aus dem Ofen ziehend — „das Wasser kocht."

Die Suppe in beiden Schüsseln war aufgegossen und die größere zum Warmhalten auf den Ofen gesetzt.

Der Hund, für welchen die kleinere Schüssel bestimmt war, sah, ohne seine ruhige Lage zu verändern, mit fröhlich leuchtenden Augen sein dampfendes Frühstück an.

Nur dem Schwanze gestattete er sein sanftes Wedeln, als fürchte er, außerdem den Schlaf des neben ihm ruhenden Kindes zu unterbrechen.

„Beißmann!“ sprach Gotthelf, das treue Thier streichelnd — „du mußt warten, bis deine Suppe verkühlt ist. Du könntest sonst toll werden.“

Plötzlich vernahm man, wie draußen vor der Thür zwei Füße den Schnee von sich abstampften.

„Der Vater! der Vater!“ riefen die Kinder und Mutter zugleich. Rasch öffnete sich die Thüre und mit einem herzlichen „Glück auf!“ (dem gewöhnlichen Gruße der Arbeiter in den Bergwerken) trat der Ersehnte ein.

„Glück auf! Glück auf! Glück auf!“ tönte es freudig zurück, und Alle bewillkommten den geliebten Vater um die Wette.

„Kinder!“ sprach dieser munter — „es ist ein prächtiger Morgen draußen. Von eurem Holzspanne flinkert und flankert der Schnee vor der Hütte wie Karfunkel. Die Bäume und Sträucher sind mit schneeweißen Blüthen behangen; die Luft ist rein wie Balsam und die zahllosen Sternlein blinken wie gold'ne Zweckchen (Nägelchen) auf einer schwarzblauen Sammetdecke herab. In dem Schachte war ich zuletzt ziemlich müde und schläfrig geworden. Die Kälte aber hat Alles weggebissen und nur einen recht tüchtigen Hunger übrig gelassen. Ich brauche wahrlich nicht erst Sardellen, Caviar, Senf oder Austern zu essen, wie mein ehemaliger Herr, um Appetit zu bekommen. Dafür ist gesorgt.“

Hurtig nahm Frau Lazarus die Suppe vom Ofen, theilte blecherne Löffel aus und rückte für den Vater einen alten Lederstuhl — den einzigen unter den Holzschemeln — an den Tisch. Vorher hatte sie jedoch

für den Schläfer in ihrem Bette ein wenig Suppe abgetheilt.

Ehe sich der Vater aber niederließ, faltete er, gleich den Uebrigen, seine erfrornen Hände und betete mit andächtiger Stimme: „Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an Dich, und wenn ich erwache, so rede ich von Dir. Ja, Vater guter Gaben! Lob, Preis und Dank sey Dir. Denn was wir Gutes haben, das haben wir von Dir. Amen!"

Wie gefällt euch, lieber Leser, der arme Lazarus, gegen den reichen Baron von Weißborn gehalten?

Nachdem die Familie mit großem Danke ihre Wassersuppe verzehrt hatte, bereitete Frau Lazarus ihrem Manne ein möglichst weiches Lager. „Nun ruhe aus, guter Mann!" sprach sie — „von deiner sauern Arbeit. Schlafe wohl! Wir wollen uns recht still verhalten, damit wir dich nicht stören."

„Ich schlafen?" versetzte Lazarus — „wo denkst du hin! Seitdem der Herr uns Bergleute nicht mehr in Geld, sondern mit Steinkohlen bezahlt, ist es mit dem Ausschlafen nach der Nachtschicht vorbei. Ich muß ja noch diesen Morgen meinen empfangenen Lohn nach der Stadt schaffen und versilbern, wenn wir leben wollen. Dieser freiherrlichen Knickerei wegen mußte ich meine Mitesser um diesen Vierfüßler da — er zeigte auf den Hund — vermehren."

„Ach!" sprach die Mutter wehmüthig — „der Unbarmherzige! Sollten ihn die zahllosen Seufzer und Kummerthränen seiner Untergebenen nicht einst bei Gott verklagen?"

„Sey ruhig —" tröstete der Mann — „Gott wird geben einem Jeden nach seinen Werken. Darum laß

uns nur Gutes denken, reden und thun. Die Fuhre nach der Stadt soll mich nicht sauer ankommen."

„He! Nachbar Lazarus!" mit diesen Worten pochte ein derber Finger an's Fenster — „fahrt Ihr mit?"

„Ei ja!" versetzte dieser — „sogleich will ich mich aufmachen, obgleich mir die Knochen noch ziemlich steif sind von der Nachtschicht."

„Wißt Ihr was Neues? Unser Herr hat fünfzigtausend Reichsthaler in der Lotterie gewonnen."

„Fünfzigtausend Thaler!" wiederholten Mutter und Kinder erstaunt.

„Wird er uns vielleicht wieder in Geld ablohnen?" fragte Lazarus.

„Ich zweifle! —" antwortete der Nachbar. „Ich glaube vielmehr, daß er noch weit geiziger werden wird.

„Ihr könnt Recht haben. Doch, was hilft's den Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnet, und nimmt doch Schaden an seiner Seele?!" „So ists!" sagte der Nachbar und ging.

Auch Gotthelf war während des Gesprächs aus der Stube gegangen, nachdem er Lieschen einen Wink gegeben und den Hund mitgenommen hatte. Bald darauf bellte dieser lustig vor der Hütte und über den gnitschenden Schnee glitten rasselnde Räder.

Betroffen eilte Lazarus an's Fenster. In der Morgendämmerung erblickte er draußen seinen kleinen Handwagen mit Steinkohlen beladen und den Hund, Gotthelf und Lieschen vorgespannt, welche vereint das Fuhrwerk rasch fortbewegten.

„Was macht ihr da, Kinder?" rief er hinaus.

„Wir fahren zur Stadt!" entgegnete Gotthelf vergnügt. „Legt euch nur ruhig nieder, Vater, und

schlaft aus. Wir wollen unsere Sache schon gut machen und ohne Schaden wieder kommen."

Fort rollte der Wagen. Die Mutter blickte ihren Gatten mit leuchtenden Augen an. Dieser wischte sich eine Thräne der Rührung von der Wange und sagte: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!"

Voll derselben überließ er sich einem erquickenden Schlafe.

III.

Der Unglücksgang.

Nach einem halben Jahre sprach eines Tages der Kohlenschreiber zum Häuer Lazarus: „Der Bergbau scheint Ihm nicht zuzusagen. Er sieht recht bleich und abgezehrt aus. Dazu muß ihm das gestrige Unglück den Schacht ordentlich vergällt haben, obschon Er noch mit einer verbrannten Wange weggekommen ist. Und das will bei einem solchen Vorfalle viel sagen. Weiß Er was? ich habe einen Bericht an den Herrn abgefaßt, worin ich Ihm den Tod der fünf Bergleute durch die Entzündung des bösen Wetters melde und Seiner rühmlich erwähne. Der Herr Baron hat den Kutscher, den er nach Seinem Abgange angenommen hatte, bereits wieder fortgejagt. Heute feiert er seinen Geburtstag, an welchem der Mensch gewöhnlich zur Milde aufgelegt zu seyn pflegt. Ihn habe ich zum Ueberbringer des Berichts auserwählt, damit Er einen Versuch machen kann, zu Seinem frühern Posten zu gelangen. Benütze er also die Gelegenheit — den heutigen Geburtstag zu Seinem Vortheile. Hat Er mich verstanden?

„Recht wohl!" versetzte Lazarus unter einem trüben Lächeln. „Aber ich muß es Ihnen, Herr Kohlen=

schreiber, frei heraussagen, daß mich der Gang sehr schwer ankommt. Glauben Sie mir: so wie ich den Herrn kenne, bleibt Ihre Fürsprache, so wie meine Bitte bei ihm fruchtlos. Es ist wahr: die giftige Luft in den Schächten hat meine rothen Wangen gebleicht und meinen Körper abgewelkt. Allein deßungeachtet wollte ich gern Häuer bleiben, wenn nur der Verdienst besser wäre. Als Kutscher habe ich manche Winternacht hindurch auf dem Kutschbocke klappern müssen, wenn die Herrschaft zu Balle war, und oben drein der schnöden Reden viele hinnehmen. Aber schon meiner Frau und meinen Kindern zu Liebe will ich den sauern Schritt thun und mich bei dem Herrn wieder anbetteln. Gar schön danke ich Ihnen für Ihre gute Absicht."

„Ich wünsche Ihm von Herzen einen günstigen Erfolg —" sagte der Kohlenschreiber, indem er den **Lazarus** entließ.

Dieser wanderte in seinem Sonntagsstaate, angethan mit der kurzen, schwarzen und faltenreichen Bergmannsjacke, sammt Bergleder und Bergmannsmütze, an welcher zwei kleine, messingene kreuzweis gelegte Hacken angebracht waren, den Bergmannsstock in der Hand, nach der Stadt. Die verbrannte Wange deckte ein schwarzer Verband. Nicht ohne banges Herzklopfen trat er in das Haus und in das Vorzimmer des Barons von Weißborn. In Letzterem fand er die beiden Kinder des Barons, welche vor der Thüre ihres Vaters lauschten.

„Er schläft noch —" lispelte Oskar seiner Schwester zu.

„Der Eintritt des Bergmanns zog der Kinder ganze Aufmerksamkeit auf denselben.“

„Ist das nicht Lazarus?“ hob Oskar mit freudigem Erstaunen an. „Guten Tag, lieber Lazarus! wie geht Dir's denn?“ Treuherzig schüttelte er ihm die harte Hand. Auch Lili begrüßte freundlich ihren ehemaligen Kutscher.

„Was hast Du denn am Backen gemacht?“ fragte Oskar theilnehmend.

„Ein böses Wetter hat mich verbrannt —“ antwortete Lazarus.

„Ein böses Wetter?“ rief der Knabe verwundert. „Gibt es denn jetzt schon böse Wetter mit Donner und Blitz? Davon müßten wir doch auch gehört haben.“

„O nein!“ sagte Lazarus lächelnd. „Böse Wetter sind brennbare Luft, die sich in den Schächten zuweilen bildet, und an einem hinzugekommenen Lichte entzündet. Dann steht plötzlich der ganze Schacht in Feuer, verbrennt und zerschmettert Alles, was d'rin ist. Ein solches Unglück hat sich gestern Abend ereignet. Ich bin noch am leichtesten weggekommen; aber fünf Bergleute sind erstickt worden, welche 22 Waisen und 5 Wittwen hinterlassen haben. Dieß soll ich Ihrem gnädigen Herrn Vater melden.“

„Ach der Vater!“ rief Oskar ängstlich. „Den hätte ich bald vergessen. Kannst Du Deine Rede noch, Lili? Wie war gleich der Anfang der meinigen? Ach, Gott! die Minute noch wußte ich ihn so gut, und —“

Die schellende Klingel des Barons unterbrach des Knaben Worte. Die Kinder schlüpften in das Zimmer ihres Vaters. Dieser hatte in der vergangenen Nacht

eine bedeutende Summe am Spieltische verloren, was eben keine gute Laune bei ihm hervorgebracht hatte.

Lazarus hörte ihn mit barscher Stimme zu den Kindern sprechen: „Was wollt ihr schon?"

„Theuerster Vater!" begann Oskar angsterfüllt — obschon es der Kinder heilige Pflicht ist, jederzeit ihren Aeltern Dank, Liebe, Ehrfurcht zu beweisen, so gibt es doch Tage, an welchen — —." Er stockte. „Wie hieß es weiter, Lili?" fragte er seine Schwester leise. Diese blieb ihm die Antwort schuldig.

„So gibt es doch Tage — an welchen — an welchen —" stotterte Oskar.

„An welchen —" vollendete der erzürnte Baron — „der Vater sich über seinen faulen Sohn ärgern muß."

„Ich wollte Dir zum Geburtstage gratuliren —" sprach Oskar betrübt.

Der Baron polterte einige Worte heraus, welche der lauschende Lazarus nicht verstand.

Mit weinerlichem Tone begann nun Lili ihre Rede in französischer Sprache, doch gleichfalls mit keinem günstigen Erfolge. Auch sie blieb damit stecken und empfing dafür ihre Scheltworte. Mit niedergeschlagenen Augen kam sie aus dem Zimmer ihres Vaters heraus. Oskar aber fuhr sich mit der Hand über's Gesicht, und unter Thränen lächelnd, sprach er: „Lazarus willst Du nicht wieder unser Kutscher werden? Gern will ich für Dich bei Mama ein gutes Wort einlegen."

Lazarus mußte ihm die Antwort schuldig bleiben, denn der Diener rief ihn zum Baron herein. Dieser machte ein finsteres Gesicht, als er seinen ehemaligen Kutscher erblickte. Noch finsterer wurde dasselbe, als er den Bericht des Kohlenschreibers gelesen hatte.

„Du bist mein Unglücksvogel —“ sprach er mürrisch. „Sicher würde das böse Wetter sich nicht entzündet und die fünf Arbeiter erschlagen haben, wärest Du nicht mit in der Grube gewesen. Es wird für mich am besten seyn, Du verlässest meine Dienste ganz.“

Dem Lazarus erstarb die Bitte auf den bleichen Lippen. Kein Wort konnte er erwiedern. Der Baron ging an seinen Schreibtisch, schrieb und versiegelte ein Billet an den Kohlenschreiber, welches er dem Lazarus mit den Worten einhändigte: „Mach, daß Du fortkommst.“

Dieß that denn Lazarus auch. Als der Kohlenschreiber des Barons Zuschrift überlesen hatte, wendete er sich traurig zu dem Ueberbringer desselben: „Lazarus! ich muß Ihm auf den Sonnabend den Abschied geben. Der Herr will es so. Er befiehlt mir überhaupt, künftig bei Annahme neuer Leute darauf zu sehen, daß sie unbeweibt oder nicht mit vielen Kindern gesegnet seyen, damit bei einem vorkommenden Unglücke die Knappschaftskasse durch eine zu große Anzahl von Wittwen und Waisen nicht zu sehr in Anspruch genommen werden müsse. Ich bedaure Ihn.“ —

Stumm wanderte der gebeugte Lazarus fort. „Verlasset euch nicht auf Menschen!“ murmelte er dumpf in sich hinein, als er des Kohlenschreibers Wohnung im Rücken hatte.

IV.

Der Grubensturz.

Der Sonnabend war da, an welchem Lazarus des Barons Dienste verlassen sollte. Ruhig nahm er

von seiner Familie Abschied, welcher er von seiner Verabschiedung noch nichts gesagt hatte, um sie nicht vor der Zeit in Sorge zu setzen. Andächtig wohnte er dem gewöhnlichen Gebete vor dem Schicht (d. i. der bestimmten Arbeitszeit im Bergbau) im Huthause bei; dann fuhr er an. Die abgelösten Grubenleute kamen mit einem munteren „Glück auf!" aus der dunkeln Tiefe und riefen den Hinunterfahrenden nach: „Lazarus! Schröder! heut gibt es einmal Geld zu verdienen. Der Adamsstollen ist ausgebeutet — die Stempel sollen weggeschlagen werden."

„Da muß ich mich dazu halten —" versetzte Lazarus — „denn ich fahre heute zum letztenmale in dieser Grube an, und bin darum des Geldes doppelt benöthigt."

„Wie so?" forschte sein Kamerad Schröder.

„Ich werde heute abgelohnt (verabschiedet) —" antwortete Lazarus. „Der Herr will mich nicht mehr in seinen Diensten leiden."

„Ei! —" erwiederte Schröder — „deßwegen laß' Du Dir keine grauen Haare wachsen. Es gibt hier herum noch mehr Kohlenwerke. Du gehst zu einem andern Herrn und damit ist Dir wieder geholfen."

Sie fuhren weiter.

Indeß mögen die Leser sich sagen lassen, daß die Steinkohlen nicht etwa einen ganzen Berg anfüllen, sondern sie werden nur schichten- oder lagerweise in der Erde angetroffen. Diese Lager sind mehr oder minder mächtig, das heißt hoch und ausgebreitet. Man findet sie von 6, 8, 10 und noch mehr Ellen Stärke. Damit das über den Steinkohlen befindliche Erdreich

nicht einstürze, wenn jene darunter weggenommen worden sind, wird dasselbe durch starke, hölzerne Stützen oder Stempel abgesteift und damit fortgefahren, bis das Lager ausgebeutet ist. Früher ließ man diese Stützen stehen; worauf denn, wenn der Zahn der Zeit das Holz zernagt hatte, die verlassene Grube nach und nach zusammenstürzte. Jetzt aber gönnt die unersättliche Habgier des Menschen der Mutter der Erde auch diesen kleinen Tribut nicht mehr. Um das immer theuer werdende Holzwerk wieder anderweit gebrauchen zu können, zahlt der Bergherr für jeden geraubten Stempel (nach der Bergmannssprache) 18 Pfennige, wofür sich denn immer Menschen finden, welche sich der gefährlichen Arbeit unterziehen, diese Stützen hinwegzunehmen.

Lazarus und sein Begleiter waren in dem Adamsstollen angelangt. Sie wanderten zwischen den Stützen hindurch nach dem Ende desselben und begannen das Hinwegnehmen. Mancher Stempel war bereits von ihnen weggeschlagen und in Sicherheit gebracht worden. Immer lichter wurde die Grube von dem Holzwerke. Bis jetzt war noch kein Grund zur Befürchtung für ihre Sicherheit vorhanden gewesen. Zwar hatte hier und da das Erdgewölbe geknackt und gestöhnt, als ihm der Stützpunkt entrissen worden war. Doch waren dieß nur Kleinigkeiten in den Augen der abgehärteten Männer. „Das ist ein tüchtiger Kerl!" sprach Schröder, sich zu einem besonders starken Stempel wendend, „für den zahlt der Herr wohl zwei Groschen."

Dumpf donnerten nun die Hämmer gegen das Holz. Der Stempel gab nach. Aber ehe er noch stürzte, trieb ein jäher Knall die beiden Bergleute nach dem

Eingange in den sichern, noch ausgeschalten Stollen zurück. Ein gellender Schlag, ähnlich dem schmetternden Donner eines einschlagenden Wetterstrahles, schien die unermeßliche Höhe des Erdgewölbes bis in seine unterste Tiefe zu spalten. In weiter Ferne erhob sich ein dumpfes Grollen, das, näher gekommen, in das betäubende Gebrüll unzähliger Geschütze sich verwandelte. Die Erde dröhnte und bebte, wie ein furchtsames Kind; Steine und Erdschollen lößeten sich von der Decke und prasselten hernieder.

Der beherzteste Krieger würde hier vor dem unsichtbaren, mächtigen Feinde geflohen seyn. Nicht so unsere Bergleute, welche furchtlos unter dem sicher geglaubten Verstecke standen, und ihre Augen forschend an das hohe Deckengewölbe geheftet hielten. In immer erneuten Krämpfen tobte die Erdmasse fort. Sie wollte sich gar nicht wieder beruhigen, sondern wälzte ihre bangen Seufzer bis in die fernsten Theile dahin. Endlich verhallten allmählig die furchtbaren Töne, gleich dem hinsterbenden Donner eines abziehenden Gewitters. Tiefe unheimliche Stille lagerte sich wieder auf die weite Grube.

„Die Frau Mutter zankte ja gewaltig —" hob nun der übermüthige Schröder an. „Gewiß will sie den Burschen nicht gern hergeben. Aber gerade nach ihm steht auch mein Sinn. Er bringt uns doch wenigstens acht Gläser Schnaps ein."

„Gott soll mich behüten —" versetzte Lazarus — „daß ich wegen einiger Gläser Schnaps mein Leben in die Schanze schlage. Aber auf eine Woche Schulgeld hätt' ich dann für meine beiden Kinder mehr."

„Ich gebe ihm noch Eins!“ sprach Schröder, den Hammer erhebend. „Er muß gleich fallen. Mach dich bereit, ihn sofort in Empfang zu nehmen.“

Der Bergmann schlug zu, der Stempel fiel, mit ihm zugleich das Gewölbe. Durch alle Räume des Kohlenwerkes drang der fürchterliche Schlag.

Der ungeheure Druck der Luft hatte den Lazarus rücklings gegen die Wand geworfen. Als die erschrockenen Bergleute mit ihren Grubenlichtern herbei eilten, sahen sie sein Gehirn in dem zerschmetterten Schädel noch rauchen.

Lazarus hatte wahr gesprochen und Schröder auch. Er war wirklich heute zum letztenmale in diesem Schachte angefahren, zu einem andern Herrn gegangen und ihm geholfen.

„Und seine Seele ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß.“

Schröder lag unter seinem, sich selbst bereiteten, tiefen Grabe, wo er der Auferstehung entgegen harrt.

„Der hat ausgespannt!“ sprach ein alter Häuer, auf Lazarus deutend, zog dann sein Mützchen und betete im Verein mit den Uebrigen ein stilles Vaterunser für den Verunglückten. Hierauf schafften sie den Leichnam aus der Grube.

Indeß war Frau Lazarus seelenvergnügt. Des morgenden Sonntags wegen hatte sie ihr Stübchen gescheuert und schön aufgeputzt, eine Freude der Frauen, die ihnen über viele andere geht. Zweitens hatte sie eine Entdeckung gemacht, welche das Mutterherz in das größte Entzücken versetzte. Als sie ihre kleine achtmonatliche Tochter Rosel fütterte, hatte der Papplöffel geklappert, und sie — o Wonne! das erste Zähn-

chen entdeckt. Grund genug, die Rückkehr des Vaters mit Ungeduld zu erwarten. Die beiden ältesten Kinder hatten nach den Schulstunden aus blauen Vergißmeinnicht und bunten Wiesenblumen schöne Kränze gewunden, um des heimkehrenden Vaters Auge zu erfreuen, und sie in wassergefüllte Schüsseln gelegt. Dessen Zunge und Magen zu laben, hatte die Mutter auch ein Leibgericht — Kartoffeln in Butter geröstet — bereitet, und für den Vater noch ein Stück Wurst hinzugefügt. Aus allen diesen Ursachen sah die Familie verlangend dem heimkehrenden Lazarus entgegen.

Als sich daher schwere Tritte der Thüre näherten, erscholl wiederum das Freudengeschrei: „Der Vater kommt! der Vater kommt!"

Wohl war er's.

Gefolgt von einem langen Zuge theilnehmender und neugieriger Männer, Weiber und Kinder, trugen zwei Bergleute auf einer kunstlosen Bahre frischgehauener Fichtenäste den entseelten Lazarus, dessen Beine und formloses Haupt schlaff zu beiden Seiten herabhingen, der Hütte zu. Unter einem Freudengeschrei öffnet sich die Thüre derselben. Die drei Kinder voran, die Mutter, ihr Jüngstes auf dem Arme, hintendrein, drängen sich heraus. Ihre Füße wurzeln fest — ihr Angesicht erstarrt — indem sich ihren Augen der fürchterliche Anblick darbietet.

Die Kartoffeln verbrennen erst und erkalten dann unbeachtet über den Kohlen. Am Boden kreischt die den Mutterhänden entfallene Rosel — das reinliche Stübchen wird durch des Vaters Blut und durch die Tritte der vielen Anwesenden mit Schmutz erfüllt — die Blumenkränze sind zu Todtenkränzen geworden.

Schauet dort, wie eine verzweifelnde Gattin, auf ihre Knie geworfen, durch ihr Wehgeschrei den entseelten Gatten in's Leben zurückzurufen glaubt. Bemitleidet die armen Kinder, welche die Bahre umknieen, die bleichen geschlossenen Lippen des Vaters noch einmal küssen, seine kalten Wangen streicheln, in sein treues gebrochene Auge zum letzten Male schauen wollen. Ach! das theure zermalmte Haupt hat ja weder Lippen, noch Wangen, noch Augen mehr! Nicht einmal die Züge des geliebten Todten zur immerwährenden Erinnerung in das Gedächtniß prägen, kennen sie. Selbst sein Bild ist für sie verloren gegangen! Entsetzt wendet sich das thränenvolle Auge von dem Orte, wo einst die Seele ihren Sitz hatte, hinweg. Auf die harte, schwielenbedeckte Hand, welche noch heute für sie arbeitete, jetzt aber von der Eiskälte des Todes versteint ist, senken sich die warmen Lippen der Kinder. Ach! ihre heißen Thränen vermögen nicht, sie aufzuthauen.

O Stätte des Schmerzens und Schreckens! wann wird wohl die Freudensonne ihre Strahlen wieder auf dich fallen lassen? Noch lange verbargst du dich für die Aermsten, als Hunderte von schwarzen, trübseligen Gestalten, denen der Tod aus den bleichen, erdfahlen Gesichtern sah, sich vor Lazarus Hütte einfanden, ihrem Kameraden den letzten Liebesdienst zu erweisen. Seine Hülle empfieng der schmucklose Sarg, hinter welchem die Wittwe jammerte, die Waisen weinten — und dann das dunkle Grab, dieser enge, kurze Schacht, in dem wir Alle hinab müssen.

„Jesus, meine Zuversicht —" sangen die vorangehenden Schulkinder mit einschneidender Stimme.

„Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ darüber sprach am offenen Grabe der Herr Pfarrer einige Worte der Erbauung.

Die Hinterlassenen aber, so wie die armen Bergknappen folgten seinem deutenden Finger und blickten gläubig zum blauen Himmel empor, wo kein Schmerz und Weinen, keine Klage und kein Geschrei mehr seyn wird.

V.

Der glückliche Fund.

Die wenigen Thaler, welche aus der Knappschaftskasse an Frau Lazarus und für deren Kinder ausgezahlt wurden, fraßen die Begräbnißkosten ihres Mannes und noch manches aus dem Schiffbruch besserer Zeiten gerettete Wirthschaftsstück obendrein. Der armen Frau blieb fast nichts übrig, als die leeren Wände und die Augen, ihr Elend zu beweinen.

Der nagende Schmerz um den Verlust des geliebten Gatten mußte bald der nicht minder drückenden Sorge für die Zukunft weichen. „Woher Brod nehmen, daß diese Kleinen essen?“ dachte sie seufzend. Die kleinen Gaben, welche nachbarliches Mitleid der Wittwe bis jetzt gespendet hatte, waren aufgezehrt. Sinnend nach einem passenden Erwerbszweige saß Frau Lazarus an einem Sommerabende in ihrem Stübchen. Die kleine Rosel schlummerte süß und fest in der Mutter Schooße, deren Gedanken bald bei dem geschiedenen Gatten weilten. Ihre übrigen Kinder waren noch im Walde, Reißholz und Heidelbeeren aufzusuchen.

Da klopfte es leise an die blinde Fensterscheibe. Frau Lazarus schrack zusammen, in dem ersten

Augenblicke meinend, es sey der selige Geist ihres Mannes, der sie zu grüßen komme. Sie legte das Kind auf sein Lager und näherte sich dem Fenster. Ihr Glaube ward bestärkt, als sie beim Oeffnen Niemanden gewahrte. Bei nochmaligem Umherschauen leuchtete ihr aber ein blendend weißes, zusammengelegtes Papier auf dem Fenstergesimse entgegen. Schwer wog es in der prüfenden Hand und schien dem Gefühle nach — Geld in sich zu halten. Die Vermuthung wurde zur Gewißheit, als sie das Papier auseinander legte. Lauter neue große Geldstücke, acht Thaler zusammen am Werthe, funkelten die erstaunte Frau in der Dämmerung an. Rasch eilte sie, das Lämpchen anzuzünden, bei dessen Lichte der verführerische Glanz des Silbers den ersten matten Freudenschimmer in ihr gebeugtes Herz geleiten ließ. In dem Papiere stand geschrieben:

„Für Frau Lazarus und ihre Kinder."

Wer konnte wohl der unbekannte Geber seyn? Sie erschöpfte sich in vergeblichen Vermuthungen. Am liebsten hätte sie die Gabe, als von ihrem seligen Manne kommend, angesehen, wenn dem nicht die beigefügten Worte widersprochen hätten.

Hätte der fromme Wohlthäter ein stiller Zeuge der herzlichen Freude seyn können, welche sein Geschenk bei der armen Familie emporschießen ließ: gewiß, er würde dem schönen Spruche aus voller Seele beigepflichtet haben, „daß Geben seliger sey, denn Nehmen."

Das gesunkene Vertrauen auf Gott und gute Menschen belebte sich wieder in der Mutter Brust; der Geist entriß sich seinen beengenden Fesseln; Thätigkeit und Muth kehrte zurück, um dem drohenden Mangel furchtlos entgegen zu arbeiten. Frau Lazarus sah sich jetzt

in den Stand gesetzt, einen kleinen Handel anzufangen. Sie erkaufte einen mäßigen Vorrath an Steinkohlen, welche ihre beiden ältesten Kinder mit Hülfe des Hundes nach und nach zur Stadt fuhren und ihr stets einen kleinen Gewinn abwarfen. Auch versorgte sie sich mit Zwirn, Garn, Wolle, Band, Näh= und Stecknadeln und andern Kleinigkeiten, welche von den Landleuten bei Ausbesserung ihrer Kleidungsstücke gebraucht werden. Sie wusch, bügelte, nähte und machte die Köchin bei Tauf= und Hochzeitfesten, und wies keine Art rechtlicher Thätigkeit zurück. So gelang es ihr, sich und die Ihrigen dem drückendsten Mangel zu entreißen; ja sie war sogar im Stande, die beiden ältesten Kinder wieder Nachmittags in die Schule zu schicken. Der nagende Kummer schwand von ihrem Gesichte, das allgemach seine frühere Röthe und Fülle wieder erhielt. Die vier Kinder aber strotzten von Gesundheit. Der einzige und liebste Spaziergang der ganzen Familie war und blieb der Weg nach dem väterlichen Grabe. Hier ermahnte die christliche Mutter ihre Kleinen zur Gottesfurcht und Frömmigkeit, und nie kehrten von da die Kinder, ohne bessere Vorsätze gefaßt zu haben, in ihre Wohnung zurück.

Eines Morgens hielten Gotthelf und Lieschen mit ihrem Kohlenwagen auf dem Marktplatze der Residenz und warteten sehnsuchtsvoll auf einen Käufer ihrer Waare. Ein solcher erschien endlich in dem Besitzer einer nahen Gemüsebude, welcher sofort mit den Kindern den Handel abschloß und die Kohlen nach seiner Wohnung bringen ließ. Als er auf seine Frage erfuhr, daß die kleinen Kohlenhändler aus Weißing seyen: sprach er: „Es gibt dort in der Gegend viel Nadelholz. Da,

sollt' ich meinen, müßten viel Ameisenhaufen anzutreffen seyn. Nicht so?"

„Ja wohl!" versetzte Gotthelf — „ich weiß, daß mich die schwarzen Dingerchen oft tüchtig gezwackt haben, wenn ich Beeren oder Pilze suchte."

„Höre —" fuhr der Mann fort — „ich handle auch mit Ameiseneiern. Da könntest Du dir nebenbei noch etwas verdienen, wenn Du für mich die Ameiseneier einsammelst. Ich zahle für das Mäßchen zwei Groschen. Ich will Dir auch sagen, wie man die Eier am schnellsten bekommen kann."

Mit Freuden willigte Gotthelf ein, ließ sich das Mittel lehren, und hätte lieber gleich heute mit dem Einsammeln angefangen. Wirklich führte er nach dem Schlusse der Schule sein Vorhaben aus.

„Liebe Mutter —" bat er schmeichelnd — „leihe uns doch ein altes Tuch und eine Schüssel, oder einen Sack, wir wollen Geld verdienen.

„Womit?" fragte die Mutter verwundert.

„Wir möchten es nicht gern eher sagen, als bis wir gesehen haben, daß es glückt. Etwas Unrechtes ist es nicht; darauf kannst Du Dich verlassen."

Die Mutter, der Ehrlichkeit ihrer Kinder trauend, und ihnen die eingebildete Freude gönnend, gab ihnen das Verlangte, wozu Gotthelf noch eine abgenützte Kohlenschaufel legte. Im Walde angekommen, fanden die Kinder bald einen recht ansehnlichen Ameisenhaufen an dem Fuße eines alten Baumes. Geschäftig breitete Gotthelf das Tuch in dessen Nähe auf dem Erdboden aus, schlug es eine Handbreit um und legte unter den Umschlag kleine grüne Zweige. Hierauf stach er mit der

Schaufel den Ameisenhaufen aus und versetzte ihn mitten auf das Tuch.

„Nun wollen wir sehen —“ sprach Gotthelf, „ob uns der Mann wird belogen haben oder nicht. Er sagte: die Ameisen werden ihre Eier und Jungen einstweilen unter den Umschlag und die grünen Zweige tragen, dann fortlaufen und sich nach einem sichern Ort für dieselben umsehen.“

Es verhielt sich wirklich so. Der ganze Haufen kriebelte und wirbelte von kleinen Thierchen, welche eiligst ihre Eier und Jungen in Sicherheit zu bringen eilten. Konnte eine Ameise mit ihrer Last nicht schnell genug fortrennen, kam ihr eine andere zu Hülfe und packte mit an. Bald war kein Ei mehr zu sehen. Während nun die Ameisen, wie vorausgesagt, das Tuch verließen, sammelten die Kinder mit blechernen Löffeln die unter dem Umschlage aufgehäuften Eier in ihre Schüssel. „Das geht prächtig!“ jauchzte Gotthelf. „Heute noch können wir ein Mäßchen voll bekommen.“

Im Begriff, einen andern Ameisenhaufen aufzuspüren, gewahrte Lieschen einen Gegenstand von wunderbarer Beschaffenheit. Dieser war von der Größe eines mäßigen Holzklotzes, glich einem See- oder Korallengewächse, und bestand aus unzähligen Blättern, Fächern und Zellen, von einer braunen, pergamentartigen Masse.

In ihrem Leben hatten die Kinder so etwas nicht gesehen. Das Ding, leicht wie Kork, wurde von den Händen der Kinder um und um gedreht.

„Himmel! die Ameisen!“ rief Lieschen lebhaft und zog ihre Arme zurück, welche von den genannten Insekten bedeckt waren.

Gotthelf, welcher diese Entdeckung auch an sich machte, warf das Gewächs zu Boden, sagte aber: „Das nehme ich mit, wenn wir nach Hause gehen. Vielleicht kann uns die Mutter sagen, was es ist.“

„Hier ist wieder ein Ameisenhaufen!“ rief der kleine vierjährige Fritz aus einem nahen Busche — „und noch etwas! Ei! ich habe etwas gefunden!“

Die herzueilenden Geschwister sahen in des Kindes Hand ein kleines Schächtelchen, in welches viele Löcher gebohrt waren. Beim Oeffnen gewahrten sie mit großer Verwunderung das zarte, weiße Skelet eines Vögelchens darin, dessen Haut und Fleischtheile mit unendlicher Kunst von den kleinen Knochen gelöst worden waren.

Dieß neue Wunder lockte dem jungen, schauenden Kleeblatte manches „O!“ und „Ach!“ ab. Plötzlich rauschten die Gebüsche. Erschrocken drehten sie sich um und erblickten die Kinder des Barons von Weißborn vor sich stehen.

„O mein Bibi!“ klagte Lili, indem sie die Schachtel in Gotthelfs Hand erkannte.

„Sei ruhig —“ tröstete ihr Bruder — „sie werden uns unser Eigenthum nicht vorenthalten wollen.“ „Die Schachtel und der Vogel d'rin gehört uns —“ wendete Oskar sich nun an den Gotthelf — „wir haben sie hieher gesetzt, damit die Ameisen unser gestorbenes Kanarienvögelchen skeletisiren sollten.“

„Die Ameisen?“ fragte Gotthelf erstaunt, indem er die Schachtel dem Junker überreichte.

„Ja!“ versetzte dieser, „das herrliche Skelet seiner Schwester freudig zeigend. „Das haben die kleinen, fleißigen Thierchen gethan, von welchen wir Alle lernen

können. Manche Stunde habe ich ihnen zugesehen, mit welchem Fleiße, welcher Ausdauer und Geschicklichkeit sie die zu ihrem Baue erforderliche Gegenstände herbeischaffen, welche oft dreißigmal so groß, als sie selbst sind. Fast menschlichen Scharfsinn scheinen diese Insekten zu besitzen. Doch sprich, was willst du mit diesen Puppen da in der Schüssel beginnen?"

„Puppen?" lachte Gotthelf — „es sind ja Ameiseneier."

„Mit nichten!" versetzte Oskar. „Wie könnten denn die kleinen Ameisen so große Eier legen? Diese sind so klein als ein Sandkorn. Daraus werden kleine Maden, welche sich einspinnen und in dem Gespinnste zu Ameisen sich verwandeln. Oeffne nur eine solche Ameisenpuppe und Du wirst die Ameise darin finden. Wozu sammelst Du die Puppen?"

„Ich will sie verkaufen —" antwortete Gotthelf — „das Mäßchen für zwei Groschen."

„Und wozu willst Du die zwei Groschen anwenden?"

„Ich möchte gern ein paar Rosenstöcke auf meines seligen Vaters Grab kaufen."

„Kommt mit!" sprach Oskar gerührt — „ich will Dir die Rosenstöcke und andere schöne Blumen aus meinem Gärtchen schenken. Aber die Ameisen laß hübsch in Ruhe. Sie sind gar nützlich und leisten uns manchen Liebesdienst. Dieses Frühjahr war mein Lieblingsbäumchen voll Raupen und andern Ungeziefers, das gar nicht wegzubringen war. Da lockte ich durch ein angebundenes Fläschchen voll Sirup eine Menge Ameisen auf den Baum, und verhinderte sie dann durch einen, unten um dem Stamme gezogenen Ring von flüssigem Theer, nicht eher wieder fortzuwandern, bis

sie alle meine Baum- und Blüthenfeinde reinweg aufgezehrt hatten. Nenne mir den Wundarzt, der im Stande wäre, ein so zartes Skelet mit Hülfe aller seiner Instrumente herzustellen!"

Während des Gesprächs hatte Lieschen das vorhin gefundene Zellengewebe herbeigeholt.

„Was ist das?" fragte Oskar erstaunt.

Die Kinder erzählten, wie und wo sie das Ding gefunden hätten.

Oskar mußte einen tüchtigen Lehrer und er selbst gut aufgemerkt haben. Denn er erkannte bald in dem fremdartigen Gegenstande einen alten Baumstumpf, welchen die inwohnenden Ameisen so wunderbar umgestaltet hatten.

„Das ist ein herrlicher Fund" rief er aus — „welcher Dir eine artige Belohnung eintragen kann. Wenn Du willst, so werde ich dieses Wunder der Natur dem Direktor des königlichen Naturalienkabinets zeigen, welcher fast alle Wochen meine Eltern besucht. Gewiß kauft er Dir dasselbe um einen annehmlichen Preis ab."

Gern gab Gotthelf seine Zustimmung und dem beraubten Ameisenhaufen seine Puppen wieder, bevor er mit seinen Geschwistern der Einladung Oskars Folge leistete.

Frau Lazarus und ihre Kinder hatten bisher sorgsam die Nähe des Edelhofes von Weißing, den der Baron während der Sommermonate zu bewohnen pflegte, gemieden, um mit dem harten Manne, der sich durchaus nicht um die armen Hinterlassenen seines ehemaligen Kutschers gekümmert hatte, jedes Zusammentreffen zu umgehen. Jetzt schlug daher den beiden älteren

Kindern desselben das Herz etwas bänglicher, als sie die Gebäude des Herrnhofes vor sich liegen sahen. Zum schnellen Umkehren gar wendeten sie bereits die Füße, indem sie am Eingange des Gartens den Baron mit finsterer Miene auf sich zukommen sahen.

Doch Oskar, ihre Absicht merkend, hielt sie durch die beruhigendsten Versicherungen zurück. Bevor noch sein Vater den zum Schelten vorzogenen Mund zu öffnen vermochte, rief er ihm freudig entgegen: „Vater, sieh' doch, welch' ein schönes Exemplar für das königliche Naturalienkabinet diese Kinder hier entdeckt haben!" Damit wies er den merkwürdigen Fund dem Baron vor, dessen Unwille bei genauerer Betrachtung des Holzklotzes, so wie des Vogelskelets, einer verwunderten Neugierde Raum zu geben begann. Willig ließ er geschehen, daß seine Kinder darauf den Gotthelf und dessen Geschwister mit Blumenstöcken, Gartenfrüchten und Kuchenstücken beschenkten, welche dieselben unter lautem Frohlocken der verwunderten Mutter heimbrachten.

Nach drei Tagen schon traten Oskar und Lili in die Wohnung der Frau Lazarus. Mit der stillen Verklärung, welche jeden Freudenspender überstrahlt, zählte Ersterer der Wittwe fünf Thaler für das Kunstwerk der Ameisen auf, welches seitdem wirklich in dem königlichen Naturalienkabinete prangt. Lili kam auch nicht mit leeren Händen. Sie schenkte den Kindern ein volles Bündel abgetragener Kleidungsstücke und Wäsche, welche sie von ihrer Mutter erfleht hatte. Beide Kinder empfanden da eine Seligkeit, wie sie ihr Vater bei allen seinen Schätzen und Vergnügungen noch nie genossen hatte.

Der unbekannte Nothhelfer und die Kinder des Barons hatten durch ihre gespendete Wohlthaten einen freundlichen Sonnenblick in die trübe Schicksalsnacht der armen Familie geworfen. Ersterer wiederholte seinen geheimnißvollen Besuch noch einmal gegen das Ende des Sommers. Es wurde eines Abends an das Fenster gepocht, von Frau Lazarus kein Mensch vor demselben gesehen, wohl aber auf dessen Gesimse ein Papier mit sechs Thalern entdeckt. Dieselben blanken Münzsorten, dieselben Worte und von derselben Hand geschrieben, fanden sich abermals darin vor. Indem Frau Lazarus den edlen Geber noch mit Segenswünschen überhäufte, traten ihre Kinder, welche Holz im Walde gesucht hatten, in die Stube und behaupteten, Oskar und Lili aus der Nähe der Hütte wegschleichen gesehen zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach konnten nur sie die helfenden Engel gewesen seyn.

VI.

Christliche Hülfe.

Der Herbst hatte den Baron von Weißborn mit seiner Familie in die Residenz zurückgetrieben. Die Felder wurden leer, die Bäume kahl, die Vögel zogen fort, der Winter kam mit seiner Kälte, seinem Schnee und Eis, seinen Entbehrungen und Schrecknissen für den Dürftigen. Auch Frau Lazarus hatte viel von ihm zu erleiden. Die Tage wurden so kurz, daß sie sehr zeitig ihr Lämpchen anzünden mußte, um ihre Näherei fertigen zu können. Doch zwang sie ihre Armuth, das Flämmchen so klein als möglich zu machen. Die fortdauernde Anstrengung bewirkte, daß ihre Augen

von einer ganz heftigen Entzündung befallen wurden, die sie an allen Arbeiten hinderte.

Ein Unglück kommt selten allein. Der neidische Dorfkrämer ließ der armen Frau durch die Gerichte ihren kleinen Handel mit Zwirn, Garn und dergleichen untersagen, und ihr im Uebertretungsfalle mit einer namhaften Strafe drohen. Das Maß voll zu machen, wurden die beiden jüngsten Kinder krank und bekamen die Masern. Der Patienten Arzt war Gott; eine Tasse Fliederthee ihre Arznei; ein federnloses Bett ihr Lager.

In dieser Sorge und Noth war und blieb der Handel mit Steinkohlen, welchen Gotthelf und Lieschen nach der Residenz betrieben, der einzige, spärliche Erwerbszweig der gedrückten Familie.

Es war drei Tage vor dem Weihnachtsfeste, als der Kohlenschreiber nach der Residenz ging, um Rechnung abzulegen und seinem Herrn die eingenommenen Gelder zu überbringen. Dieser hatte einen weit höheren Betrag derselben sich erwartet, und ließ daher seiner Empfindlichkeit über die getäuschte Hoffnung freien Lauf. Er überhäufte den Kohlenschreiber mit Vorwürfen und gab ihm nicht undeutlich seinen Zweifel an dessen Ehrlichkeit zu erkennen. Dieser ungerechte Verdacht empörte den treuen Beamten. Mit Freimuth und Würde wies er das unwürdige Benehmen des Barons zurück und schloß seine Vertheidigung mit den Worten: „Ihr Reichthum, Herr Baron! gibt Ihnen noch kein Recht, arme, aber rechtschaffene Leute zu beschimpfen. Hüten Sie Sich; denn es ist noch nicht aller Tage Abend.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fuhr ihn der Baron an.

„Nichts weiter —“ versetzte der Kohlenschreiber — „als daß man Niemand vor seinem Ende glücklich preisen darf. In meinem Gebetbuche steht der Vers:

„Es sind ja Gott sehr leichte Sachen
Und Seiner Allmacht gilt es gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.“

„Pah!“ sagte der Baron verächtlich — „ich hoffe, Sie und Ihr Gebetbuch noch zum Lügner zu machen. Und wenn der Blitz mein Haus mit seinem reichen Inhalte in die Asche legte, und der Strom mein Rittergut verwüstete: so hab' ich Mittel, Beides, sechsmal schöner und herrlicher, denn vorher, wieder herzustellen. Meine Kohlenschächte sind unerschöpflich, und bieten mir eine nie versiegende Quelle des Reichthums dar.“

Dem Kohlenschreiber graute vor seinem Herrn, dem Lästerer. Er empfahl sich mit dem stillen Vorsatze, so schnell als möglich den Dienst bei demselben mit einem andern zu vertauschen.

Letzterer aber gedachte, Jenem in diesem Stücke zuvorzukommen. In der Absicht, dem Kohlenschreiber den Dienst aufzukündigen, hieß er am nächsten Morgen die Kutsche mit den erst gekauften Rappen bespannen. Oskar, welcher der Frau Lazarus wieder einige Thaler aus seiner Sparbüchse überbringen wollte, ließ nicht eher mit Bitten, ihn mitzunehmen, nach, als bis der Baron seine Einwilligung gegeben hatte.

Fröhlich stieg er in den Wagen, vor welchem die Rosse ungeduldig stampften, und malte sich in Gedanken bereits die Freude aus, welche er in der armen Familie anzustiften ging, bis sein Vater an seiner Seite saß und die Rappen dahinbrausten.

An demselben Morgen fuhren wie alltäglich, Gotthelf und Lieschen ihren kleinen, kohlenbeladenen Wagen nach der Stadt. Noch vor Tagesanbruch waren sie von ihrer Hütte abmarschirt. Gotthelf und Beißmann, der Hund, zogen vorn an dem Wagen, welchen Lieschen hinten kräftig vorwärts schob. Ein kleiner Tragkorb, um die Steinkohlen in des Käufers Wohnung schaffen zu können, lag oben auf und enthielt der Kinder Morgen- und Mittagsbrod. Es war sehr kalt. Rauchend entquoll des Athems Hauch der Ziehenden Mund, und legte sich, schnell frierend, als weißer Reif um Haar und Kleid. Das singende Pfeifen der Wagenräder auf dem geglätteten Schnee gewährte den Kindern großen Spaß. Diese hatten beinahe die Hälfte des Weges zurückgelegt, als Gotthelf Halt gebot und d'rauf nach dem Inhalt des Korbes langte. Das hervorgeholte Stück Schwarzbrod theilte er gewissenhaft mit seiner Schwester und dem Hunde, welchen er eher als sich selbst bedachte. Die Bewegung und Kälte hatten eine vortreffliche Eßlust hervorgebracht. Behaglich kauend und sich dabei gegen den Wagen lehnend, hob Gotthelf an: „Ich möchte schon ein wenig reich seyn. Dann kauft' ich mir ein Pferdchen, auf welchem ich in guter Ruh neben unserm Kohlenwagen herritte."

„Du wärest nicht dumm!" versetzte Lieschen. — „Und was sollte ich und Beißmann wohl machen? Wir könnten uns also immer fortplagen, während Du gravitätisch neben uns hertrabtest? Nein! lieber spannten wir das Pferd vor den Wagen selbst und gingen frank und frei nebenher."

„Mit nichten!" sprach Gotthelf klug — „dann dankte die Mutter den guten Beißmann ab, und das

möchte ich um keinen Preis. Lieber will ich mich ferner plagen und kein Pferdchen haben."

„Du hast Recht —" sagte Lieschen. „Aber ein warmes Pelzchen mit dunkelblauem Ueberzug wünschte ich mir und eine Backenhaube, damit mich nicht so an die Ohren fröre, und der Mutter —"

Ein fernes Getöse unterbrach hier das Gespräch.

„Die Steinbrecher werden wieder mit Pulver den Felsen gesprengt haben" — sagte Gotthelf sich besinnend zu seiner Schwester, um sie zu beruhigen. „Die Mutter spricht immer, es würde nicht eher untersagt werden, als bis ein Vornehmer dabei zu Schaden gekommen seyn würde. So nahe an der Straße zu knallen, wo doch unaufhörlich Wagen vorüber fahren. Die Bauern haben sich schon lange darüber beklagt."

Jetzt rollte eine Kutsche mit nie gesehener Schnelligkeit den Weg daher.

„Herr Jesus!" rief Lieschen erbleichend aus.

Wirklich hatte sie gerechte Ursache zur Furcht. Es war des Barons Wagen, auf und in welchem sich Niemand befand als Oskar, welcher bald herauszuspringen versuchte, bald hülferufend die Arme ausstreckte. Die zügellosen Rappen näherten sich in gestrecktem Gallop den beiden Kindern, dicht hinter welchen die Straße jäh um eine Felsenecke bog. Es war vorauszusehen, daß die rasenden Pferde geradeaus stürmen würden, und dann trug sie ihr Verhängniß über das hohe steile Ufer hinab in den reißenden Strom, dessen ungestümme Wogen mit Treibeis bedeckt waren.

Hier blieb keine Zeit zum Ueberlegen. Es mußte gehandelt werden und schnell, um dem gräßlichen Unglücke vorzubeugen. Mechanisch lenkte Gotthelf seinen Wagen

um, und denselben quer über die Straße auffahrend, gab er ihn dann Preis, indem er sich mit Lieschen aus dem Bereich der schnell herannahenden Gefahr flüchtete. Was ihm fast nur instinktartig vorgeschwebt, geschah in der That. Als die Pferde an das aufgestellte Hinderniß heranstürmten, warfen sie den Wagen um und um, strauchelten über die aufgehäuften Steinkohlen, stürzten und blieben eine Sekunde lang regungslos liegen. Darüber gewannen zwei nahe Straßenarbeiter Zeit, sich der Zügel zu bemächtigen, worauf sich die nun zitternden Rosse geduldig ausschirren ließen.

Oskar war gerettet. Der Wagen und die Pferde auch. Aber ein lebendes Wesen hatte doch der unerbittliche Tod mit seiner kalten Sichel ereilt — den armen Beißmann!

Dumpf wimmernd windet er sich mit zerschmetterten Knochen am Boden umher!

Die Theile des kleinzertrümmerten Wagens der Kinder bedeckten die Straße. Zerstreut liegen die theuern Steinkohlen umher, welche Brod in's Haus schaffen sollten. Hier ist der letzte Reichthum der geschlagenen Familie. Doch dies Alles bleibt von den beiden Kindern unbeachtet. Dankend begrüßt sie der durch sie gerettete Oskar. Sie sehen — sie hören ihn nicht. Ihre thränenvollen Augen sind in unendlichem Schmerze allein gerichtet auf das sterbende Geschöpf, das ihr Mitarbeiter, ihr Leidensgefährte, ihr Freund war. Alles Andere ist jetzt für sie todt.

Auf ihren Knieen liegen die beiden Kinder vor dem Hunde.

„Mein Beißmännel! —“ stöhnt Gotthelf mit gefalteten Händen, indeß Lieschen den blutbedeckten

Kopf streichelt. „Mein armes Beißmännel!“ wiederholt er schluchzend —“ ich allein bin dein Mörder. Vergib mir, mein guter Beißmann! Ich konnte nicht anders. Der liebe Gott gab mir's so ein. Oskar ist unser Nothhelfer. Darum mußten wir ihm wieder helfen.“

Und freundlich, als verstehe es den Sinn der Rede — als wolle es antworten: „Kümmere Dich nicht um mich, Gotthelf! Du hast ganz recht gethan!“ — blickte ihn das treue Thier mit den großen, feuchten Augen an, welche der nahende Tod schon zuweilen schloß. Matt wedelte noch sein Schwanz unter den zärtlichen Liebkosungen der Kinder, welchen endlich der Gedanke an eine noch mögliche Rettung des geliebten Hundes beikommt. Schnell holte Lieschen den unversehrt gebliebenen Korb herbei, in welchen Beißmann mit aller Schonung versetzt wird. Willig pflanzt Lieschen die nicht ganz unbedeutende Last auf ihren Rücken, welche der hintendrein schreitende Gotthelf nach Möglichkeit tragen hilft. Eilig begeben sie sich auf den Heimweg, an die zurückgelassene Habe gar nicht — nur an Beißmann denkend. Sie fühlen weder Müdigkeit, noch Hunger, noch Kälte.

„Lebt er noch?“ fragte ohne Aufhören Lieschen ihren Bruder, der sie stets durch ein tröstendes „Ja“ erfreut.

„Nun will ich Dich ablösen —“ spricht endlich Letzterer, den Korb anfassend.

Sie setzt nieder. Der Hund war still geworden, mit geschlossenem Auge lag er im Korbe; fast unmerklich nur hob sich die zerschmetterte Brust. Als die Kinder zärtlich auf ihn redeten, öffnete sich noch einmal

mühsam das treue Auge; noch einmal leckte seine heiße Zunge Gotthelfs Hand; dann starb er.

Frau Lazarus hatte einen gewaltigen Schrecken, als ihre Kinder mit dem todten Hunde lautweinend in die Hütte stürzten.

VII.

Der Wahnsinnige.

Der Baron hatte, eines Bedürfnisses wegen, den Wagen verlassen wollen, und der Kutscher war in der Absicht abgestiegen, seinem Herrn den Kutschenschlag zu öffnen. Bevor er dieß jedoch in's Werk gesetzt hatte, waren die Pferde, in Folge des heftigen Knalles, mit rasender Schnelligkeit durchgegangen. Der Baron, für sein Leben zitternd und sich der Hoffnung hingebend, war aus dem Wagen gesprungen. Doch dieß sehr unglücklich. Die entsetzliche Schnelligkeit des Fuhrwerks hatte ihn zum Fallen gebracht, und zwar so, daß sein Kopf gegen einen Prellstein geschleudert wurde. Besinnungslos blieb er liegen. Indeß kam von einer Seite der zurückgebliebene Kutscher athemlos herbeigelaufen und von der andern Oskar, welcher, nachdem die Ergüsse seiner Dankbarkeit gegen seine Retter von diesen in ihrer Verzweiflung über den sterbenden Hund unbeachtet geblieben waren, seine Sorge dem Vater wiederum zugewendet hatte. Er fand denselben in einer sehr bedenklichen Lage und in seinem Blute schwimmend. Für den hier bekannten reichen Baron fanden sich schnell bereitwillige Hände, welche ihn in das nächste Haus und auf ein weiches Lager schafften. Boten flogen nach Aerzten aus. Auch die Baronin wurde schleunigst her-

beigeholt. Man ließ dem Verunglückten, welcher Blut von sich brach, zur Ader, und die bedenklichen Mienen der angekommenen Wundärzte ließen wenig Gutes hoffen. Die Baronin und ihr Sohn verließen in der ersten Nacht das Lager des Kranken keinen Augenblick. Mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit vollzog man die Anordnungen des Arztes, der seinen Gehülfen als Wächter zurückgelassen hatte. Am nächsten Tage, nachdem auf die Abnahme des ersten Verbandes keine schlimmere Erscheinungen eingetreten waren, wurde der Kranke, um seiner besser pflegen zu können, in einer wohlverwahrten, mit wärmenden Betten versehene Sänfte nach der Stadt in seine Wohnung getragen. Damit ihn das Geräusch des vorüberfahrenden Fuhrwerkes nicht belästige, wurde fast die ganze Straße, in welcher sein Haus gelegen war, mit Stroh und Sand überschüttet. Die berühmtesten Heilkünstler der Residenz wetteiferten, den angesehenen Baron, nach dessen Befinden die ganze vornehme Welt sich täglich erkundigen ließ, wieder herzustellen. Mehrere Tage blieb dessen Zustand sich ziemlich gleich; dann schien er sich zur Besserung hinzuneigen. Das Fieber ließ nach; der Schlaf kehrte zurück und mit ihm, wiewohl sehr langsam, die Kraft. Da der Patient wenig Neigung zum Sprechen bezeigte, so vermied man gern, um seiner zu schonen, jedes Gespräch mit ihm. Nur durch stumme Winke oder höchstens in wenig Worten gab er seinen Willen zu erkennen, den man auch bald verstand und erfüllte. Nach einigen Wochen fühlte sich der Baron stark genug, wenn nicht das Zimmer, doch das Bett zu verlassen. Dieß geschah an der Hand seiner Gattin und Kinder, welche über die Genesung ihres Familienhauptes laut ihre Freude äußerten. Der Baron

erwiederte nichts auf diese Ergießungen eines fröhlichen Herzens. Nachdem er einigemal das Zimmer auf- und abgeschritten war, blieb er stehen und sagte entschieden: „Ruft mir einen Notar. Ich will mein Testament machen!“

Diese Worte versetzten die Seinigen in die größte Bestürzung. Vergeblich suchte seine Gattin ihm sein Vorhaben auszureden; er bestand darauf, und man mußte ihm gehorsamen.

Nachdem der herbeigerufene Notar nebst den erforderlichen Zeugen eingetreten war, diktirte der Baron ihm in sehr bündigen Worten seinen letzten Willen vor, welchen der Notar zu Papier brachte und solches dann dem Baron zur Unterschrift vorlegte.

Dieser nahm die Feder und unterschrieb jede Seite des Testamentes. Aber anstatt der üblichen Worte: „dieß ist mein letzter Wille —“ las der erstaunte Notar: „Dieß ist mein letzter Kohlenschreiber! Karl Friedrich, Freiherr von Weißborn.“ — Der Notar, dessen ganze Arbeit durch diese falsche Unterschrift vergeblich gewesen war, machte den Baron auf seinen begangenen Fehler aufmerksam, und erbot sich, das Testament noch einmal zu fertigen.

„Nein!“ erwiederte der Baron — „es soll also bleiben. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nie wieder einen Kohlenschreiber annehmen werde. Auch brauche ich keinen solchen Schurken mehr, seitdem ich meine Steinkohlenwerke im Kopfe trage. Nun soll mich Niemand mehr betrügen, so will ich auf Alles aufpassen.“

Verdutzt sah der Notar den Irresprechenden an.

„Lassen Sie mir nur das Testament da —" fuhr dieser fort — „ich werde mich schon dankbar gegen sie beweisen, und Ihnen, weil Sie mich von dem Kohlenschreiber befreit haben, eine ganze Fuhr Steinkohlen in's Haus schicken."

Der Notar und die Zeugen hatten hier nichts Eiligeres zu thun, als das Zimmer zu verlassen, und der Baronin das eben Gehörte mitzutheilen. Außerordentlich erschrocken eilte diese zu ihrem Gemahl, welchen sie vergnügt die Hände reiben fand.

„Was ist Dir, theuerster Mann?" fragte sie ihn bekümmert.

„O!" versetzte derselbe — „nun werde ich mich nie wieder ärgern müssen, nachdem ich den Kohlenschreiber los geworden bin. Die Freude hat mich hungrig und durstig gemacht. Doch werde ich fortan nur Steinkohlen essen und Wasser trinken. Denn da täglich über 1000 Tonnen Kohlen aus mir herausgenommen werden, muß das Werk doch wieder neue Nahrung bekommen, damit sich der Abgang ersetze. Des Wassers aber bedarf ich für meine Dampfmaschine, welche das Grubenwasser aus den Schächten hebt."

Wirklich genoß der Unglückliche von nun an nichts, als Schwarzbrod und Wasser, welches erstere er für Steinkohlen annahm.

Die herbeigerufenen Aerzte erklärten, daß entweder ein noch vorhandener Knochensplitter das Gehirn des Kranken drücke, oder daß in dem Kopfe desselben Wasser vorhanden sey.

In dem Wahne, daß Räuber gekommen waren, seine Kohlenschächte zu bestehlen, wollte der Baron durchaus nicht zulassen, daß man seinen Kopf unter-

suche, und nur mit Gewalt konnte er dazu gezwungen werden.

Was nützte ihm nun sein großer Reichthum? Der ärmste Mann war er geworden; des Kohlenschreibers Worte waren in Erfüllung gegangen. Darum irret euch nicht — Gott läßt Seiner nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er erndten.

„Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.“ Hätte der Baron die heilige Schrift fleißig gelesen, so würde er sich durch das Beispiel des reichen und mächtigen Königs Nebucadnezar haben warnen lassen, welcher, nachdem er vor Stolz die schönste Gabe Gottes — den Verstand — verloren hatte, entthront wurde, Gras aß, wie ein Ochse, unter dem Thau des Himmels lag, Haare wie Adlersfedern und Nägel wie Vogelsklauen bekam. Denn Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er seine Gnade.

VIII.

Das Verhör.

Nachdem Gotthelf und Lieschen ihrer Mutter weinend das bestandene Unglück erzählt hatten, war diese vor allen Dingen darauf bedacht, die verschütteten Steinkohlen und die Trümmer des Handwagens vor räuberischen Händen sichern zu gehen. In dieser Absicht empfahl sie ihren ältesten Kindern die treue Obhut der beiden Masernkranken, und begab sich dann eilig nach dem bezeichneten Unglücksplatze. Hier fand sie von ihren Steinkohlen keine Spur und von dem Wagen nur wenige unbedeutende Ueberreste vor. So

war denn auch ihre letzte Stütze dahin, und ihre gegenwärtige Lage eine sehr bekümmerte. Sie hätte Ursache genug gehabt, Gotthelf und Lieschen tüchtig auszuschelten; allein sie vermochte es nicht, die ohnehin Zerknirschten noch mehr zu betrüben.

Auch ohne in Noth zu seyn, hatte Frau Lazarus stets zu Gott gebetet; heute aber, wo ihr kein Freudenlicht schimmerte, betete sie um so inbrünstiger und andächtiger. Auch ermahnte sie ihre Kinder, ein Gleiches zu thun, indem nur noch von Oben Hülfe zu erwarten sey. Diese gehorchten ihrer Mutter, doch war ihr letzter Gedanke, mit welchem sie einschliefen — der gestorbene Beißmann. Seinetwegen hätten sie gern einen Tag gehungert, wenn sie ihn nur dadurch hätten wieder in's Leben rufen können. Sogar im Traume kam ihnen das treue Thier vor. Am nächsten Morgen, dem heiligen Weihnachtsabende, konnten die Kinder länger als gewöhnlich ausschlafen. Sie brauchten heute nicht lange vor Tagesanbruch aufzustehen, denn sie hatten keine Steinkohlen nach der Stadt zu fahren — aber auch kein Brod, welches sie gestern von dem aus ihrer Waare gelösten Gelde hätten mitbringen sollen. Zum Glück war noch ein kleiner Vorrath von Kartoffeln vorhanden, welche gekocht und zu dem Runkelrübentrank, der die Stelle von Kaffee vertrat, genossen wurden. Die beiden Maserkranken schienen heute etwas besser sich zu befinden, wenigstens waren sie munterer als die Tage daher. Gotthelf lag am Fenster und hauchte in die gefrornen Fensterscheiben eine Larve mit Augen, Nase und Mund, um hinaussehen zu können.

„Schade um die schönen Blumen, die du zergehen machst —" hob Lieschen an.

„Ei was!“ versetzte Gotthelf — „die Blumen im Garten und auf der Wiese sind mir lieber. Was hat man denn von diesen kalten Blumen? Sie riechen nicht und lassen sich nicht einmal anfassen.“

„Und doch —“ mischte sich die Mutter ein — „kannst Du auch an ihnen Gottes Güte preisen lernen, welche selbst aus dem frierenden Athem des Menschen Blumen zu bilden vermag, um wenigstens unser Auge zu erfreuen. Euer seliger Vater sagte immer, daß die größten Gelehrten nicht erklären konnten, wie dieß zuginge. Die kleinste Schneeflocke soll, genauer betrachtet, die Gestalt einer Blume oder eines schönen Sterns haben.“

„Ach!“ meinte Gotthelf — „wenn nur gerade jetzt nicht so viel Schnee läge und die Erde so fest gefroren wäre, damit wir unsern guten Beißmann ordentlich begraben könnten.“

„Nun hört auf von dem Hunde zu sprechen —“ zürnte die Mutter. „Ist dieß euer erstes und letztes Wort? Ich glaube, ihr habt es nicht schlimmer um euern seligen Vater getrieben, als um den Beißmann. Schämt euch doch!“

Die Kinder schämten sich zwar nicht, doch schwiegen sie. Nach einer Weile hob Lieschen, welche indeß auch an's Fenster getreten war, an: „Ei! dort bringt Nachbars Gottfried eine schöne, bunte Pyramide vom Christmarkte heim. Die ist 'mal hoch und glänzt von Goldpapier!“

Der kranke Fritz fing hier an zu weinen, als er nicht auch an's Fenster durfte, die gerühmte Pyramide nur von weitem zu sehen. Mit sehnsüchtigen Augen folgten dagegen seine ältern Geschwister derselben.

„Wenn wir uns nur darauf besonnen hätten —“ sprach Gotthelf — „so könnten wir aus dem Walde Christbäume holen und zum Verkauf in die Stadt tragen.

„Ja —“ versetzte Lieschen — „daß uns der Förster erwischt hätte, und wir die Feiertage dann im Hundeloch hätten stecken können.“

In dem Augenblicke wurde an die Stubenthüre gepocht. Ein militärisch gekleideter Mann, mit einem Seitengewehre versehen, trat ein. Es war ein Amtsdiener aus der Stadt.

„Ich soll die beiden Kinder holen —“ hob er mit starker Stimme an — „welche gestern mit ihrem Kohlenwagen den Pferden des verunglückten Barons von Weißborn in die Beine gefahren sind. Es soll wegen dieser Geschichte heute Nachmittag ein Verhör angestellt werden, wobei die Kinder nöthig sind.“

Diese zitterten vor Furcht; die Kranken schrien; die Mutter jammerte.

Dieser Auftritt bewegte des Mannes Herz. Mit minder rauhem Tone fuhr er fort: „Na, was heult ihr denn! Da ihr, wie mir es scheint, nichts habt, so kann euch nichts genommen werden. Der Kopf soll euch ja nicht abgerissen werden. Und an ein langes Einsperren ist dann auch nicht zu denken. Das kostet uns Geld, das doch nimmermehr von euch wieder zu erlangen wäre.“

„Aber —“ sprach Frau Lazarus muthiger —“ warum sollten denn meine Kinder gestraft werden? Sie haben ja nichts Böses — vielmehr Gutes gethan, indem sie durch ihren Kohlenwagen die durchgegangene Pferde aufhielten und somit den Junker vor dem Er-

trinken retteten. Wir sind für diesen Liebesdienst schon genug durch den Verlust unserer Steinkohlen und des Handwagens bestraft worden."

„Und durch den Tod unsers guten Beißmanns —" fügte Gotthelf, hier an der Mutter Verbot nicht denkend, wehmüthig hinzu.

„Ich weiß nicht viel, wie die Sache sich eigentlich verhält —" antwortete der Amtsdiener. „Ich habe nur den Befehl erhalten, die Kinder zu holen. Die Steinbrecher, welche so arg geknallt haben, möchten gern alle Schuld von sich ab und auf Andere wälzen, zum Beispiel auf eure Kinder. Na, der wahre Hergang wird sich schon durch das Verhör offenbaren. Kommt nur getrost mit mir und fürchtet euch nicht. Vielleicht erlangt ihr noch gar dadurch einen Schadenersatz für euere Einbuße."

Auf das Gebot der Mutter machten sich die Kinder reisefertig.

„Leb' wohl, liebe Mutter! —" sprachen beide, ihr die Hand reichend — „wir wollen uns schon beeilen, daß wir bald wieder da sind."

„Daraus wird wohl nichts werden —" bemerkte der Amtsdiener. „Vor 4 Uhr Nachmittags nimmt das Verhör nicht seinen Anfang, und kann leicht zwei bis drei Stunden währen. So spät kann ich Euch die Kinder nicht heimführen, und sie allein laufen lassen, darf ich nicht, da ich für sie stehen muß. Also macht euch nur gefaßt, ihr Kinder, diese Nacht bei mir bleiben zu müssen. Ich gebe euch mein Wort, daß es euch in meiner Wohnung nicht mißfallen wird. Eine warme Stube, wärmer als diese, sollt ihr finden; dazu

ein gutes Bett, und auf ein Stück Brod soll es mir auch nicht ankommen."

Diese Worte beruhigten zwar die Mutter, doch hätten die Kinder ihre ärmliche Wohnung der des Amtsdieners weit vorgezogen. Durch das Vorhaus schreitend, wo der todte Hund im Winkel lag, zeigte Gotthelf auf denselben, und sprach zum Amtsdiener: „Das ist unser armer Beißmann, den die Pferde todt getreten haben."

„Ei, solche Muffel gibt's noch genug in der Welt —" versetzte der Mann geringschätzig. Dabei hatte er es aber ganz bei den Kindern verdorben, welche nun vollends ungern mit dem harten Manne fortwanderten, und selbst von seinem verheißenen Stück Brod nichts wissen mochten. Dieser heimliche Groll legte sich bei ihnen erst dann ein wenig, als sie, in der Wohnung des Amtsdieners angelangt, von diesem mit einer kräftigen Mittagsmahlzeit bewirthet wurden. Mit großem Behagen schaute der Mann den tapfer schmausenden Kindern zu.

„Laßt's euch gut schmecken —" nöthigte er — „das Amt muß einmal bezahlen, was d'rauf geht. Dann wärmt euch am heißen Ofen aus, oder schlaft, bis ich euch in's Verhör rufen werde. Später könnt ihr euch auf dem Christmarkte umsehen, wenn euch das Spaß macht. Nur verlauft euch nicht, und merkt euch hübsch meine Wohnung."

Der Mann ließ nun die Kinder allein, welche auf der breiten Ofenbank zusammenrückten und nun ohne Zwang von ihrem todten Beißmann plauderten.

Das Verhör fiel natürlich so aus, wie voraus zu sehen war. Die Steinbrecher wurden für schuldig an dem Unglücke, die Kinder aber unschuldig befunden.

Jene sollten Strafe erleiden, die Unkosten bezahlen, und künftig nur zu einer gewissen Stunde des Tages sprengen dürfen. Diese wurden für ihre Geistesgegenwart, mit welcher sie das weitere Unheil abgewendet hatten, belobt; von einer Entschädigung für die gehabte Einbuße aber lautete kein Wort. Nur meinte der Amtmann, indem er die Kinder verabschiedete: „Vermuthlich wird sich der Herr Baron, sobald er genesen ist, bei euch großmüthig abfinden. Trotz der späten Tageszeit und der eingetretenen Dunkelheit, wären die Kinder noch heute heimgekehrt. Dieß gab aber der Amtsdiener nicht zu; vielmehr mußten jene ihm erst heilig versprechen, nach seiner Wohnung zurückzukehren, ehe er sie auf den Christmarkt ziehen ließ. Hier herrschte in den vielen erleuchteten Buden noch reges Leben. Die vor Frost klappernden Verkäufer suchten in den zwei letzten Stunden des Marktes ihre noch vorhandenen Waaren alle los zu werden, und priesen sie daher mit glatten Worten den zögernden Käufern an.

Gotthelf und Lieschen durchwanderten die bunten Reihen, besahen Alles, wünschten sich Vieles, sprachen wenig, und kauften sich nichts. Kein Mensch war, der sich des einsamen Geschwisterpaares erbarmte, und es durch eine Gabe erfreute.

„Dort wird bescheert!“ rief plötzlich Lieschen aus, und zeigte ganz verklärt, auf ein großes Haus am Markte, in dessen erstem Stockwerke ein hoher Lichterbaum flimmerte. „Und dort wieder!“ tönte es von Gotthelfs Munde.

„Und da! — und hier! und dort unten!“ hörte man die Geschwister abwechselnd rufen, und allgemach verwandelte sich ihr Jauchzen in den leisern Ton des

Schmerzes, bis endlich Lieschen das letzte — „dort“ — mit Weinen sagte.

Hier ermannte sich Gotthelf. „Weine nicht!“ — tröstete er — „Weißt Du nicht mehr, was der Herr Schullehrer erst gestern noch sprach? Er sagte: „das Geburtsfest unsers Heilandes sey selbst ein Freudenfest für die, welchen nichts bescheert (geschenkt) würde. Durch das Christkind wären wir Alle reich und zu Gottes Kindern geworden. Wären wir aber Gottes Kinder, so wären wir auch Seine Erben, nämlich des Himmels Erben da oben, wo ganz andere und viel herrlichere Christbäume flimmern, als diese dort. Schau nur hinauf, ob es nicht wahr ist. Und nun bedenke, wie weit wir noch davon sind, und dennoch glänzen sie so schön, wie kein Talglicht oder Wachsstock. „Absonderlich“ — fuhr der Herr Schullehrer fort — „würden es die Armen gut haben, die eine unaussprechliche Freude schmecken würden, welche nimmer wieder von ihnen genommen werden sollte. Und wir sind arm, also“ — „Ach —“ sprach Lieschen seufzend — „wenn uns der liebe Gott nur so ein Bissel von der Freude immer herabschicken würde; ganz wollte ich sie nicht einmal haben. Aber wir hätten doch etwas.“

„Lieschen!“ versetzte Gotthelf streng. — „Du kommst mir mit Deiner Ungenügsamkeit gerade so vor, wie des reichen Grundmüllers Ernst, der auch gestern einen tüchtigen Verweis von dem Schullehrer erhielt, weil er behauptete; ein Sperling in der Hand sey ihm lieber als eine Taube auf dem Dache, und ein voller Christbaum auf Erden lieber als 1000 Christbäume im Himmel. — Was bekamen denn die Hirten geschenkt, als sie des Nachts ihre Heerden hüteten und ihnen die

Geburt des Christkindes verkündet wurde? Sie sahen freilich ein helles Licht um sich, und hörten die Engelein singen. Aber haben nicht auch wir etwas Aehnliches? Siehst Du da in den hohen Fenstern die vielen Lichter blinken? Hörst Du die schöne Musik d'rin? Und die Hauptsache, die Freude über die Geburt des Heilandes, haben wir ja so gut wie sie. Komm, laß uns in die Kirche gehen, in welche da so viele Menschen strömen, um den heiligen Abend noch mit einer Andachtsübung zu beschließen.

Also tröstete Gotthelf seine Schwester, obschon es ihm mit dem Vergleich der Hirten nicht so recht von Herzen gegangen war, indem er diese oft im Stillen, der wirklich erlebten Weihnacht wegen, gar sehr beneidet hatte.

Bei ihrem Eintritt in die Kirche fanden die Kinder dieselbe von zahlreichen Andächtigen erfüllt, von denen die meisten ein Lichtlein vor sich brennen hatten.

Chor und Altar blinkten von zahlreichen Wachskerzen, und strahlende Kronleuchter hingen von dem hohen Deckengewölbe herab; Musik und Gesang erschallten von dem ersteren.

Die Kinder suchten einen leeren, etwas entlegenen Kirchenstuhl auf, in welchen sie sich knieten, und in leisen Worten ihre Freude und Verwunderung über alles sie Umgebende aussprachen, bis sie bald in einen tiefen Schlaf verfielen.

IX.

Freudenvolle Ueberraschung.

Der Gottesdienst war aus, die Kirchengänger verließen das Gotteshaus; der Küster kam und löschte die Kerzen, die Kinder schliefen fort. Laut durch die stillen Räume schallend tönte die neunte Stunde von dem Kirchthurme herab — die Kinder vernahmen es nicht. Von einem Manne gefolgt schritt der Küster daher, den letzten Wandleuchter in ihrer Nähe auszulöschen.

„Ich muß Sie bitten —“ sprach der Küster zu seinem Begleiter — „morgen Nachmittag sich wieder zu mir zu bemühen, damit ich im Kirchenbuche nachschlagen kann. Aus dem Gedächtnisse weiß ich wirklich nicht genaue Auskunft zu ertheilen, obschon mir der Name Lazarus ziemlich bekannt vorkommt.“

In diesem Augenblicke entdeckte der Mann die beiden Kinder.

„Mein Gott!“ rief der Fremde erschrocken — „da sitzen zwei schlafende Kinder! diese wären richtig vergessen und eingeschlossen worden.“

Der Küster, welcher in einer Hand ein brennendes Licht und in der andern einen langen Stab mit dem Lichthütchen hielt, streckte letztern aus, die Kinder damit zu wecken.

„Lassen Sie mich das thun —“ bat der Fremde — „die armen Kleinen möchten erschrecken.“ Sie leise rüttelnd, ermahnte er sie mit sanften Worten, nach Hause zu gehen. G o t t h e l f ermunterte sich zuerst und heftete ganz verdutzt seine blauen Augen auf den Fremden, dessen Antlitz von des Küsters Kerze hell beschienen wurde.

„Vater!“ schrie der Knabe erschrocken und freudig zugleich. Seine Farbe wechselte schnell. „Vater!“ rief er nochmals nach einem neuen, prüfenden Blicke und breitete die Arme verlangend nach dem Fremden aus, der betroffen einen Schritt zurücktrat.

Indeß war Lieschen wach geworden. Sie machte es eben so, wie ihr Bruder.

„Vater! Vater!“ schrie sie vor Freuden ausser sich und klammerte sich an den Mann an, der gar nicht wußte, wie ihm geschah.

„Willst Du uns denn nicht mehr kennen?“ sprach Gotthelf, betrübt über des vermeintlichen Vaters Zurückhaltung. „Mir schien es immer nicht möglich, daß der erschlagene Bergmann ohne Gesicht unser Vater gewesen seyn könne. Wo bist Du nur so lange geblieben, o Vater? Ach! wie hat die Mutter um Dich geweint! und wie wird sie sich nun dagegen freuen, da wir Dich wieder haben!“

„Fritz und Sophie haben die Masern, und Beißmann ist gestorben —“ erzählte Lieschen.

„Verstelle Dich nur nicht —“ bat Gotthelf — „und hab uns immer lieb. Nun ist Alles wieder gut. Heute noch wollen wir zur Mutter gehen und jetzt kann der Amtsdiener auch nichts mehr dagegen einwenden.“

„Der Vater will noch nicht —“ sprach Lieschen, in Thränen ausbrechend.

Noch immer stand der Fremde starr vor Erstaunen. Endlich sagte er: „Das ist eine wunderbare Geschichte. Ihr irrt, Kinder! ich bin nicht euer Vater; ich habe weder Frau noch Kinder jemals gehabt, und bin seit heute erst in dieser Stadt.“

Beide Kinder schluchzten. „Ja, ja,“ sprachen sie — „es ist unser Vater. So sah er aus und so war seine Stimme. Aber er will nichts mehr von uns wissen — er ist uns nicht mehr gut, obgleich wir seitdem immer gefolgt haben.“

„Wie hieß denn euer Vater?“ mischte sich jetzt der Küster ein.

„Lazarus“ — weinte Gotthelf — „da steht er!“

„Lazarus?“ fragte der Fremde. „O mein Gott! das Räthsel ist gelöst! Euer Vater war mein Zwillingsbruder. Kommt an mein Herz, ihr lieben, guten Kinder!“

Nur mit Mühe konnten diese von ihrem Irrthum überzeugt werden, denn die Aehnlichkeit war wirklich überraschend.

Hierauf nahm Vetter Lazarus die Kinder mit in den Gasthof, in welchem er abgestiegen war, und bewirthete sie auf das Beste. Auch ließ er den Amtsdiener von dem Vorgefallenen benachrichtigen und ihm sagen, daß er selbst morgen früh die Kinder zu ihrer Mutter heimführen werde. Letztere mußten ihrem Oheim bis in die späte Nacht hinein erzählen.

Vetter Lazarus konnte in dieser Nacht lange nicht einschlafen. Die Kunde von dem traurigen Schicksale seines einzigen Bruders und dessen Familie hatte ihn lebhaft bewegt. Aus den Reden der Kinder hatte er erkannt, daß seine Schwägerin eine brave Frau und Mutter seyn müsse, welche ihre Kinder gewissenhaft erziehe. Franz Lazarus hatte das Böttcherhandwerk (Binderhandwerk) erlernt, war auf die Wanderschaft gegangen, und nach und nach zu einem Weinhändler umgewandelt worden. Als solcher hatte er für ein großes

Handelshaus weite Reisen unternehmen müssen, und daher in vielen Jahren seine Vaterstadt nicht besuchen können, auch von dorther keine Nachricht erhalten. Des Umherschweifens endlich müde, hatte er beschlossen, sich mit einem kleinen erworbenen Vermögen zur Ruhe zu begeben, und in seiner Vaterstadt auf eigene Rechnung einen Weinhandel anzufangen. In der Absicht, Nachricht über seinen Bruder einzuziehen, hatte er sich vorläufig an den Küster gewendet, der ihn, wie wir gehört haben, auf den andern Tag wieder bestellte, was jedoch durch die Entdeckung der beiden Kinder unnöthig geworden war. Am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages fuhr er in einem Miethwagen mit den ungeduldigen Kindern hinaus nach Weißing, nachdem er nicht vergessen hatte, einen ansehnlichen Vorrath von solchen Dingen mitzunehmen, wodurch sowohl das heutige Fest in der armen Familie verherrlicht, als auch der Mangel aus deren Hütte auf geraume Zeit verbannt würde. Seine Erscheinung in derselben, an der Hand der beiden Kinder, wurde als ein Wunder angestaunt. Frau Lazarus glaubte steif und fest, den Geist ihres seligen Mannes vor sich zu sehen. Ihr Entzücken kannte keine Grenze, bis sie endlich den wahren Zusammenhang begreifen lernte.

Laute, herzliche, fromme Freude herrschte heute in der Hütte, welche so lange nur Seufzer und Thränen erfüllt hatten. Selbst über den Verlust des beweinten Beißmanns fühlten sich diese getröstet, da der Vetter in dem Waldmanne, seinem braun und weiß gefleckten Hunde, ihnen einen willkommenen Ersatz darbot.

Bei der Mittagsmahlzeit theilte der Schwager Lazarus der Mutter seinen gefaßten Plan mit. Er wollte

nämlich in der Stadt nach einer passenden Wohnung sich umsehen, in welche er seine Handlung verlegen könnte. Nach vollendeter Einrichtung sollte Frau Lazarus mit ihren Kindern zu ihm ziehen und seine Wirthschaft führen.

Wie gern gab diese ihre Einwilligung. Gegen Abend fuhr der Vetter nach der Stadt zurück mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Nach seiner Entfernung fiel Frau Lazarus mit ihren Kindern auf die Kniee nieder, und dankte Gott mit lauter Stimme für Seine Gnade und Treue, welche ihnen Hülfe gesendet, da die Noth am größten gewesen war.

X.

Des reichen Mannes Schicksal und Bekehrung.

Des Barons bejammernswerther Zustand hatte sich dagegen mit jedem Tage verschlimmert. Es gab Stunden, wo drei Menschen ihn in seiner Raserei kaum zu überwältigen vermochten. Nach jedem dergleichen Anfalle lag er dann stumm und entkräftet da; kein lichter Augenblick ward ihm in seinem Wahnsinn. Ein solches Leben war schlimmer denn keines. Dieß fühlten die Aerzte, die Baronin, ihre Kinder, die Dienerschaft. Daher entschlossen sich die Ersteren zu einer allerdings lebensgefährlichen Operation. Es handelte sich um nichts Geringeres, als dem Geisteskranken ein Stück Hirnschale wegzuschneiden, und dann den darunter vermutheten Splitter aufzusuchen und zu entfernen. Die Zubereitungen dazu waren Schrecken erregend. Vor allen Dingen fesselte man des Barons Hände und Füße an das Bett, auf das man ihn ausgestreckt hatte; dann schnitt oder

bohrte man mit einem scharfen Instrumente in seinen harten Schädel hinein.

Der arme Baron schrie und jammerte abwechselnd, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Seine Gattin und Kinder, welche in dem Nebenzimmer auf den Knieen lagen und Gott um das Gelingen der Operation anriefen, vermochten nicht länger, das herzzerschneidende Wehgeschrei mit anzuhören. Ohnmächtig mußte man die Baronin in ein anderes weit entferntes Zimmer tragen, wohin ihr die zitternden Kinder nachfolgten.

Ein Arzt soll zu manchen Zeiten jedes Gefühl des Mitleids, zum Wohle des Kranken selbst, den er martern muß, um ihn zu heilen, unterdrücken können. So auch hier. Die Aerzte, ihren schweren Beruf erfüllend, ließen sich durch das Schmerzgeschrei des Kranken in ihrem Vorhaben nicht stören, sondern schnitten weiter. Merkwürdig war es, daß der Baron in seiner furchtbaren Qual sich einer Sache erinnerte, welche er vielleicht in seinen Jugendjahren unbeachtet gelassen hatte — der heiligen Schrift — und zwar einer Stelle aus derselben, die allerdings in naher Beziehung mit seiner schrecklichen Lage stand.

„Vater Abraham!“ — flehten seine zitternden Lippen mit, ach! unbeschreiblicher Inbrunst — „Erbarme Dich meiner, und sende den Lazarus, daß er die Spitze seines Fingers ins Wasser tauche, und meine Zunge kühle; denn ich leide Pein in dieser Flamme!“

Wohl mochten die brennendsten Schmerzen sein Haupt jetzt zerreißen und ihn darum an die Hölle mit ihren Qualen erinnern.

Endlich war die Operation überstanden, von der man allerdings noch nicht wissen konnte, ob sie von einem glücklichen Erfolge werde gekrönt werden. Der Baron lag in dem Zustande der völligen Erschöpfung, mit dem weißen Verbande um das Haupt schon einem Gestorbenen ähnlich. Manchmal nur zeigte ein dumpfes Wimmern, das sich zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervorzwängte, den Umstehenden an, daß der Kranke noch lebe und fühle.

Mehrere Tage vergingen auf diese Weise. Willenlos ließ sich der Kranke etwas Nahrung einflößen, verharrte aber, ein ängstliches Stöhnen ausgenommen, in dumpfem Schweigen. Endlich öffnete er die stets geschlossenen Augen, und sah mit hellem Blicke um sich. Seine Gattin saß an seinem Lager. Auf ihr blieb sein Auge hangen.

„Liebe Karoline —" sprach er mit matter Stimme — „ich sterbe! Unterbrich mich nicht, denn mir ist nur noch wenig Zeit vergönnt; ich muß sie also möglichst nützen. Ich sterbe und — ach! als ein großer Sünder. Wie werde ich vor Gott bestehen, dessen reiche Gaben ich so mißbraucht habe! Zum Wohlthun erhielt ich die Erdengüter von Ihm verliehen, und gleichwohl verschloß ich mein Herz gegen die Bitten des Armen. O Lazarus! Lazarus! Du ruhest nun in Abrahams Schooß und ich — werde bald den höllischen Qualen überantwortet werden. O daß meine Reue nicht zu spät wäre! Was hilft mir nun der Erde Geld und Gut? Wie schwer wird ein Reicher in das Himmelreich eingehen! Viel ward mir anvertraut — viel wird darum von mir gefordert werden. Hole die Kinder herbei, daß sie meine Reue sehen und frömmer werden,

als ihr Vater. Erziehe sie zur Gottesfurcht und Wohlthätigkeit. Suchet, um meinetwillen, das von mir begangene Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen. Der Frau Lazarus vermache ich 1000 Thaler und 500 Thaler jedem ihrer Kinder. Aber freilich kann ich ihnen den Vater nicht damit bezahlen, vermag nicht, die Todten wieder aufzuwecken. O ich ungetreuer, unnützer Knecht, der ich das empfangene Pfund im Schweißtuche vergraben habe! Wehe mir Elenden!

Die Baronin suchte alle Trostgründe hervor, um den Kranken zu beruhigen, dessen Vernunft doch wieder gekommen zu seyn schien. Da ihr Gemahl, nach seinen Reden zu urtheilen, die heilige Schrift im Sinne haben mochte, ließ sie sich eine solche von dem Hofmeister ihrer Kinder bringen, um aus ihr dem Gebeugten Trost zu schaffen. Auch sandte sie sogleich nach einem Priester. Denn in diesem Augenblicke sah sie ein, daß Menschenwort hier nicht ausreiche. Der Priester erschien.

„Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten —“ hob dieser an.

„Ich habe ja nicht auf den Ruf des Heilandes gehört —“ versetzte der Baron, indem er wehmüthig auf den Priester blickte.

„Alle Sünden können den Menschen vergeben werden —“ sprach der Priester.

„Meine Sünde ist zu groß, als daß sie mir könnte vergeben werden —“ klagte der Kranke — „das Blut des erschlagenen Lazarus schreit zu Gott empor.“

„Und wenn Deine Sünde blutroth wäre, so soll sie doch schneeweiß werden —“ fuhr der Diener Gottes fort.

„Meine Reue kommt zu spät!“ weinte der Baron.

„Sprich nicht also —“ erwiederte der Priester — „der Schächer am Kreuze bekehrte sich erst, als der Tod ihm näher war, als Dir. Und was sagte der Erlöser zu ihm? Wahrlich, Ich sage dir, noch heute wirst du mit Mir im Paradiese seyn.“

Der Kranke schwieg, faltete die Hände und seufzte. Dann schloß sich sein Auge zu einem Schlummer, der lang und fest war.

Neugestärkt erwachte er aus demselben. Sein Gemüth war ruhiger geworden durch des Priesters Zuspruch. Mit der größten Reumüthigkeit legte er ihm hierauf die Beicht ab über sein ganzes Leben und empfieng hierauf den Leib des Herrn als Wegzehrung auf seine Reise in die Ewigkeit.

„Laßt die Familie Lazarus kommen —“ war sein erstes Wort nach dieser heiligen Handlung.

Man holte dieselbe herbei. Frau Lazarus und ihre Kinder mußten an des Barons Lager treten. Wehmüthig blickte er auf die Letzteren. „Arme Kleinen! —“ sprach er —“ durch mich seyd ihr zu Waisen geworden. Den Vater habe ich euch genommen. Ach, daß es mir vergönnt wäre, seine Stelle euch zu ersetzen. Könnt und wollt ihr mir vergeben, damit ich weniger angstvoll sterben möge?

Gerührt reichte ihm Frau Lazarus die willige Rechte dar, zum Zeichen der Versöhnung. Die Kinder mußten ein Gleiches thun. Dabei sagte Gotthelf verschämt: „Wir haben unsern Vater wieder bekommen.“

„Ja —“ versetzte der Baron — „den Vater im Himmel oben.“

„Nein —“ antwortete Frau Lazarus — „es ist meines seligen Mannes Zwillingsbruder, den die Kinder meinen.“

Auch er wurde auf des Barons Bitte herbeigeholt. „Kommst Du, seliger Geist, mich in die Ewigkeit abzufordern?“ schrie der Kranke bei dem Anblicke des eingetretenen Lazarus, in dem Glauben, den Erschlagenen vor sich zu sehen. Als er sich durch Gesicht und Gefühl von seinem Irrthum überzeugt hatte, schien ein großer Stein von seinem Herzen genommen zu seyn. Gern überließ er sich der Täuschung, als sey der Lebende der wahre Lazarus. Sofort gebot er, ihm die versprochene Summe für die Frau und Kinder auszuzahlen. Dann wurde er still und bereitete sich unter des Beichtvaters Zuspruch durch leises Gebet auf seinen Abschied aus der Welt vor.

Die herbeigekommenen Aerzte aber erklärten ihn außer Gefahr. Und so war es auch wirklich. Nach einem Vierteljahre konnte er zum ersten Male wieder ausgehen. Er that dieß unter lautem Lobpreisen des Herrn, dessen Güte ihn zur Buße geleitet und ihm dazu Raum gegeben hatte. Manche böse Menschen nehmen sich auf ihrem Krankenlager vor, besser zu werden; halten es aber nicht, sobald ihnen die Kräfte wieder kommen. Der Baron machte hievon eine rühmliche Ausnahme; denn eine gar zu ernste Mahnung hatte er erhalten. Fortan widmete er sein Leben der Gottesfurcht und Wohlthätigkeit. Den Ueberfluß seiner Güter wendete er zum Besten der Armen an, um sich mit dem ungerechten Mammon Freunde zu gewinnen, die ihn einst in die ewigen Hütten aufnehmen können. Er sammelte sich jetzt einen Schatz im Himmel, den die

Motten und der Rost nicht fressen, und dem die Diebe nicht nachgraben. In diesem Geiste erzog er auch seine Kinder, denen er Gotthelf und Lieschen zu Gespielen gab, und welche er mit jenen unterrichten ließ. So wurden sie nicht nur verständige, sondern auch fromme Kinder, welche ihren Eltern viele Freude machten.

Franz Lazarus wurde den Kindern seines Bruders ein liebevoller Pflegvater. Sein Wohlstand gedieh sichtlich bei Fleiß und Sparsamkeit. Oft besuchte ihn der Baron, welcher alle Hoffart abgelegt hatte, mit seiner Familie, wobei sie Alle sich ihres frommen Glückes freuten.

Als Gotthelf herangewachsen war, beförderte ihn der Baron an des verstorbenen Kohlenschreibers einträgliche Stelle. Bei dieser Gelegenheit ermahnte er den jungen Mann zur gewissenhaften Führung seines neuen Amtes und besonders zur treuen Pflichterfüllung gegen seine Untergebenen. Er schloß seine Rede mit den Worten:

„Sey klüger als ich, mein Sohn! der ich nicht nur Moses und die Propheten, sondern noch obendrein Christum hatte, um meine Pflicht zu wissen; damit nicht, gleich mir, Gottes Güte durch einen zerbrochenen Schädel Dich zur Buße leiten müsse."

Mögen die Leser aus dieser Erzählung entnehmen, daß Reichthum allein nicht immer glücklich macht, und daß es in der Macht der Vorsehung liege, auch denjenigen Sterblichen, der sich anmaßt, sein Glück für unzerstörbar zu halten, eines andern zu belehren; wie wir an Baron Weißborn gesehen haben. Weise

Mäßigung im Glück! fromme Ergebung im Unglück! — So möge unser Wahlspruch heißen.

(Carlsruher Sonnt. Bl.)

6.

Traurige Folgen der Verführung.

Ein Wittwer, der ein begüterter Mann war, hatte eine einzige Tochter, die er sehr liebte, und deren Glück durch eine gute Erziehung zu begründen, seine ganze Beschäftigung ausmachte. Dieser Mann stand — mit Recht oder Unrecht, das können wir hier nicht untersuchen — in dem Rufe, sehr geizig zu seyn, und dieser Umstand trug sehr viel dazu bei, daß man ihn für reicher hielt, als er wirklich war. Ein junger Mann, der aus einer angesehenen Familie stammte, und ein angenehmes Aeussere mit einer gewissen Abgeschliffenheit verband, die man gewöhnlich für Bildung zu halten pflegt, und die wenigstens in der Gesellschaft dafür kursirt, wurde durch diese vermeintlichen Schätze angelockt, und beschloß, kein Mittel unversucht zu lassen. um sich wenigstens einen Theil davon zuzueignen. Er bewarb sich um der Tochter Gunst und legte ihrer Tugend Fallstricke, was ihm, leider, nur zu bald gelang.

Elisabeth, so hieß das Mädchen, wurde in ihrer Bethörung noch obendrein durch keine Reue über ihren Fehltritt gequält; wohl aber setzten sie die Folgen ihrer Sünde sehr bald in Bestürzung, und gerade auf diesen Zeitpunkt lauerte der listige Verführer.

So verflossen zwei Monate. Elisabeth sah die Unmöglichkeit ein, ihrem Vater länger ein Geheimniß aus ihrem Zustande machen zu können, und schüttete ihr von Kummer beladenes Herz vor ihrem Verführer aus. Dieser suchte sie zu beruhigen, und gab ihr die Versicherung, auf Mittel denken zu wollen, um sie dem Zorne ihres Vaters zu entziehen. Indessen verstrichen wieder mehrere Wochen; der gefürchtete Zeitpunkt, der plötzlich den Schleier des Geheimnisses zerreißen sollte, kam immer näher. Da trat Elisabethens Verführer zu ihr, und eröffnete ihr, daß nur eine schleunige Flucht sie vor den Mißhandlungen eines erbitterten Vaters und der Schmähung einer streng richtenden Welt sichern könne. An die Sündhaftigkeit des neuen Vergehens wurde gar nicht gedacht.

Die Arglose traute seinem Schwure, sie, wenn sie sich gänzlich ihm anvertraute, nie zu verlassen, und auf ewig durch heilige Bande sich mit ihr zu vereinigen, und willigte ein. Aber wie sollten sie die Flucht in's Werk setzen, da sie weder Geld hatten, noch die Fähigkeit besaßen, solches zu erwerben? — Den Vater zu bestehlen — das war das einzige Mittel, so gräßlich es auch der Tochter erscheinen mußte; und mit Ernst drang ihr Verführer darauf, es zu ergreifen.

Nach einem schweren Kampfe mit ihrem Herzen und Gewissen, willigte Elisabeth endlich schaudernd ein; aber neue Schwierigkeiten! Ihr Vater war gewohnt, sein Geld unter Schloß und Riegel zu verwahren, und wie sollten sie ihn klug genug hintergehen können, um ihm keinen Argwohn einzuflößen, wodurch ihr ganzes Unternehmen vereitelt werden könnte? — Auch diese Schwierigkeit wußte der junge Verbrecher schnell

zu beseitigen. Indem er noch ein Mal Elisabeth auf die Gefahren aufmerksam machte, in denen sie schwebte, bot er ihr ein Pulver an, das die Kraft haben sollte, den alten Mann, während sie den Raub vornehmen wollte, in Schlummer zu wiegen, ohne jedoch im Mindesten auf seine Gesundheit nachtheilig zu wirken. Was darf ein Bösewicht nicht von einer Verführten verlangen, die zu schwach ist, um ihm den geringsten Widerstand zu leisten, nebenbei auch noch die Schande und Vorwürfe der Eltern fürchtet! — Es gelingt ihm, die arglose Verführte in sein Netz zu locken; überzeugt von der Reinheit seiner Gesinnungen, geht sie in den von ihm entworfenen Plan ein, und ahnet nicht, die Unglückliche, daß sie den Urheber ihrer Tage vergiften wird.

Der Raub gelingt; sie reisen eiligst mit den gestohlenen Schätzen ab, und langen auf einem fremden Gebiete an. Hier befand sich Elisabeth bald darauf unwohl und fiel in eine schwere Krankheit. Mit Sorgfalt wartet der Verführer ihrer, beruhigt ihr Gewissen und ihren Schmerz über den begangenen Fehltritt, und läßt sie hoffen, daß er noch mit Treue an ihr hänge.

Ach! warum muß das Verbrechen so oft unter der Larve der Tugend täuschen! Indem der Schändliche, der, die ihm Unschuld, Lebensglück, Gewissensruhe und Ehre aufgeopfert hat, ewige Treue schwört, sinnt er darauf, diese Schwüre zu brechen, und die Unglückliche zu verlassen.

Eines Tages ging die Wirthin zu der Kranken, die zuweilen wieder einige Stunden ausser dem Bette zubrächte, auf's Zimmer und fragte sie, ob es ihr gefällig

sey, das Mittagsbrod zu essen? — Mein Mann ist noch nicht da, — gab sie zur Antwort — ich will doch noch warten. Eine Stunde, zwei Stunden vergingen, der Tag neigte sich seinem Ende zu, und noch kam der Erwartete nicht zurück. Inzwischen hatte die Wirthin erfahren, daß er schon Morgens mit allen seinen Habseligkeiten abgereist sey, fing an tüchtig auf ihn zu schimpfen, und endete damit, die junge Frau eine Landstreicherin und Betrügerin zu nennen, und ihr anzudeuten, sogleich zu bezahlen, was sie schuldig sey, und alsdann schleunigst ihr Haus zu verlassen.

Die unglückliche Elisabeth, die nicht weniger von der Flucht ihres Verführers, als von diesem ärgerlichen Auftritte überrascht wurde, lief sogleich nach der Stelle, wo der Geldkasten gestanden hatte, und — wer malt ihren Schrecken, — als sie ihn dort nicht mehr fand! Sie gerieth in Verzweiflung, um so mehr, je ärger ihr die Wirthin zusetzte, die in ihren Schimpfworten kein Ziel kannte.

Entehrt, verrathen, beraubt, beleidigt, und ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sinkt sie nieder. Die Wirthin macht von diesem Vorfalle Anzeige beim Gericht — hierauf wird sie verhaftet, in ihr Vaterland zurückgeführt, und kommt an ihrem Geburtsorte wieder an. Das Erste, was sie hier erfährt, ist — daß sie ihren Vater vergiftet hat!

Man denke sich die Lage dieser Unglücklichen! Ihr Prozeß wurde sogleich eingeleitet, und der Spruch der Richter verurtheilte die Mörderin zum Tode. Einer von ihnen gab indeß den Uebrigen zu bedenken: daß man ihre Vergehungen aus einem falschen Gesichts-

punkte betrachte, daß dieses junge Mädchen das Opfer der Leidenschaft eines Böſewichts, und folglich eher zu beklagen, als mit dem Tode zu bestrafen sey!

Der ganze Prozeß wurde deßhalb einer neuen Revision unterworfen, das Urtheil abgeändert, und die unglückliche Elisabeth in einen Kerker gesperrt, in welchem sie ihre Tage verweinte, und der früher oder später ihr Grab geworden ist.

Ach, hätte die Unglückliche, in den Augenblicken ihrer Verführung, ihr Herz nicht von Gott abgewendet, sie wäre nicht so tief gesunken! Wir wollen aber hoffen, daß sie im Kerker ihren Gott, den sie verlassen, wieder gefunden habe.

(Nach dem Carlsr. S. Bl.)

7.

Auf Thränensaat folgt Freudenärnte.

I.

Unweit der Stadt Landen, im jetzigen Königreiche Belgien, lebte um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine wohlhabende Förstersfamilie. Was aber ihren irdischen Wohlstand noch weit überwog, war der christliche Sinn, der in dieser Familie gleichsam ein Erbtheil geworden war. Täglich pflegte der Förster Thomas Korker der heiligen Messe in der Pfarrkirche des zunächst gelegenen Dorfes beizuwohnen, und zum Lohne dafür genoß er jederzeit eine ganz besondere Stärkung seines Gemüthes, die eine wohlthuende Ruhe über

sein Antlitz goß. Und er bedurfte auch dieser Stärkung. Denn, obgleich seine Hausfrau Margarethe, aus einem spanischen, längst in Brabant eingebürgerten, Geschlechte entsproßen, ihm an Gottesfurcht glich, und auch drei blühende Töchter wetteiferten, den geliebten Eltern täglich neue Freuden zu bereiten, so vergieng dennoch kein Tag, an welchem nicht Vater Thomas Thränen tiefster Betrübniß vergoß.

Hatte er denn nicht den sittlichen Tod seines einzigen Sohnes zu beweinen? war dieser nicht der Unschuld und der Tugend abgestorben?

Mit unaussprechlicher Liebe hieng die Seele des Vaters an dem verblendeten Jünglinge, die eben durch das Mitleid mit dem zeitlichen und ewigen Unglück des Sohnes noch mehr an Inbrunst gewann. Der Gram des Vaters entlud sich deßwegen dennoch niemals in heftigen Zornausbrüchen einer gereizten Empfindlichkeit. „Wozu der Zorn?“ pflegte Thomas Korker jederzeit zu sagen; „verdient denn der Verblendete nicht weit mehr mein innigstes Mitleid? Ja, ich will ihn verfolgen, aber nur mit meinem Gebete und meinen Thränen, und dieses so lange, bis ich ihn wieder gefunden habe.“

Noch aber war dieser Zeitpunkt nicht vorhanden. Ildephons blieb selbst durch die Thränen seines Vaters ungerührt; ja, um aller Warnungen und Ermahnungen mit einem Male los zu werden, verließ er eines Tages mit einem gleichgesinnten Altersgenossen seine Heimath und zog in fremde Lande, ohne irgend Jemanden von seiner Familie von seinen Absichten in Kenntniß zu setzen.

II.

Ildephons Korker hatte früherhin als Lehrling bei einem berühmten Maler in Namur gestanden; seine ausgezeichneten Talente ließen auch hoffen, daß er in der Malerkunst dereinst etwas Tüchtiges werde leisten können, um so mehr, da auch sein Unterricht in dieser Kunst sehr gründlich gewesen war. Aber sein flatterhafter Sinn und sein Hang zu Ausschweifungen, der durch lüderliche Kameraden noch mehr genährt und auf alle Weise begünstiget wurde, ließen ihn am Ende an allen ernsten Beschäftigungen und an allen Schranken der Sittlichkeit Eckel finden.

Die Flucht aus seiner Heimath schien ihm das beste Mittel zu seyn, um recht ungebunden leben und den Becher sinnlicher Lust ungestört trinken zu können.

Ohne sich selbst ein bestimmtes Ziel zu setzen, schlug Ildephons auf seiner Flucht zuerst den Weg nach Leyden ein. Von da aus durchwanderte er in Zeit von zwei Jahren fast alle Städte von Holland, indem er sich überall, je nach den Vergnügungen, die er fand, mehrere Wochen oder Monate aufhielt. Das Geld dazu verschaffte er sich durch Porträtmalen, worin er sich bereits schon eine große Fertigkeit erworben hatte. Von Holland aus zog er sich nach Deutschland hinüber, in der Absicht, sich zuerst nach Hamburg, und von da nach Berlin zu begeben. Unglücklicher, oder vielmehr glücklicher Weise fiel er aber den schwedischen Werbern in die Hände, die ihn in eines der Regimenter steckten, welche damals in Niederdeutschland unter dem Oberbefehle des Generals Wrangel standen und sich bereits zu ihrem letzten Zuge nach Oberdeutschland anschickten.

Wrangel erlitt bald darauf, nämlich im Jahr 1646, durch den damals noch jungen kaiserlichen General Montecuculi bei Triebel eine bedeutende Niederlage, bei welcher Gelegenheit Ildephons Korker mit vielen Andern in die Gefangenschaft der Kaiserlichen gerieth, und von diesen nach Oesterreich abgeführt wurde. Da sich Ildephons jedoch durch keine Anhänglichkeit an ein Vaterland gebunden fühlte, trat er sogleich in österreichische Kriegsdienste über, und marschirte mit seinem Regimente kurze Zeit darauf nach Italien gen Mantua, welches im Jahr 1630 in die Hände der Kaiserlichen gefallen war und fortwährend einer starken Besatzung bedurfte.

So kam denn Ildephons, ohne daß er es beabsichtigt hatte, in das Vaterland der Kunst, in jenes Land, das auch in ihm bald darauf eine glückliche Veränderung hervorbringen sollte.

III.

Gott allein hat die Herzen der Menschen in Seiner Hand; Er leitet ihre Neigungen, Er regiert ihre Schicksale, Er führt mit einem Jeden Seine heilige verborgene Absicht zu Ende.

So dachte auch Vater Thomas Korker bei der Flucht seines Sohnes. Ohne daher in viele jammernde Klagen auszubrechen, oder seinen Unmuth vor Freunden und Nachbarn zu entleeren (ach, die Menschen haben wenig Sinn für heilige Leiden!), weinte er seinen Schmerz lieber vor Gott allein aus.

„Nach Thränensaat folgt Freudenärnte; Gebet allein kann helfen!" mit diesen Worten pflegte er jederzeit

sich und seine Familie zu trösten, wenn er der Verirrungen seines Sohnes gedachte. Täglich betete er für ihn, täglich weinte er um seine Seele, und kein Abendgespräch mit Frau und Töchtern schloß sich, ohne daß auch der Name Ildephons dabei genannt worden wäre. Vater Thomas hoffte auch ganz sicher auf die Bekehrung seines Sohnes, früher oder später. In dieser Hoffnung stärkte ihn die Ueberzeugung, daß ja der liebe Gott nicht den Tod des Sünders wolle, sondern vielmehr, daß er sich bekehre und lebe."

Doch hätte er gerne gewußt, wo denn sein entlaufener Sohn sich aufhalte; Niemand aber konnte ihm darüber Nachricht geben. So vergiengen denn mehrere Jahre; der frühere heftige Schmerz hatte sich in stillleidende Ergebung verwandelt; aber Ildephons Bild lebte noch immer in dem Herzen seines Vaters, und jeden Tag trug ein Engel dessen Gebet um die Bekehrung seines Sohnes vor die Stufen des göttlichen Thrones.

IV.

Kehren wir zu Ildephons nach Mantua zurück.

Das Gebet des Vaters blieb nicht ohne Wirkung. Die göttliche Gnade ergriff das Herz des Sohnes, erfüllte es mit heilsamer Unruhe über sein bisheriges Leben, und allmählig kam immer mehr der Entschluß in ihm zur Reife, auf die Bahn der Tugend und des Gehorsams gegen seinen trauernden Vater wieder zurück zu kehren.

Das Ende seiner Capitulationszeit, die nun eintrat, gab ihm hiezu die schicklichste Veranlassung.

Aber er wollte seinen Eltern noch nicht von sich

Nachricht geben, auch noch nicht zu denselben zurückkehren, bis er wirkliche Beweise seiner Bekehrung gegeben hätte.

Die Liebe zur Kunst war auf ein Neues in ihm erwacht. Aber er sah in ihr jetzt mehr als einen bloßen Erwerbszweig für das leibliche Leben; sie war ihm Nahrung seiner Seele selbst und zog ihn immer mehr von dem Irdischen zum Himmlischen und Göttlichen empor. So durchwanderte er in langen Pausen mehrere Städte Italiens, und besuchte, um seine Kunst zu vervollkommnen, zuletzt auch Rom.

Hier war es, wo eines Tages der Anblick des jüngsten Gerichtes, eines berühmten Gemäldes von Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle, eine solche geistige Erschütterung in ihm hervorbrachte, daß er auf der Stelle sich entschloß, in diesem Jahre noch, als ein gänzlich umgewandelter neubekehrter Sohn zu seinen Eltern heimzukehren. Daß diese noch lebten, hatte er durch Handlungsreisende, welche des Einkaufens von Seide wegen damals häufig in die Lombardei kamen, bereits schon zu Mantua in Erfahrung gebracht.

Er schrieb aber vorerst noch an eine seiner Schwestern, — seit seiner Flucht das erste Mal, und gab reumüthige Nachricht von seinen Verirrungen, von seinen Schicksalen, von seiner Bekehrung und Besserung. Welche Freude im elterlichen Hause! Wie süß waren jetzt die Thränen, die Vater Thomas um seinen geliebten Ildephons weinte! Eine baldige Antwort der Schwester erfüllte auch diesen mit neuer Sehnsucht nach der Heimath.

Das nächste Namensfest des Vaters, nämlich den 21. Dez. 1657, bestimmte er in dem nächsten Briefe an seine Schwester als den Tag, an dessen Vorabende

er im väterlichen Hause eintreffen wollte; dieses aber sollte bis zu seiner Ankunft dem Vater durchaus Geheimniß bleiben, damit die Ueberraschung desto freudiger für ihn seyn würde.

Bis dahin arbeitete Ildephons unablässig an einem Gemälde, das die Freude des guten Vaters an seinem Namenstage erst vollkommen machen sollte. Zum Gegenstande dieses Gemäldes, welches er in der Größe eines Altarsblattes verfertigte, hatte er die — „Heimkehr des verlornen Sohnes" gewählt.

Mit ungemeiner Begeisterung arbeitete er an dem Gemälde, und öfters fielen ihm Thränen, die Zeugen seiner Herzensbewegungen, auf die Palette nieder. Deßhalb lag denn auch ein ungemeiner Ausdruck in allen Zügen der beiden Hauptfiguren. In knieender Stellung lag der Sohn, die gefalteten Hände emporhebend zu seinem Vater, der, so eben aus dem Hause hervortretend, mit Liebesinbrunst die ausgebreiteten Arme nach dem Reuigen ausstreckt. Niemand, der dieß Gemälde sah, gieng ohne Thränen im Auge von demselben weg. So wahr, so innig war die Bekehrungs- und Aufnahmsgeschichte des Reuigen in diesem Bilde dargestellt.

Kaum war das Gemälde vollendet, versah auch Ildephons dasselbe mit einem neuen vergoldeten Rahmen, und sandte dasselbe in seine Heimath mit einem Briefe an seine Correspondentin, dasselbe im väterlichen Hause bis zu seiner Ankunft, welche gewiß am Vorabende vor seines Vaters Namensfest erfolgen wird, zu verbergen, und die Sache vor dem Vater durchaus geheim zu halten. Ildephons hielt sich indessen noch einige Wochen zu Rom auf, um sich durch Porträtmalen (seine Porträte wurden stets sehr gesucht) das

nöthige Reisegeld zu erwerben, und trat endlich am ersten Oktober die Reise, die übrigens auch nicht eilig geschehen, sondern hin und wieder seine Kunstfertigkeit im Porträtiren noch beschäftigen sollte, in die geliebte Heimath an.

V.

Der zwanzigste Dezember war herangekommen, und im Hause des Thomas Korker wurden von drei geschäftigen Jungfrauen Anstalten zu einer stillen Abendfeier getroffen. Ist denn nicht morgen des Vaters Namenstag? wird denn nicht der längst ersehnte Bruder selber heute noch kommen, um diesen Tag zum seligsten Freudentage des Vaters zu machen?

Die Namenstage stehen bei Katholiken höher, als die Geburtstage, und zwar mit Recht; denn die Namenstage erinnern an die geistliche Wiedergeburt durch die heilige Taufe; und der Eintritt in die Gemeinschaft der Christen ist ja doch mehr, als der bloße Eintritt in die Welt durch die körperliche Geburt. Daher die freudige Zurüstung in des Försters Hause.

Dieses Mal hatte diese Zurüstung etwas ganz Ungewöhnliches und zugleich Geheimnißvolles.

Der Saal des Hauses, obgleich nicht geräumig, ward zur Abendfeier gewählt und ringsum mit Guirlanden und passenden Denksprüchen aus der heiligen Schrift geziert. Aber die Hauptzierde sollte ein großes Gemälde in einem schön vergoldeten Rahmen seyn, das erst vor wenigen Tagen aus Italien angekommen war und indessen in einer abgelegenen Kammer des Hauses verborgen gehalten wurde. Ein Reisender aus Italien, der erst in der Abenddämmerung im Hause eintraf, und

von der Hausmutter und den drei Töchtern mit besonderer Herzlichkeit empfangen wurde, hatte dem Gemälde höchst sinnreich seine Stelle innerhalb der Pfosten einer offenen Thüre, welche in ein kleines Nebenzimmer führte, angewiesen. In diesem Nebenzimmer hinter dem Gemälde nahm der Fremde Platz, indem er zuvor noch heimlich einige Worte mit einer der geschäftigen Jungfrauen gewechselt hatte, um daselbst den Anfang der Feierlichkeit abzuwarten.

Die Feierlichkeit beginnt. Vater Thomas, der bis hieher in seiner Wohnstube gewesen war und von allen Zubereitungen nichts geahnet hatte, wird nun von der Mutter und den drei Töchtern gebeten, mit ihnen zu einer kleinen Festlichkeit in den Saal zu gehen.

Freudig erhob sich der Greis, und, obgleich vor Alter gebückt, denn er war bereits schon 75 Jahre alt, gieng er doch sichern Schrittes auf den Saal los. Welche Ueberraschung aber für ihn, als er in den hellerleuchteten Saal trat, und, an der Stelle der gegenüber sich befindlichen Thüre ein schönes großes Gemälde erblickte!

„Was ist das?“ rief er bewundernd aus, indem er sich in den Lehnstuhl setzte, der vor das Gemälde gestellt ward; „von wem ist dieses Gemälde?“

„Das hat Dir Dein reumüthiger Sohn aus Rom gesendet:“ antworteten Mutter und Töchter, die sich innigst an seinem freudigen Erstaunen ergötzten.

„Siehst Du, Vater!“ setzte eine der Töchter hinzu, des Ildephons Correspondentin, „wie der verlorne Sohn so demüthig vor seinem Vater liegt, wie er um Verzeihung flehend seine Hände faltet, und wie der

Vater so freundlich ihn anblickt und die Arme nach ihm ausbreitet?!"

Der Vater verstand den Sinn dieser Worte; unbeschreibliche Wehmuth und Sehnsucht ergriff seine Seele, und ein Strom von Thränen floß über seine bleichen Wangen.

„Ach, daß dieser verlorne, nun zurückkehrende Sohn wirklich mein Ildephons selbst wäre:" — rief er aus — „wie gerne wollte ich es auch so machen, wie der Vater da auf diesem Gemälde!"

„Er ist es wirklich, glücklicher Vater!" sagte die Mutter, während die Töchter das Gemälde bei Seite zogen, und Ildephons, hinter demselben knieend, nun wirklich seine Hände bittend zum Vater emporhob.

„Vater, sprach er, ich habe gesündiget wider den Himmel und an Dir."

Nun erfolgt eine Scene, die nur Jene zu begreifen im Stande sind, die ähnliche Leiden der Seele, wie die des Vaters Thomas bisher gewesen, aus Erfahrung kennen.

Lange weinte der Vater die Thränen süßester Entzückung. Dann aber faßte er sich wieder, zog den Sohn an sein Herz empor und sprach:

„Auf Thränensaat folgt Freudenärte; das ist der seligste Namenstag meines ganzen Lebens. Kommt aber Kinder, lasset uns auch dem lieben Gott dafür Dank sagen!"

Und Vater, Sohn, Mutter und Töchter knieten sich vor das Gemälde hin und dankten Gott, der ja allein die Herzen der Menschen lenkt, für diese langersehnte Stunde.

Ildephons ließ sich bald darauf zu Landen als Maler nieder und begründete daselbst eine berühmte Kunstschule; das Gemälde: „Die Heimkehr des verlornen Sohnes“ ließ Vater Thomas in seine benachbarte Pfarrkirche bringen, wo es noch jetzt auf einem der Seitenaltäre zu sehen ist und die Aufmerksamkeit eines jeden Kunstkenners auf sich zieht.

Manuscript.

8.

Der Abfall vom Glauben straft sich selbst.

Schon lange ist bei uns die Furcht vor den Türken verschwunden, und es zittert wohl für jetzt Niemand mehr vor ihrem Erscheinen in Deutschland.

Vor dreihundert Jahren aber, ja noch vor anderthalb hundert Jahren, als die Türken mehreremal bis nach Wien herauskamen, da hatte man in Deutschland große Angst vor ihnen. Wenn man die Kinder schrecken wollte, so hieß es nur: „der Türke kommt“; und die Türkenglocke, welche damals täglich zum gemeinschaftlichen Gebet gegen diese gefürchteten Feinde aufforderte, wird noch heut zu Tage an allen Orten geläutet. *) Aus der Zeit, da die Türken noch der Schrecken der Christenheit waren, aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ist die Geschichte, welche ich euch jetzt erzählen will. Damals war der berühmte türkische Sultan Amurath

*) Das Zeichen zum Mittags- und Abendgebete.

im Streit mit dem tapfern Fürsten von Albanien, Georg Kastrioto, besser bekannt unter dem Namen Scanderbeg, der mit dem Anführer der Ungarn gemeinschaftliche Sache gegen die Türken gemacht hatte. Entschlossen, den heldenmüthigen Scanderbeg mit einem mächtigen Heere zu überfallen, zog Amurath über die Gebirgskette, welche Albanien von Epirus scheidet. Diese rauhe Felsengegend war nur spärlich bewohnt, und die wenigen Bewohner hatten sich bei der Annäherung des gefürchteten Sultans in unzugängliche Schlupfwinkel zurückgezogen.

Einige wilde Thiere waren die einzigen lebenden Wesen, welche dem Heerszuge zu Gesicht kamen, und sie schienen mit Verwunderung die seltenen Gäste anzublicken, und sich einen Augenblick zu besinnen, ob sie denselben gutwillig Platz machen wollten.

Der Sultan und sein Gefolge waren daher nicht wenig erstaunt, als sie auf einmal mitten in dieser einsamen Wildniß zwei Hirtenknaben gewahr wurden, die einzigen menschlichen Wesen, welche diese Einöde zu bewohnen schienen. Die beiden Jungen waren ausgezeichnet wohl gebildet und in die malerische Landestracht gekleidet, welche mit der Kleidung der schottischen Hochländer viel Aehnlichkeit hat. Sie waren so vertieft in die Beobachtung eines Adlers, der über ihnen kreiste, daß sie von der Annäherung des Sultans und seines Heeres, das durch eine kühn vorgesprungene mächtige Felsenmasse verdeckt wurde, nichts bemerkten. Auf ein Zeichen ihres kaiserlichen Führers machten die Janitschaaren, welche den Vortrab des Heeres bildeten, Halt; der Sultan aber und sein Sohn, Prinz Mahomed, hielten ihre Pferde an, um das Benehmen dieser

jungen Gebirgsbewohner zu beobachten. Einer der albanischen Jünglinge hatte den gespannten Bogen in der Hand, und war eben im Begriff, den König der Vögel (den Adler) aufs Korn zu nehmen. Seine kühne furchtlose Stellung erregte die Aufmerksamkeit des Sultans, der seinem Sohne leise zuflüsterte: „Bei Gott! diese verwegenen Knaben glauben den gefiederten Herrn der Wildniß ihrer Macht unterwerfen zu können!"

Der junge Prinz erwiederte: „Der schwebende Fürst der Gebirgswüste scheint sich um die schwachen Angriffe seines jungen Gegners sehr wenig zu bekümmern. Seht, wie er mit seiner Beute so majestätisch den Weg zu seinem Felsenhorst verfolgt." — „Wenn ich die Geschicklichkeit des jungen Schützen recht beurtheilen kann, so wird er den Adler schwerlich sein Nest erreichen lassen," entgegnete der Sultan, dessen erfahrener Blick genau auf die Festigkeit und Zuversicht geachtet hatte, welche jede Bewegung der Hirtenknaben bezeichnete.

In diesem Augenblicke ließ der junge Bogenschütze mit so sicherer Hand seinen Pfeil fliegen, daß der Adler taumelnd zu Boden stürzte, ein junges Lamm noch festhaltend mit seinen Klauen, und das tödtliche Geschoß in seiner Brust. „Gut getroffen!" rief der Sultan, indem er auf den siegreichen Schützen deutete, während dieser damit beschäftigt war, den gefiederten Räuber mit einem Ausdruck triumphirender Selbstzufriedenheit zu betrachten.

In den feinen Zügen seines Gefährten sah man nicht dieselbe Freude leuchten; er hob das blutende und sterbende Lamm auf, drückte es an seine Brust, und betrachtete es mit einem Blicke des Mitleidens und der Bekümmerniß, welcher einen auffallenden Kontrast mit

der belebten Freude bildete, die man aus den Augen des glücklichen Jägers strahlen sah.

„Bei der Seele meines Vaters Mahomed!" rief der türkische Sultan aus, „dieser Knabe ist stolzer auf seinen Sieg über den Vogel, als wir auf das glorreiche Treffen bei Varna gewesen sind, wo der ungarische König geschlagen wurde. Ja, selbst das Schlachtfeld von Kossova, wo wir den Hunyades (den Anführer der Ungarn) so tapfer in die Flucht schlugen, machte uns nicht so stolz."

„Sein Gefährte scheint ein ganz anderes Temperament zu haben," erwiederte der Prinz; „denn er weint über das armselige Lamm. Die können einmal gewiß keine Brüder seyn."

„Ihre Gesichtszüge gleichen sich sehr," versetzte der Sultan, „und in Gestalt und Größe ist Einer des Andern vollkommenes Ebenbild. Sie sehen einander so gleich, wie das Spiegelbild in dem klaren Bache dem Mann, der in denselben hineinblickt; aber freilich ihre Gemüthsart scheint sehr verschieden zu seyn. Ihr Betragen gefällt mir, und ich gedenke sie Beide unter meine Schaar auserlesener Jünglinge einzureihen. Seiner Zeit können einmal tapfere Janitschaaren aus ihnen werden." —

Mit diesen Worten spornte der Sultan sein feuriges Pferd den gewundenen Pfad des steilen Abhanges hinunter, näherte sich der Stelle, wo die beiden Hirtenknaben standen, und redete sie also an: „Meine Kinder, ich habe euch beide beobachtet, und ihr gefallet mir: sagt, wollt ihr diese wilden und rauhen Felsen der Wüste verlassen, und den Bannern des berühmten Sultans Amurath folgen?" Diese freundlichen Worte machten

auf die beiden Gebirgskinder einen sehr verschiedenen Eindruck. Der Adlerjäger erröthete vor Freude, und betrachtete den Sultan und seine bewaffnete Schaar mit einem bewundernden, obschon etwas furchtsamen Blicke. Sein sanfterer Bruder aber, der immer noch das blutende Lamm in seinen Armen hielt, sah auf das kriegerische Heer und seinen kaiserlichen Führer mit einer gleichgültigen Ruhe, die den Sultan befremdete. „Nun, meine Jungen," fuhr der Sultan fort, wollt ihr jetzt mit mir ziehen? Viele meiner größten Hauptleute stammen von keinem vornehmeren Geschlecht, als ihr; denn bei mir hat das Verdienst mehr Anspruch auf Ruhm und Macht, als hohe Geburt." — „Herr des Ostens, ich will ein Krieger werden, ich will mit Euch ziehen!" erwiederte der Adlerjäger; „komm, mein Bruder, komm, lieber Demetrius, laß das einfältige Lamm da liegen, und ziehe mit dem berühmten Sultan Amurath."

„Nimmermehr, Konstantin, nimmermehr! Ich bin ein Christenknabe, und werde nie einen ungläubigen Sultan in seine ungerechten Kriege begleiten."

„Was? Sklave!" rief Prinz Mahomed; „wagst du es, deine Kinderstimme gegen deinen Gebieter zu erheben?" — „Ruhig!" sagte der Sultan, „Du bist zu hitzig mein Sohn. Es beliebt uns, die Gründe dieses ländlichen Jünglings anzuhören. Sprich, Demetrius, ich Dein Gebieter, erlaube es Dir."

Der junge Hirte hörte diese gnädige Erlaubniß, als hätte er sie nicht gehört, und fuhr fort, seinen Bruder mit halblauter Stimme zu ermahnen: „Konstantin, lieber Konstantin! laß Dich nicht von dem glänzenden Scheine blenden; ziehe nicht mit diesem ungläubigen Sultan in die Schlacht. Denke an Deinen Heiland,

an Deine Mutter, an Deine friedliche Gebirgsheimath! Ach, gedenke an das Schicksal dieses verwegenen Raubvogels, der todt zu Deinen Füßen liegt, und stürze Dich nicht in ein ähnliches Elend!" — „Auch das Lamm mußte sterben," entgegnete der Sultan mit gewohnter Selbstbeherrschung in Blick und Ton. „Das Loos des Menschen ist geschrieben in dem Buche des Schicksals, und der gleiche Ausgang erwartet den Kriegshelden und den Landmann; denn der Engel des Todes trifft zur bestimmten Stunde einen, wie den andern. Ich werde euch Beide nach Adrianopel schicken, daß ihr die Kriegskunst dort erlernet. Da werdet ihr bald eure ärmliche Heimath und euren christlichen Glauben vergessen, werdet mit Freuden unsern Glauben annehmen, und sicherlich brave Janitschaaren werden."

„Herr des Ostens! es ist wahr, Ihr könnet mich nach Adrianopel schicken," erwiederte Demetrius unerschrocken, „aber Ihr könnet mich nicht zwingen, daß ich von meinem Glauben abfalle, oder Euer Diener werde." — „Das wird sich bald zeigen," sagte Prinz Mahomed mit einem Lächeln, in welchem keine Freundlichkeit lag; „Gehorsam kann man auch den Widerspenstigsten lehren." Der junge Grieche antwortete in demselben furchtlosen Tone: „Ihr könnet mich zu einem Sklaven machen, aber nicht zu Eurem Diener und Kriegsmann. Ich kann sterben, aber ich werde nie mein Leben zu Eurem Dienste hergeben."

„Nun, nun, du tollkühner Knabe," sagte der Sultan mit Lächeln, „nimm deine Worte besser in Acht! Wir sahen Dich für ein Lamm an, aber Du bist in Wahrheit einem Bergwolf ähnlicher, als diesem sanften Geschöpfe. Bezähme Deinen halsstarrigen Muth und

schicke Dich an, mit mir zu ziehen, denn ich kenne kein anderes Gesetz, als meinen Willen.“ — „Ihr habt die Macht dazu, mächtigster Sultan, aber nicht das Recht,“ rief der Jüngling aus. Hierauf warf er sich auf seine Kniee, faltete seine Hände, und sagte in dem Tone inständigen Flehens: „Erbarmet Euch über meine Mutter; reißt mich nicht hinweg von meiner Gebirgsheimath; Ihr habt mir die freie Wahl gestellt, Herr des Ostens; nehmt Euer Wort nicht zurück, erlaubt uns, ferner in unserer stillen Zurückgezogenheit zu wohnen.“ Diese Berufung auf seine Ehre ging beim Sultan nicht verloren; denn in der Regel blieb er seinem Worte treu, wo sein unbändiger Ehrgeiz nicht in's Spiel kam; und er fragte daher den Jüngling in einem milderen Tone, ob ihm denn seine Heimath gar so theuer sey.

„Mehr als das Leben,“ erwiederte lebhaft der knieende Supplikant, „ich bin geboren in jenem Felsenthale, unter dem niedrigen Dache, dessen Rauch Ihr über die Bäume emporsteigen sehen könnet. Wenn ich diese armselige Heimath verlasse, so wird mir die Zeit lang, bis ich die Stimme meiner Mutter wieder höre, die in meinen Ohren lieblicher tönt, als der Gesang der Nachtigall; und wenn meine Arbeit verrichtet ist, so preise ich meinen allmächtigen Schöpfer und Erhalter, und schlafe ruhig, bis das Gezwitscher der Vögel mich auffordert, in ihr Morgenlied mit einzustimmen. Ach! wenn Ihr uns in Euer Land fortführet, so wird meine Mutter vor Kummer sterben, und der Ton der Freude wird nie wieder dieses niedrige Dach erheitern.“

„Du sollst daheim bleiben, um das Herz Deiner Mutter zu trösten,“ sagte der Sultan mit gemilderter

Stimme; „ich will meine Macht nicht dazu brauchen, euch in's Elend zu bringen." — „Herr des Ostens, ich danke Euch, erwiederte Demetrius; aber Konstantin, was soll aus Konstantin werden? Meine Seele lebt in seinem Herzen; und überdieß ist er der Liebling unserer Mutter. Ich kann nicht im Frieden wohnen ohne den Gefährten meiner Kindheit. O, nehmt ihn nicht hinweg von mir!" Dieser Beweis brüderlicher Liebe rührte das Herz des Sultans weniger, als das Gemälde häuslichen Glücks, welches Demetrius mit so lebhaften Farben gezeichnet hatte. Der Grund ist leicht zu errathen; Amurath gehörte zu dem ottomannischen Geschlechte, das von den Banden der Bruderliebe nichts wußte, und, um seine ehrgeizigen Absichten zu erreichen, unbedenklich das Blut der nächsten Blutsverwandten vergoß. Er hatte keinen Begriff von der Innigkeit des Bandes, welches den Demetrius mit seinem Bruder verknüpfte; aber er hatte zuweilen gewünscht, die Beschwerden der Regierung mit der stillen Zurückgezogenheit des Privatlebens vertauschen zu können, und hatte auch bereits einmal Ruhe in einem türkischen Kloster gesucht (ach, hätte er lieber Christum gesucht!), bis ein neuer Antrieb des Ehrgeizes ihn auf Thron und Schlachtfeld zurückführte. Er sagte nun mit aller seiner gewöhnlichen Strenge: „Dein Bruder hat bereits selbst seine Wahl getroffen, ich, Dein Gebieter, habe Dir erlaubt, in Deiner niedrigen Heimath zu bleiben; sey damit zufrieden."

Konstantin rief aus: „Ja, mächtiger Sultan, ich will ein Krieger werden, ich will mit Dir ziehen; fürwahr, dieß ist ein glücklicher Tag!"

Bei diesen Worten sprang Demetrius empor,

denn bisher war er auf den Knieen gelegen, schlang seine Arme um den Hals seines Bruders, und schrie in einem eindringlichen flehenden Tone: „Konstantin, mein Bruder, verlaß mich nicht! Sind wir nicht in der gleichen Stunde geboren? Haben wir nicht mit einander die Gebete hergesagt, die gleichen Aufgaben gelernt, die nämlichen Lieder gesungen, dieselben Heerden geweidet, und alle Spiele und Gefahren der Kindheit miteinander getheilt? Konstantin, entsage Deinem unüberlegten Entschluß! O verlaß mich nicht, Konstantin!"

„Nein, mein Knabe," sagte der Sultan, wenn Du das unrühmliche Leben eines Hirten meiner Gunst vorziehst, so suche wenigstens Deinen klügeren Bruder nicht vom Wege zum Ruhm zurückzuhalten!"

Konstantin hatte von Natur einen aufstrebenden Charakter; er war ein wenig unwillig über seinen Bruder wegen seiner nachdrücklichen Vorstellungen, machte sich etwas unfreundlich von seiner zärtlichen Umarmung los, und nahm hastig Abschied von dem weinenden Demetrius.

Der Sultan gab seinen Truppen das Zeichen zum Wiederaufbrechen; die Kriegsmusik ertönte, und das Wirbeln der türkischen Trommeln hallte von den Bergen wieder; aber selbst diese kriegerischen Töne konnten die Wehklagen des verwaisten albanischen Bruders nicht ganz stillen. Er fuhr fort zu rufen: „O Konstantin, du wirst deine Wahl bereuen! Komm wieder, mein Bruder, komm wieder! Unglückseliger Tag! Meine Mutter, ach, wehe mir, meine Mutter!"

Endlich, als das türkische Heer nicht mehr gesehen werden konnte, betrat er traurig den Pfad, der zu seiner einsamen Hütte führte, um die schlimme Bot-

schaft seiner Mutter zu bringen. Ach! wie diese fromme christliche Mutter sich betrübte, als sie die niederschlagende Botschaft vernahm, daß ihr Erstgeborner sie verlassen habe, und einem ungläubigen Sultan gefolgt sey!" Ach, er wird vielleicht auch seinen Gott, seinen Erlöser, seinen Glauben verlassen" — rief sie in größter Herzensangst, und rang die Hände. Sie vergoß in diesem jammervollen Augenblicke bittere Thränen, als wenn sie seinen Leichnam hätte dem Staube übergeben müssen, und man sah von diesem unglücklichen Tage an nie wieder ein Lächeln auf ihren Lippen. Demetrius arbeitete mit doppelter Anstrengung, um die Stelle seines Bruders auszufüllen; er gab sich auch Mühe, fröhlich zu scheinen, weil er seine Mutter gern erheitern wollte, aber es wurde ihm sehr schwer, und gelang ihm nur selten. Die Mutter und ihr Sohn waren beide fromme Christen, und beteten unaufhörlich, daß das theure verirrte Glied ihrer Familie wenigstens vor dem Abfall vom Glauben bewahrt bleiben möchte; aber es war freilich in dieser Hinsicht wenig zu hoffen, da er sich freiwillig in die glaubensgefährliche Stellung hineingewagt hatte; und deßhalb waren auch alle ihre Gebete für ihn mit Thränen vermischt. Endlich, nachdem einige Jahre lang die hoffnungslose Trauer an ihrem Leben genagt hatte, starb die Mutter der Zwillinge, und Demetrius trauerte nun einsam in der einst so glücklichen Gebirgshütte.

Der junge Hirt hatte oft gewünscht, seinen Hirtenstab mit einem Schwerte zu vertauschen; denn von der Stunde an, da sein Zwillingsbruder ihn verließ, hatte er keine Freude mehr an den friedlichen Beschäftigungen, die ehemals sein einziges Vergnügen gewesen

waren. So lange seine Mutter lebte, unterdrückte er seinen Wunsch, und war einzig damit beschäftiget, sie zu unterstützen und zu trösten, obgleich sein Hirtenleben ihn immer wieder an seinen Bruder erinnerte. Nachdem er den Abschiedssegen von seiner geliebten Mutter empfangen, bedeckte er ihr Grab eigenhändig mit grünen Rasen, und verließ dann seine verwaiste Heimath für immer, um sich unter dem Panier seines heldenmüthigen Fürsten, Georg Kastrioto, in die Zahl der Streiter aufnehmen zu lassen.

Es war keine gemeine Sache, welcher der albanische Hirte seinen kräftigen Arm weihte; es war die Sache seines Fürsten, seines Vaterlandes, und mehr noch als dieß Alles, die Sache des Christenthums. Demetrius folgte dem erlauchten Kämpfer des Kreuzes in den Streit gegen die einbrechenden Ungläubigen mit dem Feuereifer eines Christen und eines Helden, und erwarb sich auf diesem Wege Ruhm, Auszeichnung, Ehrenstellen, die Zufriedenheit seines Fürsten und die Achtung aller Rechtschaffenen. Nach dem Tode seines heldenmüthigen Gebieters wurde er zum Kommandanten der Stadt Scodra ernannt, welche der Sohn des Sultans Amurath, der seinem Vater längst in der Regierung gefolgt war, und auch dessen Ehrgeiz geerbt hatte, eben damals mit einer Belagerung bedrohte.

Wir kommen jetzt an eine Stelle, die sehr geeignet ist, einem Christenherzen wehe zu thun; was ihr indeß an Heiterkeit mangelt, möge sie durch lehrreichen Inhalt ersetzen. Während Demetrius alle Pflichten des Sohnes, Christen und Patrioten treulich erfüllte, hatte sein Bruder Konstantin ohne Bedenken seinen Glauben verlassen, wie er einst ohne Bedenken Heimath,

Bruder und Mutter verließ. Bald hatte er den Namen eines Christen mit dem eines Mohamedaners vertauscht, und es war ihm lieber, der Sohn des Sultans, als ein Erbe der Segnung des Erlösers zu heißen. Der türkische Sultan pflegte allezeit die Namen der fremden Kinder zu ändern, welche er in seine Militärschule aufnahm und zu Janitschaaren bestimmte; und da er an dem jungen Albanier ein Wohlgefallen gefunden hatte, so gestattete er ihm, als ein besonderes Kennzeichen seiner Gunst, seinen eigenen Namen zu tragen. Konstantin war verblendet durch seinen Ehrgeiz und die Gnade seines ottomannischen Gebieters, und hörte von diesem unglücklichen Augenblick an auf, sich als einen Griechen und als einen Christen zu betrachten; ja, er suchte aus seiner Seele alle Erinnerung an seine Gebirgsheimath und ihre einst so geliebten Bewohner, deren Herzen sich beständig nach ihm sehnten, völlig zu vertilgen. Seine ausgezeichneten Talente und sein unbeugsamer Muth verschafften ihm bald Beförderung und Ehrenstellen, und er wurde ein berühmter und glücklicher Krieger, welchen der Sultan Amurath gerne ehren wollte. Auch der Sohn und Nachfolger Amuraths bewies dem Abtrünnigen nicht weniger Gunst, und nahm ihn mit zu der Belagerung von Konstantinopel, wo er sich bei der Erstürmung sehr auszeichnete und große Reichthümer sammelte. Mahomed war auch wirklich mit dem tapfern Benehmen des Abtrünnigen bei dieser merkwürdigen Gelegenheit so wohl zufrieden, daß er ihn zum Pascha erhob, und ihm bald darauf Befehl ertheilte, ihn auf seinem Feldzuge gegen Scodra zu begleiten. Konstantin, oder wie wir ihn jetzt nennen müssen, der Pascha Amurath

zögerte keinen Augenblick, die friedliche Ruhe seines albanischen Vaterlandes mit dem verheerenden Schwerte heimzusuchen. Das Glück hatte ein Herz, welches einst mild und freundlich gewesen, verhärtet; der Ehrgeiz hatte fast alle zarten Empfindungen der Jugend in ihm ausgelöscht. Doch glimmte noch ein Fünklein unter der todten Asche, das durch die Erinnerung schnell zu einer kurzen Flamme angefacht wurde; aber die augenblickliche Wärme machte ihm nur seinen verlornen Zustand fühlbar, ohne ihn zur Reue zu bringen. Noch einmal betrat sein Fuß jene Berge, welche die felsigen Schutzwehren seines Heimathlandes bildeten; aber er kam als der Diener eines ungläubigen feindseligen Sultans, dessen Befehlen, wie sehr sie auch seinem Gefühl widerstreben mochten, er Gehorsam geschworen hatte. Als er jedoch die wilden Pfade hinanstieg, welche er in den glücklichen unbewölkten Tagen der Kindheit zu erklimmen pflegte; als er die zerfallene elterliche Hütte erblickte, auf deren durchbrochenem Dache üppiges Gras wankte, von deren bretterlosen Seitenwänden der Epheu in losen Guirlanden herabhing, wo ausser dem Flüstern der Gebirgslüfte kein Ton sein Ohr erreichte: da behauptete die Natur ihre Rechte; die Erinnerung an die entschwundenen Jahre tauchte in seiner Seele auf, er rief mit den Worten des persischen Dichters: „Die Freunde meiner Jugend, wo sind sie?" und das traurige Echo von den gegenüberstehenden Felsen erwiederte: „wo sind sie?" Der abtrünnige Pascha wandte sich ab und weinte.

Mancher von seinen Soldaten staunte über die Bewegung ihres großen Feldherrn; aber keiner dachte daran, daß der stolze Führer in dieser niedrigen Gebirgshütte seine ersten Lebenstage zugebracht. Unter dem ganzen

mächtigen Heere war nur Einer, der die Ursache von Amuraths Bewegung kannte, und das war sein kaiserlicher Oberherr. Der unglückliche Renegat (Abtrünnige) gewahrte den kalten verächtlichen Blick seines stolzen Auges, und unterdrückte eilig seine Thränen; denn er wußte, daß Mitgefühl dem steinernen Herzen seines kaiserlichen Herrn eine fremde Sache sey. Von diesem Tage an war Amuraths Herz von Vorwürfen zerrissen. Weltliche Größe hatte keinen Reiz mehr für ihn, und die Gunst des Sultans konnte seinem Innern keine Ruhe gewähren. Seine Seele sehnte sich nach seinem Zwillingsbruder; er verlangte nach dem Anblicke, nach dem Segen seiner Mutter, deren Grab schon manches Jahr gegrünt hatte. Der Anblick seines zerfallenen Vaterhauses hatte die Empfindungen der Kindheit in ihm wieder aufgeweckt, und seine Brust mit schmerzenden Stacheln erfüllt. Seine Mutter und Demetrius, wohin sind sie wohl geflohen? Liebten sie ihn immer noch, weinten und beteten sie noch für ihn? Oder sind sie im Grabe, unbekannt mit seinen Verbrechen und seinem Abfall? Mit solchen Fragen peinigte er sich selbst. Bitter bereute er seine unüberlegte Wahl, und verfluchte den Tag, an welchem er das friedliche Leben eines Hirten gegen den schuldbefleckten und beschwerlichen Stand eines ungläubigen Kriegers eingetauscht hatte.

Viele beneideten diesen Günstling des Glücks, wie er im Heere häufig genannt wurde. Aber wenn selbst der geringste gemeine Soldat den Krebs hätte sehen können, der an Amuraths Herzen nagte, so würde er sicherlich seine niedrige Stellung dem glänzenden Elend desselben vorgezogen haben. Der Unglückliche durfte es nicht einmal wagen, den Kummer, der sein Gemüth

verfinsterte, blicken zu lassen. Zum ersten Male merkte er jetzt, daß er ein Sklave sey, freilich ein vergoldeter, aber deßwegen nicht weniger gebunden, weil seine Ketten von Gold waren. Er verbarg sorgfältig sein Mißbehagen; aber sein kaiserlicher Herr wurde es dennoch gewahr und errieth auch die Ursache. Von der Zeit an bewachte er ihn mit einem sorgfältigen und argwöhnischen Auge.

Sultan Mahomed und seine zahlreiche Armee lagerten sich endlich vor Scodra, dessen feste Lage und schönen Bau der Belagerer mit folgender Aeusserung betrachtete: „O was für einen schönen und stattlichen Platz hat sich der Adler ausersehen, um sein Nest zu bauen und seine Jungen darin zu bergen!“ Alsbald gab er auch seiner Artillerie den Befehl, die felsgeschützten Mauern niederzuschießen; aber die Stärke der Festung spottete der Geschicklichkeit Mahomeds und seiner Schanzgräber. Ein Tag um den andern, und eine Woche um die andere gingen dahin, und die Blüthe der türkischen Armee wurde vor den Wällen der Christen aufgeopfert, bis endlich das Geschütz eine Bresche eröffnete, und Amurath von dem Sultan den Befehl erhielt, mit einem auserlesenen Korps von Janitschaaren durch dieselbe in die Stadt einzudringen. Amurath wagte es nicht, diesen schwierigen Auftrag abzulehnen, obgleich dieß bereits von zweien der erfahrensten Generäle des Sultans, die ihn für unausführbar hielten, geschehen war. Ja, diese hatten sogar die Kühnheit gehabt, dem Kaiser gerade heraus zu sagen, daß es ein tolles Unternehmen seyn würde, und hatten sich darauf verlassen, daß die Armee, bei der sie in großer Gunst standen, sie gegen den Zorn ihres Gebieters in Schutz nehmen werde. Amurath hatte einen stolzen emporstrebenden Charakter;

und derselbe Ehrgeiz, der ihn einst aus seinen heimathlichen Bergen herauslockte, machte ihn auch jetzt willig, die Erstürmung eines Platzes zu unternehmen, der bisher als uneinnehmbar betrachtet worden war. Als er jedoch seine auserlesene Schaar den steilen Abhang hinaufführte, um die Stadt anzugreifen, empfand er bittere und peinliche Gewissensbisse bei dem Gedanken, daß er im Begriffe sey, eine christliche Stadt zu erobern, und zwar eines von den stärksten Bollwerken seines eigenen unglücklichen Vaterlandes; und für einen Augenblick bereute er seinen Schritt. Aber dann gedachte er wieder an den Zorn seines ungläubigen Gebieters, und entschlossen stählte er sein Herz, um dessen Befehle auszuführen. Amurath war ein Kriegsmann von Jugend auf gewesen, und als er das dumpfe Wirbeln der Trommeln und den hellen Klang der Trompeten erschallen hörte, dachte er nicht mehr an die Gemüthskämpfe, die er so eben empfunden hatte, und leitete den Angriff mit glühendem und ungeduldigem Eifer. Selbst Amuraths kriegerischer Gebieter war erstaunt über den kühnen Muth, den er dabei bewies; denn trotz des ritterlichen Widerstandes der Belagerten pflanzte der Arm des Renegaten das türkische Panier auf der durchbrochenen Mauer auf, und vor seinem geschwungenen Säbel wich Alles zurück. Die Bewohner von Scodra sahen sich bereits ohne Rettung verloren, als plötzlich ein christlicher Krieger sich unerschrocken einen Weg durch die Schaar der Ungläubigen bahnte, die türkische Fahne ergriff und in den Graben hinabwarf, indem er zugleich seine Glaubensgenossen laut aufforderte, ihm zu folgen und die Eroberer in ihr Lager zurückzutreiben. Amurath, der die Stadt bereits als gewonnen betrachtete, griff den Kämpfer des

Kreuzes mit der äußersten Wuth an; die beiden Streiter waren einander an Größe und Stärke ganz gewachsen, und der Ausgang blieb einige Minuten unentschieden, bis ein schrecklicher Hieb von Amuraths Säbel den christlichen Ritter auf die Kniee brachte; aber er erholte sich wieder, und erneuerte den Kampf mit einem Muthe, der der Schmerzen zu spotten schien, ob er gleich geschwächt war, und aus allen Wunden blutete. Amurath ersah seinen Vortheil, benützte ihn, und der Vaterlandsheld sank endlich zusammen. Sein Fall zerbrach die Bande seines Visirs und entdeckte dem stolzen Feinde, als dieser eben den Streich wiederholen wollte, seine milden bleichen Gesichtszüge. Die aufgehobene Waffe entsank den Händen des erschrockenen Renegaten, und mit einem Tone tödtlicher Verzweiflung sprach er den Namen „Demetrius" aus. Der Ton dieser geliebten Stimme schien die sinkenden Lebensgeister des sterbenden Christen wieder aufzuwecken; er schlug seine Augen auf; er sah und erkannte seinen unglücklichen Bruder, und ließ mit sterbender Stimme folgende Worte vernehmen: „Konstantin! mein unglückseliger Bruder Konstantin! möge Gott, Dein Vaterland Dir vergeben, wie ich Dir vergebe!" Dann richtete er noch einen Blick voll Mitleid und Liebe auf seinen armen erschütterten Bruder, und verschied ohne Seufzer. Der Renegat stand bewegungslos, und starrte den leblosen Leichnam vor ihm mit todeskalten Blicken an, bis seine Schaar ein lautes Triumphgeschrei erhob, und über den Leichnam des Demetrius hinweg in die Stadt eindringen wollte. In diesem Augenblicke schien er sich seiner traurigen Lage bewußt zu werden, denn er trieb die Janitschaaren zurück, und diese sahen

erstaunt und erschrocken einander an, ungewiß, was nun zu thun sey. Während sie so unentschlossen da standen, erhielten die Christen durch frische Mannschaft neue Verstärkung, und trieben sie unter großem Gemetzel über die Mauer zurück; sie flohen und rissen auf der Flucht auch ihren unglücklichen Führer mit sich fort. Der Sultan, der von einem erhabenen Punkte aus den Sieg der Seinen beobachtet hatte, erblickte nun auch mit Staunen und Unwillen die Niederlage derselben, und verhörte die Flüchtigen mit stolzer Strenge über die Ursache dieses unerwarteten Mißlingens. Tausend Stimmen warfen alle Schuld auf Amurath; er aber machte keinen Versuch, sich zu rechtfertigen, sondern erwartete sein Schicksal stillschweigend. „Sklave!“ rief der erboste Sultan, „warum liessest Du den Vortheil wieder aus der Hand, den Du bereits auf jenen Wällen gewonnen hattest? Schon war ich entschlossen, Dich fürstlich dafür zu belohnen: meine Schwester hatte ich Dir sogar zum Weibe bestimmt; und wenn Dir das zu wenig gewesen wäre, — Alles, was Du hättest von mir verlangen mögen, das sollte Dir gewährt worden seyn. Sprich, war es das Gold der Nazarener, oder war es Feigheit, was Dich zur Flucht bewogen hat?“ „Keins von beiden,“ erwiederte Amurath mit düsterm Blicke. Ich floh von einem ermordeten Bruder; erschlagen habe ich ihn, aber den Leichnam des Helden mit Füßen zu treten, war mir nicht möglich! Tyrann! ich habe Dir nur zu gut gedient; es ist eines Bruders Blut, womit meine Hände befleckt sind; und ein solcher Bruder,“ — hier erstickte Schluchzen seine Worte, und er wandte sich weg, um seine Bewegung zu verbergen. Der Sultan, der alle männlichen Glieder sei-

ner Familie bis zu dem lächelnden Säugling in der Wiege ermordet hatte, konnte die Empfindungen des abtrünnigen Pascha nicht theilen, und sagte in strengem Tone: „Wer mir dienen will, darf keine Anhänglichkeit an seine Brüder haben, keine Bande des Blutes heilig halten, darf nicht zögern, den Halbmond über die Asche seines Vaterhauses aufzupflanzen."

Er gab hierauf den stummen Sklaven, welche bereits den Strick in Bereitschaft hielten, einen Wink, Amurath zu erdrosseln. Der unglückliche Pascha leistete keinen Widerstand; er beugte seinen Nacken unter ihre Hände, und während sie ihm den Strick um den Hals machten, rief er aus: „O Demetrius! Demetrius! wäre ich wie Du mit meiner niedrigen Lage zufrieden gewesen, so würde ich nie meinen Glauben verlassen, und einen ungläubigen Sultan in seine ungerechten Kriege begleitet haben, und Dein Blut wäre nicht von meiner Hand vergossen worden, das wie Abels Blut gegen mich um Rache schreit. O Demetrius! wäre mein Ehrgeiz nicht gewesen, so hätte ich in Ehren leben, und in der Vertheidigung meines Vaterlandes sterben können, wie Du!" Hier erstickte der zusammengezogene Strick seine jammernde Klage, und der arme Konstantin hörte auf zu athmen. Seinem Leichname wurde die Ehre des Begräbnisses verweigert; die übermüthigen Muselmänner warfen ihn mit Verachtung vor das Lager hinaus. Demetrius aber wurde von den Bürgern von Scodra innerhalb der Mauern, die er so kräftig vertheidigt hatte, auf's Ehrenvollste bestattet; seine Glaubensgenossen segneten sein Gedächtniß und folgten dem Edlen, der an diesem Tage die Stadt gerettet hatte, mit Thränen zu seinem letzten Ruheplatze.

Ein weiterer Beweis, wie wenig ein scheinbares Glück Stand halte, und wohin es führe, wenn der Mensch so tief sinkt, daß er sogar das edelste Kleinod, seinen christlichen Glauben, verläugnet.

(Carlsruher Sonnt. Bl.)

9.

So tief kann der Mensch sinken.

Traulich saß an einem Winterabend, eine Gesellschaft Freunde um einen knisternden Windofen, und verkürzte sich die Zeit mit mancherlei Gesprächen. Da fiel unter Anderm die Unterredung auf eingetroffene Prophezeihungen und andere Wunderdinge. Bei dieser Gelegenheit erzählte ein österreichischer Husaren-Offizier, der unter dem Prinzen von Koburg im Jahre 1788 einen Feldzug mitgemacht hatte, folgende Geschichte, die sich mit ihm selbst zugetragen hatte.

Im Frühjahre 1788 marschirte ich mit Rekruten von Miklos=Var in Siebenbürgen zu meinem Regimente, welches damals gerade in der Gegend von Orsowa stand. In einem Dorfe nahe bei dem Heere, hielt sich eine Zigeunerin auf, die Markedenterei trieb, und sich zugleich durch Wahrsagen (eine Sünde, die wider das erste Gebot Gottes streitet) Geld zu verdienen suchte. Meine Rekruten ließen sich ihr Kriegsgeschick von ihr weissagen. Ich lachte über die Posse, hielt aber zum Scherze doch auch die Hand hin. „Der zwanzigste August,“ sprach

die Prophetin bedeutend . . . . Ich wollte mehr wissen; sie antwortete aber nichts, sondern wiederholte nur diese Worte; und da ich weiter zog, rief sie mir noch einmal im bedenklichen Tone nach: der zwanzigste August. Natürlich, daß ich wenigstens den Tag im Gedächtniß behielt.

Wir kamen zum Heere, und theilten dessen Beschwerden und Gefahren. Ich schweige davon und erwähne bloß, daß die Türken keinem Gefangenen Pardon gaben, und vielmehr von ihnen auf jeden Kopf ein Preis von einem Dukaten festgesetzt war. Janitscharen und Spahis-Reiter säumten auch nicht, den Preis zu verdienen, wo es nur Gelegenheit dazu gab. Besonders waren die österreichischen Vorposten schlimm daran; denn fast jede Nacht erschien eine überlegene Anzahl gegen die Einzelnen, um sich Köpfe zu holen, wobei man feindlicher Seits so geheim und schnell verfuhr, daß es selten mißlang, und das Lager bei Tagesanbruch zum Theil nur von Rümpfen bewacht war. Dieses bewog den Prinzen von Koburg, jede Nacht starke Cavalleriepikets auszustellen, welche dieses schützen sollten. Die Pikets (Feldwachen) bestanden aus 100 bis 200 Mann. Die türkischen Befehlshaber, unwillig, die Kopfabschneiderei ihrer Leute so vereitelt zu sehen, griffen nun selbst diese Pikets mit Ueberlegenheit an, da auch auf solche Art ein ansehnlicher Gewinn zu machen war. Daher wurde das Piketziehen eine Obliegenheit, vor welcher man immer erst seine kleine Rechnungen zu berichtigen pflegte.

So standen die Sachen im Monat August. Einige Hauptgefechte hatten auf die Stellung der Heere keinen Einfluß gehabt. Acht Tage vor dem zwanzigsten erschien die Zigeunerin, die ich seitdem oft mit Viktualien gesehen,

in meinem Zelte, und verlangte, ich sollte ihr auf den Fall, daß ich an dem erwähnten Tage bliebe, ein Vermächtniß aussetzen; käme ich aber gegen ihre Warnung mit dem Leben davon, so erboth sie sich, mir einen Korb Tokayer Wein zu liefern. Dieser Wein war schwer zu haben; die ganze Sache schien mir lächerlich; und so glaublich auch unter solchen Umständen ein baldiger Tod seyn könnte, so erwartete ich ihn doch nicht gerade an jenem Tage und ließ mich auf den Vertrag ein. Die Alte sollte meine 2 Pferde und 50 Dukaten erhalten, wenn ich fiele, sonst aber müßte sie den Tokayer bringen. — Ich überlegte damals nicht, daß ich eine doppelte Unbedachtsamkeit beging, da ich erstens zwei gute Pferde und fünfzig Dukaten an einen Korb voll Wein setzte, und zweytens einem Weibe, das ich nicht näher kannte, Veranlassung gab, meinen Tod zu wünschen und also vielleicht herbeizuführen.

Der zwanzigste August kam heran. Es war keine Aussicht zu einem Treffen da. Die Reihe aber, das Nachtpiket des rechten Flügels zu stellen, kam an unser Regiment. Doch ich für meinen Theil schien ganz sicher, da noch 2 Offiziere vor mir auf der Commandoliste standen. Es wurde Abend. Ich sah die Husaren sich nach und nach anschicken; da erschien der Chirurgus beim Regimentskommandanten, und meldete, der bestimmte Offizier sey plötzlich krank geworden; also war der folgende, mein Vordermann, ernannt. Er kleidete sich schnell an, und will zu seinen Leuten; aber sein sonst frommes Pferd bäumte sich unaufhörlich, der Reiter vermag nicht es zu beruhigen; er wird abgeworfen und bricht das Bein. Nun war's an mir, und ich muß gestehen, daß mir's doch nicht so ganz, wie gewöhnlich, zu Muthe war.

Ich rückte mit achtzig Mann aus: ein Rittmeister von einem andern Regimente stieß mit hundert und zwanzig Mann dazu, so, daß das Piket aus zweihundert Mann bestand. Wir hatten unsern Posten tausend Schritt von der Linie des rechten Flügels, und lehnten uns an einen mit hohem Schilfrohr bewachsenen Sumpf. Schildwachen wurden nicht ausgestellt; dagegen verließ die Mannschaft den Sattel nicht. „Der Säbel am Gefäßriemen, der Karabiner im Anschlag bis zu Tagesanbruch!“ so lautete die Ordre. Bis eine Viertelstunde vor Mitternacht war Alles ruhig; dann vernahmen wir ein schleichendes Getöse, bald darauf ein lautes „Allah!“ und eine Minute später lagen alle unsere Pferde des ersten Gliedes vor den Schüssen oder dem Anrennen einer Schaar von 600 bis 800 Türken über dem Haufen. Von unserer Karabinersalve und durch den tollkühnen Anfall waren eben so viel von den Türken gestürzt. Der Feind kannte genau das Lokal; wir wurden umringt, übermannt; man stach, schlug, schoß wild auf einander. Ich bekam acht Säbelhiebe von Freund und Feind, mein Pferd aber einen tödtlichen Schuß. Es sank auf mein rechtes Bein und drückte mich in den Sand. Das Feuer der Pistolen leuchtete gleich Blitzen zum Gräuel des Metzelns. Ich sah von der Erde hinauf. Unsere Leute wehrten sich ungemein; aber die mit Opium berauschten Türken waren übermächtig und mordeten fürchterlich. Bald stand keiner der Unsrigen mehr; die Ueberwinder bemächtigten sich der noch brauchbaren Pferde, plünderten erst Todte und Verwundete und nahmen ihnen dann die Köpfe, zu denen sie eigene Säcke mitgebracht hatten. Meine Lage war gewiß nicht beneidenswerth. Wir Szekler (ein in Siebenbürgen wohnender Volksstamm) verstehen meistens

Türkisch; ich vernahm daher die Aufmunterung zu eilen, ehe ein Hülfstrupp erschien, und keinen Kopf zurückzulassen, es müßten zweihundert seyn. Davon waren sie also genau unterrichtet; aber durch wen? Indem man nun über mich wegschreitet und Kugeln, Spieße und Glieder über mich wegfliegen, bekommt mein Pferd noch einen Schuß, der, weil noch nicht alles Leben weg war, eine convulsivische Bewegung bei dem Thiere veranlaßte. So erlangte ich Luft, um mein Bein wegzuziehen, und ich ergriff den Gedanken, mich wo möglich in den Rohr-Sumpf zu flüchten. Ich hatte bemerkt, daß es noch Einige der Unsrigen versuchten, aber von den Feinden erhascht wurden. Das Schießen nahm indessen ab; folglich gab mir die Dunkelheit Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. Nur zwanzig Schritte hatte ich zu machen; erreichte ich aber den Morast, so war das Versinken noch immer viel wahrscheinlicher, als meine Rettung. Gleichwohl sprang ich, ohne mich einen Augenblick zu bedenken, über Pferde und Menschen weg, und rannte mehrere Türken nieder; man griff, man hieb nach mir; aber Schnelligkeit und mein gutes Gestirn ließen mich den Morast erreichen.

Anfänglich sank ich nur bis an das Knie ein, dann tiefer; arbeitete mich aber doch wohl hundert Schritte im hohen Schilfe fort, bis ich vor Ermattung stecken blieb. Ich hörte eine türkische Stimme, es sei ein Gauer entsprungen, man solle ihm nach. Andere erwiederten, es gehe nicht durch den Sumpf! — Das ist das Letzte, dessen ich mich erinnere; bald darauf muß mir der Blutverlust eine starke Ohnmacht von mehreren Stunden zugezogen haben, denn als meine Besinnung wiederkehrte, stand die Sonne schon am hohen Himmel. Der zwanzigste August war mein erster Gedanke, als ich mich

bis an die Hüfte versunken fand, und unter sichtbarem Haarsträuben die Bilder der vergangenen Nacht meiner Seele vorschwebten. Jetzt zählte ich meine Wunden, es waren acht, doch keine von Bedeutung: lauter Hiebe von Seitengewehre über Arme, Brust und Rücken. Ich trug einen dicken Pelz, weil die Sommernächte in dieser Gegend sehr kalt sind und dieser Umstand hatte mich wunderbar geschützt. Nur war ich vom Blutverluste sehr ermattet. Ich lauschte und hörte nichts. Die Türken waren längst fort. Vom Wahlplatz tönte nur das Stöhnen schwer verwundeter Pferde; die Menschen schwiegen wohl.

Ich versuchte nun, mich heraus zu arbeiten. Nach stundenlanger Anstrengung gelang mir es. Die Spur, wo ich hergekommen, war sichtbar; ich folgte ihr. Mir Einsamen, bangte vor dem Anblick ausserhalb des Rohrs. Ich trat heraus; meine Blicke fielen auf die Gräuelscene; aber wer malt mein Entsetzen, als ich mich plötzlich von der Seite am Arm gepackt fühlte.

Ich erblickte einen Arnauten, *) der herbeigeschlichen seán mochte, um noch irgend etwas zu erbeuten, einen sechs Fuß hohen gräßlichen Kerl. O, getäuschte Hoffnung des Lebens! — Ich redete ihn türkisch an: „Nimm meine Uhr, mein Geld, meine Uniform, nur raube mir nicht das Leben.“ Er erwiederte: „Das ist ohnehin mein, und dein Kopf auch.“ Und hiemit lösete er mir das Band auf, wovon die Husarenmütze unter dem Kinn gehalten wird, dann die Halsbinde, um mir kaltblütig den Kopf abzuschneiden. Ich hatte keine Waffen; an Gegenwehr war nicht zu denken; er hätte ja gleich sein

*) So nennt man die kriegerischen Bewohner von Albanien, einer türkischen Provinz.

breites Messer gezückt, und es mir sicher bei der ersten widerspenstigen Bewegung in die Brust gestossen. Flehend faßte ich ihn um den Leib, während er mit der Entblößung meines Halses beschäftigt war: „Habe Barmherzigkeit, ich bin von reicher Familie, nimm mich gefangen! Du sollst ein hohes Lösegeld bekommen.“ — „Das ist zu weitläufig,“ erwiederte er, „halt nur still, daß ich schneiden kann, und Alles ist schnell vorüber.“ Schon zog er die Nadel aus meinem Hemdkragen. Ich hatte ihn bittend umschlungen. Er im Vortheil der Leibesstärke und der Bewaffnung, hinderte es nicht. Indem er jene Nadel auszog, fühlte ich etwas Hartes an seinem Gürtel; es war ein eiserner Hammer. Schon sagte er zum zweiten Male: „Nun halt still!“ und schon glaubte ich, dieß seyen meine letzt gehörten Worte auf dieser Welt, als die Todesangst mir eingab, ihm den Hammer aus dem Gürtel zu reißen. Er versah sich dessen nicht, hatte mit der einen Hand meinen Kopf, mit der andern das Messer gefaßt; durch eine heftige Bewegung kam ich einen Augenblick los; diesen benützte ich, ihm den Hammer aus Leibeskräften in's Gesicht zu schlagen. Der Hammer war schwer, und ich traf ihn so gut, daß er taumelte; die kostbare Zeit rief schnell zum zweiten Schlage; der Mensch sank, das Messer entfiel seinen Händen.

Ich eilte nunmehr unsern Vorposten zu, deren Waffen im Sonnenglanze blitzten, und gelangte in's Lager. Man wich mir, wie einem Gespenste, aus. Noch denselben Tag wurde ich von einem hitzigen Fieber befallen, und in das Feldhospital gebracht.

Nach sechs Wochen hatten mich die Aerzte und meine gute Natur von Krankheiten und Wunden befreit,

und der Beruf führte mich wieder zum Heere. Bei meiner Ankunft brachte die Zigeunerin ehrlich den bedungenen Tokayer, und ich erfuhr von Andern, daß während der Zeit merkwürdige Prophezeihungen von ihr eingetroffen, und sie dadurch zu mehreren bedeutenden Erbschaften gelangt sey. Dieß schien mir höchst sonderbar, zumal, da ich der Erfüllung der meinigen sehr nahe gewesen war.

Nachher kamen aber zwei Ueberläufer von den Türken zu unserem Heere, servische Christen, die beim Troß der Feinde angestellt und aus Furcht vor einer verwirkten Strafe entflohen waren. Als diese die ägyptische Wahrsagerin sahen, sagten sie, sie komme oft zur Nachtzeit in's türkische Lager, um von den Oesterreichern Kundschaft zu bringen.

Eine solche Aussage befremdete nicht wenig, da das Weib sich oft als Kundschafterin gegen die Türken hatte brauchen lassen, und man die Gewandtheit bewundert hatte, womit sie die gefährlichste Sache ausführte. Die Ueberläufer versicherten aber, zugegen gewesen zu seyn, wenn sie unsere Stellungen beschrieben, unser Vorhaben entdeckt und die Türken zu mehreren wirklich erfolgten Angriffen angefeuert habe. Sie habe, sagten sie, eine türkische Chiffre (Geheimschrift), welche ihr als Paß diene.

Diese Chiffre wurde wirklich bei ihr gefunden, und nun wurde das treulose Weib ohne weiters als Kundschafterin zum Strange verurtheilt.

Vor der Vollstreckung dieser Strafe befragte ich sie noch über die mich betreffende Prophezeihung. Sie gestand: bei der doppelten Kundschafterei, die sie des doppelten Gewinnes halber getrieben, habe sie Vieles, was

vorgehen würde, erfahren, und zwar um so leichter, da sie unter denen, die sich von ihr weissagen ließen, sehr viele gute und vertraute Freunde gehabt habe; auch sey sie durch den Zufall nicht wenig begünstigt worden. Bei mir habe sie sich recht sehr in Ansehen setzen wollen, und habe deßwegen einen sehr langen Termin auf Gerathwohl genannt. Beim Herannahen des zwanzigsten Augusts seyen die Feinde von ihr angereizt worden, in der Nacht dieses Tages auf den Posten unsers Regiments einen Angriff zu machen.

Bei ihrem Verkehr mit Officieren habe sie erfahren, daß zwei in der Reihe vor mir ständen, und daher dem ersten verfälschten Wein verkauft, der ihn krank machte, dem zweiten aber, als er wegreiten wollte, mit Zudringlichkeit etwas zum Verkauf angeboten, und dabei dem Pferde ein Stück brennenden Schwamm hoch in das Nasenloch hinaufgeschoben.

So weit die Erzählung des Offiziers. Man sieht, daß sein unbesonnener Vertrag mit einem Weibe, das er nicht kannte, und mit dem er sich nie hätte einlassen sollen, dem einen seiner Mitoffiziere die Gesundheit, dem andern sein gesundes Bein, und zweihundert andern wackern Kriegern das Leben kostete, und daß er selbst nahe daran war, seine Unbedachtsamkeit mit dem Kopfe zu bezahlen.

(Lesefr.)

10.

Die Macht des Gewissens.

Zu Herzogenbusch pflegte man im vorigen Jahrhunderte (wie auch in den andern niederländischen Städten und Festungen) der Besatzung, wenn sie ihre sogenannten großen Exercitien abgehalten hatte, einige Freiabende einzuräumen, an welchen sie sich durch Spielen, Singen und Zechen von den Beschwerden des Dienstes erholen durfte. Die Absicht war gut, aber der Erfolg war es nicht immer; das lebhafte Blut der Krieger verwandelte nicht selten jene Stunden der Freude in Auftritte, die nur allzu ernstlich für den Einzelnen wurden. Denn fast nie verging ein solcher Abend ohne Händel und blutige Raufereien. Nach einem solchen Abende, wo, wie gewöhnlich, gestritten und geschlagen worden war, fand man in der Mitternachtsstunde, unweit von einem Gasthause, einen Grenadier in seinem Blute schwimmend; eine tödtliche Wunde am Hinterhaupte hatte ihn hingestreckt und bereits entseelt; über ihm lag einer seiner Mitkameraden, mit welchem er schon eine geraume Zeit in Unfrieden gelebt hatte, mit wilden Gesichtszügen, gezogenem Säbel, und des Weines so voll, daß er auf dem Leichnam des Ermordeten so sanft, wie in seinem Bette, schlief. — Alles verrieth, daß er der Mörder sey; man hob ihn auf und brachte ihn, gleichfalls einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden, in Arrest, wo er

nach einigen Stunden zu sich kam, und nicht wenig erstaunte, als er sich im Gefängnisse erblickte. Er erschrack noch mehr, als er vernahm, was er begangen hätte; er wagte es aber nicht, auch nur mit einem Worte die That zu läugnen; auch nicht einmal auf einen Zufall, oder auf eine abgedrungene Nothwehr, suchte er sie zu schieben. Sein Geständniß lautete vielmehr also:

„Er müsse leider bekennen, daß er in der Trunkenheit abermals mit seinem Kameraden sich überworfen hätte; auch erinnere er sich, daß dieser ebenfalls berauscht vor ihm aufgestanden und weggegangen sey; wüthend, mit dem festen Entschlusse, ihn zu ermorden, sey er ihm gefolgt; wie er aber vor die Hausthüre gekommen, sey er von der frischen Luft dergestalt angeweht worden, daß er von diesem Augenblicke an keine Sylbe von sich wisse, doch, was er leider gethan, wozu ihn die Rachsucht und die Trunkenheit verleitet, das sähe er jetzt nur allzu deutlich; er bäte um nichts, als um eine etwas gnädigere Strafe, weil doch seine Trunkenheit einen Theil seiner Schuld trüge." —

Alles, was seine Richter thun konnten, war, die Strafe des Rades in Erschießung zu verwandeln. Der Soldat dankte ihnen für diese Gnade und bereitete sich zu seinem Ende vor, so gut er konnte. An dem anberaumten Tage wurde er hinausgeführt und in den Kreis gebracht; von dem Priester eingesegnet, kniete er bereits nieder; man verband ihm nach gewöhnlicher Weise die Augen; die sechs Mann, die auf ihn feuern sollten, standen schon zum Abdrücken bereit; schon griff der Offizier, der das tödtliche Zeichen geben sollte, nach dem weißen Schnupftuche, als ein Soldat, der im ersten Gliede jener sechs Beorderten stand, plötzlich sein

Gewehr hinwarf, seinen Nachbarn zur Rechten und Linken gleichfalls die Schießgewehre aus den Händen schlug, und laut ausrief: „Ich halte es nicht länger aus; ich — ich bin der Mörder; dieser ist unschuldig!“

Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Gegenwärtigen; keiner, und am wenigsten der Verurtheilte, konnte diese Selbstanklage begreifen. Alles war ja eingestanden, Alles so klar und deutlich. Allein jener Grenadier bestand fest auf seiner Behauptung; er versicherte, daß bei dem Verhöre sich Alles aufklären würde; man schob daher sogleich die Vollstreckung des Todesurtheils auf, und führte beide Soldaten in das Gefängniß zurück. Und wirklich, die Aussage des Grenadiers hob allen Zweifel, daß er der Mörder, der Verurtheilte aber gänzlich schuldlos sey. —

„Er sey, gestand er, nicht nur Mörder, sondern sogar nüchterner Mörder gewesen, der nach dem kältesten Plane gehandelt hätte, schon seit zwölf Jahren sey er insgeheim des Erschlagenen Todfeind gewesen, und hätte ihm oft den Tod geschworen, nur über die Mittel ihn zu tödten, sey er mit sich nicht einig geworden; ihn geradezu und in offenem Streite anzugreifen, dazu hätte er sich zu schwach und muthlos gefühlt; an Gelegenheit aber, unbemerkt ihm beizukommen, hätte es ihm die Zeit her immer gefehlt. — Endlich sey ihm der Gedanke gekommen, seinen Todfeind bei dem letzten Trinkgelage mit einem Andern in Zank und Streit zu verwickeln, und so den Verdacht des Mordes auf einen Unschuldigen zu wälzen; dieses wäre ihm auch gelungen. Durch ihn aufgereizt, hätte der Verurtheilte mit seinem Feinde einen Zank begonnen, den er immer mehr angefacht; wie nun die Erbitterung zwischen ihnen auf das

Höchste gestiegen, wäre er fortgegangen, und hätte draußen den weitern Gang des Streites abwarten wollen; bald darauf sey sein Feind, betrunken, an ihm vorbei gewankt; von Niemanden bemerkt, hätte er nun den tödtlichen Streich auf ihn geführt; kaum sey er ohne Laut und Schrei zu Boden gesunken, so wäre der Zweite, ebenfalls durch den Rausch alles Bewußtseyns ledig, nachgetaumelt, und sey strauchelnd über den Leichnam gefallen und auf ihm liegend geblieben; das Uebrige wäre Allen bekannt. Er selbst hätte der Sache ihren ordentlichen Lauf nehmen lassen; daß ein Unschuldiger statt seiner gerichtet werden sollte, hätte ihn wohl erschüttert, allein nie zum Geständniß gebracht; doch, daß er selbst dazu befehligt worden, denjenigen zu tödten, den er in das Unglück gestürzt, und der sich selbst für schuldig gehalten, dieß hätte ihn zu stark angegriffen; sein Gewissen sey erwacht, und er begehre seine Strafe." Er erlitt auch dieselbe durch das Rad.

Manuscript von O. L.

11.

Weltverachtung.

Karl Albert, Graf von Lodron, wurde von dem Churfürsten von Bayern, nachmaligem Kaiser von Deutschland, Carl VII., in die Zahl seiner Pagen aufgenommen. Hier am Hofe, in Pracht und Ueberfluß lebend, hing sich sein Herz bald an die Freuden der Welt; er stand bei dem Churfürsten sehr in Gnaden, und eine

glänzende, jeglichen Ruhm und Erdenlust versprechende, Laufbahn schien dem jungen, talentvollen Mann geöffnet.

Gott aber hatte ihn zu andern Dingen berufen; Albert hatte als Page in München, wie in Nymphenburg, öfters Gelegenheit, die Väter Capuziner zu sehen; sie gefielen ihm wenig; sowohl der rauhe Habit und die Blöße der Füße, als auch die übrige Lebensweise derselben hatten für ihn immer etwas Zurückstoßendes. Als er einmal zu Nymphenburg an einem heißen Sommertage zwei dieser Capuziner gehen sah, sprach er zu einem andern Pagen: „Wie muß doch diesen Capuzinern in ihrer schweren Kleidung seyn, da ich in meinem leichten Kleide mit Schweiß bedeckt bin?“

Ein andersmal ging er zu München um Mitternacht an dem Kloster der Capuziner vorüber; er hörte sie die Matutin singen. „Welch ein trauriges Leben ist dieß, rief er aus, aus dem besten Schlafe zu diesem eintönigen Gesange aufstehen zu müssen!“

Und dennoch wurde er ein Mitglied dieser Capuziner, auf die er mit so geringschätzendem Mitleide herabsah. Die Intriguen und Cabalen der Hofleute verleideten nämlich dem jungen Albert bald das Hofleben; gegen die Gefahren und die Versuchungen, die seine Jugend und Unschuld bedrohten, erhob sich warnend und bittend die Stimme des Gewissens und rieth zur Flucht — der Ruf der göttlichen Gnade ertönte. — Albert gewann plötzlich andere Ansichten; er liebte jetzt, was er früher verabscheute, und verachtete jetzt, was er vorher hoch geschätzt hatte. Die Hoheit und Lust dieser Erde hatte bald keinen Werth mehr in seinen Augen; voll Sehnsucht nach einem Leben, wo er, von der Welt unange-

fochten, Gott allein dienen könnte, bat er um Aufnahme in den Orden der Capuziner.

Eine Prüfung eigner Art stand ihm noch bevor; an demselben Tage, an welchem er die Aufnahme als Noviz von dem Provinzial erhielt, übersandte ihm der Churfürst den Kammerherrnschlüssel, als ein besonderes Zeichen seiner Gnade und Huld; allein Albert wankte nicht in seinem Entschlusse; er legte den Kammerherrnschlüssel dem Churfürsten mit ehrfurchtsvollstem Danke zu Füßen und bat um Erlaubniß, in den Orden der Capuziner treten zu dürfen. —

Der Churfürst, wie der ganze Hof, erstaunte: alles wurde versucht, des jungen Alberts Entschluß zu erschüttern und ihm die vermeintliche Thorheit vorzustellen, womit er, ein Jüngling, mit Kraft und Schönheit geschmückt, durch Reichthum und Kenntnisse ausgezeichnet, durch die Gunst des Churfürsten beglückt, die Welt verlassen und sich in einen fast verachteten Orden begeben wolle. — Allein keine Vorstellung, keine Bitte konnte Albert zurückhalten; den 10. Oktober 1733 bekleidete er sich wirklich mit dem Ordenshabit. Die keineswegs leichten Prüfungen des Noviziates ertrug er standhaft, da er mit keiner andern Absicht in den Orden getreten war, als sein Heil zu wirken und nach dem Himmelreiche zu streben; man gab ihm den Namen Servus Dei, und er verdiente ihn auch; denn er war, was dieser Name aussprach, — ein wahrer Diener Gottes, ein Beispiel der Eingezogenheit, Enthaltsamkeit, Andacht, Demuth, des Gehorsames und aller Tugenden, so daß sich selbst ergraute Ordensväter an ihm erbauten.

Servus Dei verlangte nach dem Herrn und der Herr erhörte sein Gebet. Bald nach Erlangung der

priesterlichen Würde starb er, noch jung, doch für den Himmel reif, zu Straubing den 3ten Juli 1736. —

Servus Dei Leben und Selbstverläugnung erinnert auch an den Pater Johannes von Este, der demselben Orden angehörte, und als Guardian zu Castro nuovo, einem von ihm selbst erbauten Klösterlein, starb. So hieß nämlich im Orden Alphonsus III., regierender Herzog von Modena und Ferrara, einer der reichsten Fürsten Italiens. Kaum zwei und dreißig Jahre alt, hatte er das Unglück, durch den Tod seine Gemahlin, welche ihn zum Vater von sechs Kindern gemacht, zu verlieren. Sechs Jahre blieb er Wittwer und beschäftigte sich einzig mit der Erziehung seiner Kinder. Als sein ältester Sohn Franz zur Regierung volljährig geworden war, legte Alphonsus die herzogliche Würde nieder, und trat zu Meran den 8. September 1692 in den Orden der Capuziner. Er, der zuvor gewohnt war, zu befehlen, zeichnete sich von jetzt an durch den demüthigsten Gehorsam aus; er, welcher sonst an den üppigsten Tafeln speisete, war jetzt gern mit der magern Kost zufrieden, welche ihm der Orden reichte, mit Gebet und frommen Werken beschäftigt, entschlief er gottselig in dem Herrn. —

Manuscript von D. L.

12.

Die Vergeltung.

Zu Pannhausen, einem herrschaftlichen Gute, lebte vor mehr als zwanzig Jahren, Willibald Horn — neben einem Gütlein, das er eigenthümlich besaß, hatte ihm der Gutsherr voll Zutrauen die Verwaltung seiner Renten übertragen, und Willibald rechtfertigte die gute Meinung seines Herrn durch Treue, Fleiß und unbestechliche Rechtschaffenheit; der Nutzen seines Herrn ging ihm über den seinigen, und bald mehrten sich die Erträgnisse des herabgekommenen Gutes durch Willibalds Thätigkeit und ausgezeichnete ökonomische Kenntnisse, worin er in der ganzen Umgebung seines Gleichen suchte. Er war Wittwer und wirthschaftete mit einem Sohne und einer Tochter still und gottesfürchtig fort.

Willibald — als guter Hausvater der letzte zu Bette, wollte sich eben an einem stürmischen Abende nach seinem Nachtgebete zu Ruhe legen, als es mehrmals rasch und ängstlich an seinem Fensterladen klopfte, und eine schwache weibliche Stimme um Einlaß bat. — Willibald öffnete, ein Unglück ahnend, die Thüre, beschwichtigte die bellenden Hunde und sah bei dem Scheine seiner Laterne einen alten Mann, der von einem jungen Mädchen geführt, bleich und erschöpft an den Zaun sich lehnte, welcher Willibalds Garten umschloß.

„Um Gotteswillen, zürnet nicht!" bat das Mädchen, „daß wir Euch so spät noch in Euerer Ruhe stören; wir sind auf der Reise und haben uns vergangen; meinem Vater ist übel geworden; er ist ganz erschöpft; wollet Ihr nicht die Güte haben, uns das Gasthaus zu zeigen?"

Willibald betrachtete die späten Gäste etwas schärfer: Vater, wie Tochter, waren ärmlich, aber reinlich gekleidet und ihre Gesichtszüge schienen höhern Stand zu verrathen; beiden waren deutlich Erschöpfung und Kummer anzusehen. Willibalds Herz empfand Mitleid; einige geschickt gestellte und mit Aufrichtigkeit beantwortete Fragen überzeugten ihn, daß er keine Landstreicher, sondern wahrhaft Bedürftige vor sich habe. —

„In dem Wirthshause werdet Ihr wohl schwerlich Unterkunft finden, da eben ein Transport Rekruten dort übernachtet," begann jetzt Willibald; „indessen will ich Euch gerne in meinem Hause ein Zimmer einräumen, wo gute Betten sind, und auch ein Süpplein, so gut, als es in der Nacht und in der Eile gekocht werden kann, soll Euch bereitet werden."

„Habt Dank für Euere Barmherzigkeit," sprach der Alte mit ernster Stimme; „in unserer traurigen Lage bleibt uns nichts anderes übrig, als Euer gütiges Anerbieten anzunehmen."

„Gott vergelte es Euch," rief das Mädchen gerührt und freudig; „Ihr wißt gar nicht, aus welcher Verlegenheit Ihr uns reißet."

Sie faßte jetzt mit der einen Hand ein Päcklein, das sie bei dem Anklopfen auf die Erde gesetzt hatte, mit der andern Hand half sie dem gänzlich ermüdeten Vater die Stufen hinauf. „Ei, das ist ein gutes Kind," sprach

beifällig Willibald vor sich hin, ging mit dem Lichte voran und führte sie in das Wohnzimmer, wo er seine Gäste zum Niedersitzen einlud und sogleich Anstalten traf, sie mit einer kleinen Mahlzeit zu bewirthen. —

Martha, die alte Köchin, mußte aufstehen und kochen, während Anna, Willibalds Tochter, den Auftrag erhielt, das Schlafzimmer in Ordnung zu bringen. Martha wie Anna, waren sogleich bereit, den Verirrten zu helfen; Anna ließ sogar das Zimmer heitzen, und Martha that ihr Bestes, um eine gute Abendsuppe in der Eile aufzutischen. —

Vater und Tochter ließen es sich vortrefflich schmecken; sie mochten seit langer Zeit keine so erquickende Nahrung genossen haben; die Tochter legte mit der rührendsten, liebevollsten Zärtlichkeit dem Vater die besten Bissen des in der Eile aufgewärmten Bratens vor; als sie genossen, dankten sie beide nochmals Willibald für seine Güte.

Willibald führte jetzt den Alten in sein Schlafzimmer, während Anna zu der fremden Jungfrau freundlich sprach: „Ihr werdet heut nicht weit von mir in einem daranstossenden Kämmerlein schlafen.“

Willibald wünschte seinem Gaste gute Nacht, stellte das Licht auf den Tisch, und wollte sich entfernen. Der Fremde aber gab ihm dankend das Geleite mit dem Lichte bis zur Thüre. Als Willibald den letzten Gruß gebend, in das alternde, von den Strahlen der Lampe beleuchtete Antlitz des Gastes blickte, schien ihm dasselbe keineswegs unbekannt; eine alte, wiewohl nicht freudige Erinnerung stieg in ihm auf; er meinte gewiß den Mann schon einmal gesehen zu haben.

„Wenn er es doch wäre — das wäre freilich seltsam, recht seltsam,“ dachte er, sein Bett suchend, „aber ich wüßte dann, was ich versprochen hätte; morgen werde ich doch der Sache auf den Grund zu kommen suchen; wir wollen sehen.“ —

Des andern Tages wartete er mit dem Frühstücke, das er sonst sehr zeitig einzunehmen pflegte, bis seine Gäste herabkamen. Amalia — so hieß die Tochter des Fremden — war schon mit Anna erwacht und hatte sich auf den Zehen zu dem Zimmer des Vaters geschlichen, um nach ihm zu schauen; er schlief so gut. Sie war dann mit Anna in den Garten gegangen und ihr bei dem Sammeln der Spätbirnen behülflich gewesen. —

Bald kam auch der Fremde die Stiege hinab und bot seinem gütigen Wirthe, der eben aus der Scheune zurückkam, freundlich und dankend einen guten Morgen. „Habt Ihr gut geschlafen?“ fragte Willibald; „ich meine, Ihr seht heut viel besser aus, als gestern Abends.“ — Das kann auch nicht anders seyn,“ versicherte der Fremde; „Euere freundliche Bewirthung und Euere guten und reinlichen Betten thaten meinem alten erschöpften Körper zu wohl, als daß er sich nicht besser befinden sollte.“

„Ihr thut meiner Bewirthung und meinen Betten zu viel Ehre,“ meinte lächelnd Willibald; ich wünsche nur, daß Euch das Frühstück eben so gut schmecken möchte, als das Nachtessen.“ —

Amalia und Anna wurden aus dem Garten gerufen, und mit der innigsten Freude bemerkte die Erste, daß des Vaters Auge heller blickte und ein zufriedenes Lächeln bei ihrem Morgengruße um seine Lippen schwebte.

Anna trug das Frühstück auf; es war Kaffee, ein Frühstück, das in Willibalds Hause selten nur genossen wurde, heute aber auf seinen Befehl für seine Gäste bereitet worden war. Mit heiterer Gutmüthigkeit bemerkte Willibald, wie ein heller Freudenstrahl über Amalia's Antlitz flog, als ihr Anna die reinliche eben nicht kleine Tasse voll schenkte und ihr freundlich zusprach. „Spart Euch die Mühe des Zuredens," meinte lächelnd der Vater, der mit der größten Behaglichkeit seine Tasse ausschlürfte: „es ist ihr Lieblingsgetränk." Vater, ich habe lange keinen getrunken," bat entschuldigend die Tochter, „und hier die gute Milch." —

„Nein, so trinkt," mahnte Willibald; „ist der Kaffee doch für Euch eigens bereitet; trinkt nach Herzenslust, laßt Euch doch nicht zureden."

Anna füllte zum zweiten Male Amalien die leere Tasse; sie ließ es sich vortrefflich schmecken; das Antlitz des Vaters wurde aber auf einmal ernst und trübe: „Es war eine Zeit, sprach er wehmüthig zu Willibald, „wo Amalia dieß Getränk des Tages zweimal genießen durfte; — und jetzt.' —

„Ei," erwiederte Willibald, der seinem Gast die traurige Erinnerung der Vergangenheit ersparen wollte, „ich war siebzehn Jahr alt, als ich das Kaffeetrinken zum ersten Male versuchen wollte, allein es bekam mir sehr schlecht."

Wie so? fragte der Fremde.

„Es ist eine seltsame Geschichte," fuhr Willibald fort, „und eigentlich wohl bloß für mich von Bedeutung; doch, wenn ihr sie hören wollt, so will ich sie Euch gerne erzählen."

„Ich bin armer, aber ehrlicher Leute Kind, und weiter als vier Tagreisen von hier geboren; meine guten Eltern starben schon ehe ich das zwölfte Jahr erreicht hatte und ich durfte vom Glücke sagen, daß ein alter Sattlermeister in einem benachbarten Flecken mich zu sich nahm und mich sein Handwerk lehrte; ich war siebzehn Jahre alt geworden, als mir der Meister bedeutete, ich sey nun groß genug, daß ich mein Brod selbst in der Fremde verdienen könnte; er hätte mich lange genug ernährt. Ich sagte Dank für die empfangenen Wohlthaten, schnürte mit traurigem Herzen mein Bündlein und trat, eben nichts Gutes ahnend, meine Wanderschaft an. Mir ging es wirklich nicht gut; Arbeit fand ich der Kriegszeiten wegen, fast nirgends, zu betteln schämte ich mich; und lieber verkaufte ich meine bischen Kleidung, ehe ich mir an einer Thüre anzuklopfen getraute. So war ich acht Wochen in einem sehr traurigen Zustande herumgeirrt, ohne Geld, ohne Kleidung, überall zerrissen, so daß ich mich schämte, mich vor den Leuten sehen zu lassen. Da kam ich eines Abends in die Nähe eines hübschen großen Marktfleckens. Einige hundert Schritte vor dem Thore befand sich ein Garten mit den herrlichsten Anlagen; mein Weg führte mich vorbei; ich sah, wie Einige schön gekleidete Damen in einer Laube saßen und Kaffee tranken; das Thürlein war offen und sie saßen ganz nahe an dem grünen Taxuszaune; der Hunger quälte mich fürchterlich und überwand endlich durch sein Bellen meine Schüchternheit und meine Scham ob der zerrissenen Kleidung. Eben aber als ich eintreten und die Damen um ein kleines Almosen bitten wollte, standen diese auf und entfernten sich langsam, lachend und scherzend durch eine andere

Thüre; betrübt stand ich stille; ihnen nachzulaufen, getraute ich mir nicht; ich sah ihnen lange nach, da kehrten meine Augen von ihnen auf den Tisch zurück, der noch mit den besten Milchbroden und Kaffee- und Milchkannen bedeckt war; recht sehnsüchtig schaute ich hin; mir ging es, wie der Eva; die verbotene Frucht kam mir mit jedem Augenblicke lieblicher vor; ich hatte so viel von der Lieblichkeit des Kaffees bei der Meisterin reden gehört; hier stand gewiß der beste; ich durfte nur zugreifen, und mein Hunger überwand gar bald alle meine Bedenklichkeiten. Vorsichtig blickte ich um; Niemand war da, der mich sehen konnte; so schlich ich mich denn gesenkten Hauptes, mit klopfendem Herzen in die Laube. Die ersten Bissen mochten mir nicht recht schmecken; aber die zweite Tasse und das dritte Milchbrod mundeten mir um so mehr; ich wollte eben zum dritten Male mir einschenken, als es neben der Laube rauschte und ein schwarzgekleideter Herr — etwa von Euerer Größe — sich zeigte, der mich mit zornigen Augen ansah und mir zurief: „„Du Schelm, wie kommst du da herein? was treibst du da, du unverschämter Bursche?""

Zitternd und mit gefalteten Händen stellte ich ihm mein Elend und meinen Hunger vor und bat ihn, er möge es einem Halbverhungerten nicht in Uebel nehmen, daß er mit den Brosamen, die von dem Tische der Reichen gefallen, seinen Hunger stillte. —

„Deinen Hunger stillen? sage lieber deine Naschlust, lügenhafter Schelm!" sprach der Herr; „„was hättest du denn mit den silbernen Löffeln gethan, he du Bursche? nicht wahr, eingeschoben und in Branntwein vertrunken? Du bist mir nicht zu schlau!""

„„Gott ist mein Zeuge, daß kein Gedanke, zu stehlen, auch nur im mindesten in mein Herz gekommen;““ ich betheuerte aus allen Kräften meine Unschuld; allein der Herr lachte höhnisch und meinte, er sey nur um drei Minuten zu früh gekommen; die silbernen Löffel wären dann gewiß in meiner Tasche gesteckt. Sogleich rief er jetzt einem vorbeigehenden Gerichtsdiener. „„Nimm diesen Burschen und sperre ihn bei Wasser und Brod in das Loch.“ — Entsetzt und laut jammernd umschlang ich die Füße des Herrn; allein der blieb unerbittlich; der Gerichtsdiener führte mich fort, und warf mich in einen finstern Kerker; auf Brod und Wasser wartete ich vergebens.“

„Nach einer jammervollen Nacht holte mich derselbe Gerichtsdiener in das Landgerichtsgebäude, forderte mir im Verhörzimmer mein Wanderbuch ab und trug es zu dem Herrn Landrichter; die Thüre war nur leicht angelehnt und ich hörte zu meinem unaussprechlichen Jammer, wie der Herr Landrichter dem Schergen zurief: „„Mit dem Vagabunden brauchts keine langen Umstände; haut ihm zwanzig tüchtig herunter; vielleicht schmecken sie ihm besser, als gestern der Kaffee; dann laßt ihn laufen.““ Mehr noch, als diese Härte, empörte mich der unedle grausame Spott des Landrichters, ich sprach kein Wort mehr, weder zu meiner Vertheidigung noch um Gnade, und erlitt die Strafe geduldig. Als ich fortging, sprach ich zu dem Gerichtsdiener: „„Sagt dem Herrn Landrichter, daß es einen Tag der Vergeltung gibt; wie er ausmißt, wird ihm eingemessen werden.“

„„Du, Du wirst ihm nichts einmessen, naseweiser Bursche,““ war seine Antwort; „packe Dich fort.“ —

„Ich ging weiter und wußte nicht wohin; Zorn und Wuth kochten in meinem Herzen; ich hatte nie eine entehrende Strafe erlitten; und jetzt hielt ich mich, in meiner unchristlichen Verblendung, durch diese Schläge für immer beschimpft; mein Zorn stieg immer höher, mein Herz verlangte heiß nach Rache; bald wünschte ich, dem Landrichter hier auf der Straße zu begegnen und ihn mit einem Knotenstocke niederzuschlagen; bald wollte ich umkehren und des Nachts ihm das Haus über dem Kopf anzünden; dieß war ein Martertag für Leib und Seele. In der Hitze meines Zornes, immer über meinen Schimpf und über Rachegedanken brütend, ging ich fort, ohne Speise und Trank zu nehmen; es wurde dunkel; da kam auf einmal eine solche Kraftlosigkeit über mich, daß ich mich an einen Baum lehnen mußte; mein Bewußtseyn verließ mich; ich sank ohnmächtig zu Boden.“

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer kleinen, reinlichen Kammer, auf einem guten Bette liegend; ein bleicher Mann mit einem freundlichen Gesichte, mit einem langen schwarzen Kleide angethan, stand bei mir und fühlte mir den Puls; er reichte mir jetzt eine Arznei; mit irren Blicken schaute ich ihn an. „„Wo bin ich?““ fragte ich, mein Bewußtseyn und mein Gedächtniß mühevoll sammelnd.

„„Ihr seyd in guten Händen,““ war seine Antwort; „beruhigt Euch, mein Lieber!“ — „„Wer seyd denn Ihr?““ fragte ich weiter. „„Ich bin Bruder Christoph, und von dem Herrn Abte bestellt, Euch zu warten.““

„„Ach, so bin ich in einem Kloster?““ rief ich betrübt und erschrocken.

Verwundert und aufmerksam betrachtete mich Bru-

der Christoph. „„Was sprecht Ihr so, mein Lieber? Ihr dürft wahrlich Gott danken, daß Euch unsere Knechte im Walde fanden, als Ihr ohnmächtig unter der Buche laget; sie brachten Euch sogleich in unser Kloster; unser hochwürdigster Herr Abt Placidus hatte gar großes Mitleiden mit Euch und ließ Euch sogleich eine reinliche Zelle anweisen und den Klosterarzt rufen; der verschrieb Euch diese Medizin, und mein Lieber, es ist gerade die Zeit, daß Ihr sie wieder nehmen müßt.""

„Ich that, was er verlangte; mir war es deßhalb im Kloster angst geworden, weil ich damals noch ein Lutheraner war und befürchtete, man würde mich sogleich aus dem Kloster stoßen, sobald man mein Bekenntniß inne würde; deßhalb beschloß ich von meinem Glaubensbekenntnisse zu schweigen."

„Ich hatte die beste und liebvollste Pflege; selbst der Prälat besuchte mich öfters und sprach freundlich und tröstend zu mir; mit mir ging es aber schlimmer; meine Krankheit wurde das Nervenfieber und es war wenig Hoffnung da, mich zu retten. Da sprach eines Tages Bruder Christoph: „„Mein Lieber, Ihr seyd schwer krank; soll aber der Leib genesen, muß auch die Seele zuvor gesund seyn; deßhalb rathe ich Euch, durch die heilige Beicht und Kommunion Euere Seele von Sünden zu reinigen und gesund zu machen; auch die heilige Oelung sollt Ihr empfangen; denn sie nützet dem Leibe wie der Seele, und Ihr werdet daraus große Tröstung schöpfen.""

„Da mußte ich denn bekennen, daß ich lutherisch gesinnt sey, und ich hatte große Angst, Bruder Christoph würde in verdrüßliche und zornige Worte ausbrechen, und sich die Mühe gereuen lassen, die er auf

mich gewendet; ich schaute ihn bange an; aber sein Gesicht war mehr kummervoll als zornig, und er sprach: „„Mir wäre es freilich lieber, wenn Ihr katholisch wäret, als lutherisch, aber nur Eurethalben, nicht Unsertwegen; denn wir kennen das größte Gebot, das Gebot der Liebe, zu gut, als daß wir Euch Euern Glauben entgelten und Euch ohne Pflege ließen; nein, Willibald, Ihr dürfet deßhalb nichts befürchten; wir wollen Euern kranken Leib pflegen mit aller Sorge, wie zuvor, aber es macht uns große Schmerzen, Eurer Seele nicht die wahren Heilsmittel spenden zu können. Glaubt Ihr doch an den Sohn Gottes, an Jesum, unsern Herrn und Heiland?""

„„Ja, daran glaube ich mit ganzem Herzen, möge Er mir helfen!""

„„Amen, versetzte der Bruder; wendet Euer Gemüth zu Ihm und bittet Ihn um Erleuchtung, auf daß Ihr noch auf Euerm Krankenlager die göttliche Wahrheit erkennen möget; ich will auch für Euch beten.""

„Er verließ mich; mit beklommenem Herzen sah ich ihm nach; seine Rede hatte meine Seele erschüttert; ich versuchte zu beten, allein ich konnte nicht; die Krankheit stieg immer höher, ich sah öfters den Abt und die Patres bei meinem Bette, und hörte es, wie sie den Bruder Christoph ermunterten, ja recht für mich zu sorgen; ich verlor das Bewußtseyn fast ganz, ich erinnere mich nur dunkel, daß ich immer nur mit dem Landrichter zu thun hatte, und ihn schrecklich verfluchte."

„Meine Jugendkraft, die unermüdliche Liebe des Bruders Christoph und die treueste Pflege überwanden endlich der Krankheit Wuth; ich genaß, freilich nur langsam; jetzt erst erkannte und fühlte ich die ganze

Liebe und Barmherzigkeit der Pflege; die besten Speisen, die lieblichsten Weine wurden mir gereicht; stärkende Bäder erquickten mich, und die frische Frühlingsluft, welche ich in dem Klostergarten täglich genoß, vollendete meine Genesung; gar oft traf ich auf meinen Spaziergängen mit den Patres zusammen; alle waren so freundlich und herablassend, und so theilnehmend gegen mich; keiner that mir auch im Geringsten meines Glaubens wegen wehe; es war, als ob sie glaubten, ich wäre auch ihres Glaubens."

„Als nun die Stunde des Scheidens kam, ging ich betrübten Herzens zu dem Abte hinauf, küßte ihm, für die vielen Gnaden dankend, die Hände und bat um seinen Segen. Er segnete mich: „„Willibald, wir haben Dir um Gotteswillen alles Gute und Liebe gethan; mich freut es herzlich, daß Gott unser Gebet und Bemühen gesegnet hat; dem Leibe nach bist Du wohl gesund, aber auch der Seele nach? Du hast in Deiner Krankheit gar fürchterliche Reden, voll Haß und Rachsucht, gegen den Landrichter, der Dir freilich hart begegnet ist, ausgestoßen; ich will hoffen, daß jetzt auch Dein Herz vom Hasse genesen ist, und keine Feindschaft mehr gegen Deinen Beleidiger kennt.""

„„Ach, gnädiger Herr!"" erwiederte ich fast erschrocken, „„seine Schläge haben mich für immer beschimpft und geschändet."" — „„Nur Haß und Feindschaft bringt Schande,"" meinte der fromme Herr; „„versprich mir also, Willibald, allen Haß mit der Wurzel aus Deinem Herzen zu reißen!""

„„Ja, gnädiger Herr! ich will ihn nicht mehr hassen.""

„„Willibald, das ist zu wenig; gedenke des Ge-

botes des Herrn; man muß seinen Feinden auch Gutes thun und sie halten wie seine Freunde; gesetzt, es käme dieser Herr einst zu Dir, hülflos und verlassen, und würde Dich um ein Obdach ansprechen, was würdest Du thun?""

„„Ich würde ihn aufnehmen, und Speise und Trank und Wohnung und Kleidung mit ihm theilen!"" betheuerte ich, und Gott weiß, es war mir Ernst mit dieser Betheuerung; denn des Abtes Worte hatten mein Herz erschüttert.

„„Willibald, sprach der Abt und schaute mich mit seinen freundlichen Augen ernst und lange an, Du wirst Dein Wort halten, meine ich. So gehe denn mit Gott Deine Wege; nimm diesen Zehrpfenning,"" er drückte mir hier zwei Kronenthaler in die Hand; „„und habe ich noch einen Wunsch für Dich, so ist es der, daß Du durch Gottes Gnade ein Mitglied unserer heiligen katholischen Kirche werdest.""

„Mir liefen die Thränen über die Wangen und nochmals küßte ich die wohlthätige Hand des Prälaten, der mir freundlich zuwinkte, ich sollte mich entfernen. Bei der Pforte harrte meiner der gute Bruder Christoph, half mir mein Bündlein schnüren, wobei ich bemerkte, daß er sechs neue Hemden, nebst einer vollständigen Kleidung für mich einpackte. „„Das schenken Dir die Herren Patres, und sie grüßen Dich nochmals freundlichst und ermahnen Dich, ja fleißig zu beten, und Dich rechtschaffen aufzuführen."" Wo sollte ich die Worte hernehmen, für solche Güte zu danken?"

„Bruder Christoph begleitete mich ein Stück Weges und gab mir viele väterliche und heilsame Lehren; ich erzählte ihm auch, wie ich dem Herrn Prä-

laten versprochen, den Landrichter nicht mehr zu hassen, sondern zu lieben. „„Willibald, sprach der Bruder Christoph, halte ja Dein Wort; davon kann das Glück Deines Lebens abhängen; denn Gott ist nur den Barmherzigen gnädig; mir ging allemal ein Schwert durch die Seele, wenn Du den Landrichter verwünscht, und ausgerufen hast, er müsse verhungern und verdürsten, weil er Dir das Tröpflein Kaffee nicht vergönnt hätte.""

„„Ach, Herr Christoph, es reuet mich recht sehr, daß ich so gesprochen.""

„„Recht, mein Willibald,"" und in seiner gutmüthigen Weise fuhr er fort: „„nicht wahr, wenn der Landrichter hungrig und durstig zu Dir käme, Du würdest ihm doch eine Schale Kaffee reichen?""

„„Ach, Herr Christoph, Ihr scherzt; wie wäre dieß wohl möglich, daß ein so hoher Herr zu mir käme und mich um Speise und Trank bäte? und wie sollte ich dahin kommen, Kaffee zu trinken? Ich muß mit einer Wassersuppe zufrieden seyn.""

„„Ist gesünder als der Kaffee, meinte lächelnd der Bruder; aber nicht wahr, Willibald, Du würdest ihn nicht ungespeiset und ungetränkt von Dir lassen?"" — „„Bei Gott, nein, betheuerte ich lebhaft; er soll den besten Kaffee haben und sollte ich auch meinen letzten Groschen dafür geben müssen.""

„„Recht, Willibald, man muß seinen Beleidigern Gutes thun, das ist die beste Rache."" — — —

„Was ist Dir, lieber Vater? fragte jetzt Amalia den Fremden, der mit wachsender Aufmerksamkeit und Theilnahme der Erzählung zugehört hatte, und eine tiefe innere Bewegung nicht verbergen konnte. „Ist Dir nicht

wohl?“ „Der Kaffee scheint mir etwas zu stark gewesen zu seyn,“ beruhigte der Vater, „ein Glas Wasser wird mich sehr erleichtern.“ Anna eilte auf den Wink Willibalds fort und brachte ein Glas des frischesten Wassers; begierig und in hastigen Zügen trank der Fremde.

„Wünscht Ihr vielleicht Wein?“ fragte Willibald und schaute mit einiger Sorge in das erbleichende Gesicht des Fremden, der jetzt über Augen und Stirne mit der Hand fuhr, als wollte er ein trauriges Bild, eine trübe Erinnerung hinwegwischen; „ich habe einige gute Flaschen im Keller.“

„Ich danke von ganzem Herzen,“ versicherte der Fremde; der Wein würde mir jetzt gewiß nicht gut thun, ich bitte Euch aber, in Euerer Geschichte fortzufahren; sie hat für mich sehr viel Interessantes.“

„Gerne, sie dauert so nicht mehr lange; ich nahm von Bruder Christoph den herzlichsten Abschied und ging mehrere Wochen herum in dem Lande; allein es ging mir dabei nichts von Statten, immer stand das schöne Kloster mit seiner herrlichen Umgebung vor meinen Augen; noch immer glaubte ich die ernsten, freundlichen Gesichter der Patres zu sehen und ihre liebevollen Tröstungen zu hören. Der gute, treue Bruder Christoph insbesondere kam mir nicht aus dem Gedächtnisse; meine Sehnsucht darnach wurde immer größer; da faßte ich mir ein Herz und suchte das Kloster wieder auf. Sie haben dich das erste Mal liebevoll aufgenommen, sie werden dich auch das zweite Mal nicht verstoßen; ich will ihnen gerne dienen, als Gärtner, als Geselle, oder Ausgeher. Als ich nun an dem Kloster läutete, da

schaute mich der Portner verwundert an und sprach: „„Willibald? Du bist es? was willst Du bei uns?““

„„Ich habe das Heimweh nach Euch bekommen; denn, seitdem mich das Kloster so liebevoll gepflegt hat, sehe ich es als mein Vaterhaus an; möchte ich doch dort ein Plätzlein finden, ich bliebe gar so gerne bei Euch!““

„„Ei, Willibald, das freut mich; Du hast ein dankbares Herz; allein in welcher Eigenschaft willst Du bei uns bleiben?““

„„Ich wollte Euch gerne dienen als Knecht im Garten, oder in der Küche; mein Handwerk wißt Ihr ohnedieß, und ich meine, daß Ihr auch einen Sattler für euere vielen Pferde (das Kloster hatte nämlich eine große Landwirthschaft) brauchen könnet.““

„„Allerdings, einen solchen könnten wir wohl brauchen; allein, Willibald, weißt Du denn nicht, daß alle unsere Knechte und Dienstboten katholisch seyn müssen? Du bist lutherisch gesinnt.““

„„Ich will ja auch katholisch werden,““ betheuerte ich und schaute den Pater flehentlich an.

„„Katholisch werden, um bei uns zu bleiben? Willibald! das scheint mir ein zeitlicher Beweggrund, der vor Gott keinen Werth hat; Du darfst Deinen Glauben nur verändern aus Liebe zur Wahrheit und Deines Seelenheiles wegen.““

„„Ach, hochwürdiger Herr, so zeigt mir die Wahrheit, wenn ich, wie Ihr sagt, im Glauben irrig bin.““

„„Den Irrenden den rechten Weg zeigen — das ist Christenpflicht: so komme herein, lege Dein Ränzlein ab, ich will deinetwegen mit dem Herrn Prälaten reden.““

„Der Herr Prälat nahm mich mit gewohnter Güte auf, und ließ mir durch einen der würdigsten Patres Unterricht in den Wahrheiten der katholischen Religion ertheilen. Als er sich nun überzeugt hatte, daß ich in der Lehre der katholischen Kirche hinlänglich unterwiesen sey, und reinen aufrichtigen Herzens zu ihr übertreten wolle, so nahm er mir am Feste der heiligen Apostel Peter und Paul unter ergreifenden Feierlichkeiten das katholische Glaubensbekenntniß ab, und reichte mir den Tag darauf die heilige Kommunion; dieser Tage werde ich nie vergessen; ich fühlte mich in meinem neuen Glauben unendlich glücklich; ich war wie neu geboren."

„Ich wurde von dem Pater Kastner bei der Gartenarbeit verwendet, und kam bald darauf in einen benachbarten, dem Kloster gehörigen, Meierhofe; dort erlernte ich die Landwirthschaft gründlich, und verdanke meine Kenntnisse in der Oekonomie größtentheils den guten Patres des Klosters, die sich alle Mühe gaben, aus mir einen tüchtigen Oekonomen zu ziehen."

„Wie kamt Ihr aber daher auf dieses Schloß?" fragte der Fremde.

„Ich war zehn Jahre in dem Kloster geblieben, und hatte zu Zeiten eine große Sehnsucht, selbst ein Klosterbruder zu werden; allein der Abt schüttelte dann immer den Kopf und sagte freundlich: „Willibald, ich glaube nicht, daß dieß Dein Beruf ist; Du kannst uns als Verwalter auf unserm Meierhofe mehr nützen, als hier im Kloster als Bruder." — Da kam er einstmals mit einem hohen Herrn zum Meierhofe; ich führte sie überall herum, und dem fremden Herrn schien meine Wirthschaft sehr zu gefallen; er that mir den Vorschlag, unter sehr vortheilhaften Bedingnissen die Verwaltung

eines seiner Güter zu übernehmen; ich aber schlug sein Anerbieten dankbar aus. Des andern Tages ließ mich der Prälat rufen und fragte mich, ob ich denn wirklich keine Lust hätte, die Verwaltersstelle bei dem Grafen anzunehmen; wiederholt bat ich bei ihm bleiben zu dürfen. „„Willibald, wir verstoßen Dich nicht, und sind von jeher mit Deinem Dienste zufrieden gewesen; allein überlege es wohl, mit dem besten Willen können wir Dich nicht so stellen, wie der Graf, der ein guter und reicher Herr ist; bei uns können sich die Zeiten ändern, und mir ahnet es sehr, daß Leiden und Prüfungen über uns kommen werden; noch einmal, überlege es, Willibald, mir scheint, daß Gott auf diese Weise für Dich sorgen wolle.““

„So sprach der Prälat mit wahrhaft väterlicher Liebe; und ich, der ich seine Güte und seinen Verstand nur zu sehr kannte, beschloß, ihm zu folgen, und in des Grafen Dienste zu treten; und wirklich, der Herr Prälat hat mir gut gerathen; denn ich fand an dem Grafen einen gütigen Herrn, der mir alles Liebe that, und mir zu einem Wohlstande verhalf, an den ich in meiner Jugend gar nicht zu denken wagte.“ —

„Gott belohnt allemal treuen Fleiß und ein gutmüthiges Herz,“ bemerkte freundlich Amalia; „Ihr habt Euer Glück verdient, da Ihr Hülflosen so edlen Beistand leistet.“

„Laßt das Loben, liebes Kind,“ meinte Willibald, „und nehmt vorlieb; gewiß, Gott belohnt das Gute allemal im Himmel gewiß, wenn auch nicht immer auf Erden; seht, über meine guten Herren im Kloster kam bald nach meiner Entfernung ein großes Leid; ihr Kloster wurde aufgehoben, sie selbst zerstreut, der Prälat

mit einer ärmlichen Pension in Ruhe gesetzt; wie litten da die frommen Herren! Der Commissair der Regierung, welcher das Kloster aufhob, begegnete ihnen mit großer Härte, und hatte keine Schonung mit ihnen."

„Wie hieß das Kloster?" fragte der Fremde aufmerksam.

Willibald nannte ihm den Namen des Klosters; der Fremde konnte eine große Bestürzung nicht verbergen. „Ja, begann er, sich fassend, bei den Klösteraufhebungen ist mancher Unfug vorgefallen."

„Wohl mehr, als Unfug," meinte Willibald, „doch, laßt uns zu geschehenen Dingen das Beste sprechen, es hat den Herrn ja ohnedem wenig Glück und Segen gebracht."

„Ihr habt nicht Unrecht," sprach der Fremde leise und mit mühsam verhehltem Schmerze;" ich weiß, daß manche ihr damaliges Benehmen bitter bereuen; allein es ist Zeit, Amalia, daß wir aufbrechen; ich sage Euch tausendmal Dank, Herr Horn, für Euere Güte; Gott lohne Euch, ich werde Euere liebevolle Aufnahme nie vergessen, die für mich vielleicht einen größern Werth hat, als Ihr glaubt."

„Nein, nein, so schnell dürft Ihr mir nicht fort; noch seyd Ihr schwach; bleibt wenigstens einige Tage bei mir und erholt Euch ganz."

„Ich danke Euch von ganzem Herzen," sprach der Fremde bewegt; „Ihr wißt nicht, wem — es kann nicht seyn; wir haben noch fünfzig Stunden bis nach Böhmen, zu meinem Schwager."

Amalia, welche bei Willibalds freundlicher Einladung bittend auf den Vater die Augen gewandt hatte, senkte sie bei diesen Worten betrübt zu Boden

und wollte forteilen, das kleine Päcklein in Ordnung zu bringen; allein Willibald hielt sie zurück. „Bleibt, bleibt doch,“ bat er; „das Mittagsmahl müßt Ihr bei mir noch einnehmen; ich bekomme ja heute ohnedieß einen lieben Gast zu Tische, dessen Bekanntschaft Euch gewiß nicht unlieb seyn wird.“

Willibald ließ nicht nach; der Fremde mußte bleiben, und Amalia befand sich ohnedieß in Gesellschaft der guten Anna zu wohl, als daß es langes Nöthigen gebraucht hätte. Willibald zeigte seinen Gästen das Schloß und die Einrichtung der Wirthschaftsgebäude. Unter heitern gemüthvollen Gesprächen verflossen die Stunden bis zum Mittage wie Minuten. Der Fremde zeigte sich etwas heiterer; allein eine gewisse Unruhe in seinem Benehmen ließ Willibald ahnen, daß er sich hier nicht wohl befinde. „Er ist es,“ sprach dann Willibald öfters zu sich; „ich kann wohl nicht länger mehr zweifeln; auch er hat mich erkannt und ich glaube es wohl, daß es ihm bei mir nicht wohl ist; allein er weiß jetzt auch, daß ich ihm Alles verziehen habe; in Amalia's Päcklein ist wohl noch Platz für eine kleine Gabe. Wer hätte aber dieß gedacht?“

Anna hatte mit Amalia den Tisch gedeckt, und auf des Vaters Befehl eine bessere Mahlzeit, als gewöhnlich bereitet; selbst Wein mußte sie aus dem Keller holen, was sie sehr in Verwunderung setzte; denn der häusliche Willibald mußte recht hohe und liebe Gäste haben, wenn er Wein auftischte. Eben waren beyde Mädchen noch einmal in den Garten gegangen, um frische Birnen für die Tafel zu holen, als ein Wagen vorfuhr und ein Geistlicher ausstieg; Willibald eilte hinaus

und führte ihn unter herzlichem Bewillkommen in das Zimmer, wo der Fremde ihn mit einer anständigen Verbeugung empfing; der Geistliche, ein benachbarter, mit Willibald sehr befreundeter Pfarrer, dankte freundlich; aber plötzlich, den Fremden genauer in das Auge fassend, rief er mit größter Ueberraschung aus: „Ist es möglich? täuscht mich nicht Alles, so sind Sie der Commissair.“

„Der Commissair, welcher, Namens der Regierung, Ihnen die Aufhebung Ihres Klosters verkündigte,“ sprach der Fremde bestürzt, aber mit wachsender Entschlossenheit; „ich kann, ich will meinen ehemaligen Stand nicht verläugnen.“ Hierauf wandte er sich zu Willibad: „Sie sehen an mir den Landrichter, der Sie auf Ihrer Wanderschaft so hart, ja grausam behandelte; Gott — ach, ich muß leider bekennen — der gerechte Gott hat Ihnen eine glänzende Genugthuung gegeben. Sie sind gerächt; in welchem Zustande ich jetzt bin, das sehen Sie mit eigenen Augen.“

Willibald zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und reichte dem Fremden tiefbewegt die Hand. „Ich habe gleich bei dem ersten Anblicke geahnet, wer Sie seyn möchten; Sie konnten aus der Erzählung meines Jugendlebens, die ich, wie Sie wohl sehen mußten, absichtlich vortrug — Sie konnten aus der Art, wie ich Sie aufnahm, wohl deutlich erkennen, daß kein Haß und Groll mehr gegen Sie in meinem Herzen wohnt; bei Gott, nein! ich habe Ihnen längst Alles verziehen. Ich muß ja vielmehr Gott danken, daß ich zu Ihnen gekommen bin; ohne Sie wäre ich nicht in das Kloster, nicht zur Erkenntniß meines heiligen Glaubens, nicht auf diesen guten Posten gekommen.“

„Ich bin überzeugt, daß Sie mir mit ganzem Herzen verziehen haben," sprach der Fremde, „es hat mich tief ergriffen, daß Sie mich mit dem Getränke bewirtheten, dessen Genuß ich Sie vor dreißig Jahren so schwer büßen ließ."

„Ich mußte ja das Wort halten, das ich dem guten Bruder Christoph gegeben, meinte mit gutmüthigem Lächeln Willibald; möchte er doch Zeuge gewesen seyn, mit welcher Bereitwilligkeit ich seiner Ermahnung nachgekommen bin."

„Bruder Willibald und gar viele unsers Klosters würden sich freilich über den gegenwärtigen Auftritt wundern," begann mit trübem Ernste der Pfarrer, indem er sich an den Fremden wendete; „als Sie vor zwanzig Jahren, die Aufhebung des Klosters verkündigend, in unsere Mitte traten und das schreckliche Wort aussprachen — da dachte ich freilich nicht, Sie so wieder zu sehen. Aber ich grüße Sie eben so herzlich, ja noch herzlicher, als damals; denn ich glaube, daß Gott Sie heimgesucht hat, weil Er Sie noch immer liebt, ich bin überzeugt, daß Er auch diese Trübsal Ihnen zum Besten wenden wird."

„Ich hoffe es von Gottes Gnade," sprach tiefgebeugt der Fremde; „ich küsse die Hand, welche mich so schwer züchtigt, ich habe diese Züchtigung verdient. Sie wissen, wie ich, wahrhaft wie ein türkischer Pascha, im Kloster schaltete und waltete; mein Uebermuth kannte keine Schranken; von Veruntreuung der Klostergüter, von Diebstahl und Raub weiß ich mich zwar rein; allein ich muß gestehen, daß ich meinen Untergebenen hiebei nur zu sehr durch die Finger sah, und dieß war in der Folge mein Unglück. Jedoch meine größte Schuld war

mein Unglaube und die Verachtung, mit welcher ich die heiligsten Dinge behandelte, schändete und spottete. Wie oft macht mir mein Gewissen hierüber noch Vorwürfe! Die Schonungslosigkeit und Härte, mit welcher ich gegen die bedauerungswürdigen Patres verfuhr, ist meinerseits um so strafbarer, als ich alle Mittel besaß, ihr trauriges Loos zu erleichtern; mögen sie mir Alle verziehen haben!"

„Sie sollen Alles erfahren! Die mir bei der Klosteraufhebung ersparten, sehr bedeutenden Diäten und ein kleines Erbe veranlaßten mich, einen größeren Aufwand, meiner Gemahlin zu lieb, zu machen; bald war mein Vermögen aufgezehrt, und ich mußte den letzten Theil desselben opfern, um einen Cassarest zu decken, an dem ein untreuer Schreiber Schuld war, und gerade derjenige, welcher bei der Klosteraufhebung, und zwar nicht ohne mein Mitwissen, sich die Taschen gefüllt hatte. Ich entließ ihn sogleich; er aber, ein gewandter einschmeichelnder Kopf, fand in der Hauptstadt ein Plätzlein, und gewann dort das Zutrauen einiger hohen Herren, die ihn bald weiter beförderten. Er hatte jetzt die Mittel, mir zu schaden, und er gebrauchte sie mit der Bosheit der Rachsucht; ich will sie nicht durch Aufzählung der Ränke ermüden, die gegen mich geschmiedet wurden; ich bemerke bloß, daß ich auch wegen meiner Amtsführung bei der Klosteraufhebung mich verantworten mußte, und ich nur mit Mühe mich den feingelegten Schlingen entwickelte; der unaufhörliche Zorn und Verdruß zog mir eine langwierige Krankheit zu; als ich wieder genas, war ein neuer Kassarest zu decken; mein Vermögen war aufgezehrt; die Bosheit meiner Feinde nahm keine Rücksicht auf meine lange Krankheit, nicht

auf meine früheren treuen Dienstjahre; ich wurde meines Amtes entsetzt. Zu stolz, um eine Pension zu betteln, verkaufte ich mein Letztes, um den Rest der Schuld nach Möglichkeit zu decken; der Gram tödtete meine Frau, ohne Hoffnung, im Vaterlande eine weitere Anstellung zu erhalten, wollte ich mit meinem einzigen Kinde nach Böhmen zu einem wohlhabenden Schwager ziehen, und dort ein Unterkommen suchen."

Willibald und der Pfarrherr boten Alles auf, ihn zu trösten. „Ich habe mein Schicksal verdient durch die rauhe Härte, durch die übermäßige Strenge, durch den rücksichtslosen Uebermuth, den ich in meinem Amte so oft zur Schau trug. Gott ist nur den Barmherzigen barmherzig, und barmherzig war ich nie," erwiederte mit trübem Ernste der Fremde; „ich hätte in meinem Amte des Guten so viel thun können, und ich habe es nicht gethan; ich habe so oft über Religion und ihre Diener gespottet; ist es denn ein Wunder, daß Gott mich züchtigt und mir das ärnten läßt, was ich ausgesäet habe?"

Dieß war die Geschichte des Fremden. Willibald und dem Pfarrherrn waren dabei gar viele Gedanken gekommen; aber die Noth des Fremden und sein aufrichtiges Geständniß erhöhten ihr Mitleid und ihre Theilnahme für ihn. Amalia und Anna, die jetzt eintraten, unterbrachen die Unterredung; es wurde aufgetragen, allein begreiflicherweise war trotz Willibald's freundlichem Zusprechen, die Heiterkeit des Fremden nicht groß. Nach Tische schied dieser mit herzlichem Danke, Amalia mit Thränen von ihren Wohlthätern; Willibald hatte eine bedeutende Gabe heimlicher Weise in Amalia's Päcklein geschoben, und

ließ sie eine Tagreise weit mit seinem eigenen Wagen reisen. Der Fremde versprach ihnen, über seine ferneren Schicksale Nachricht zu geben. Es war kaum ein halbes Jahr verflossen, als Amalia dem Willibald das Ableben ihres Vaters in einem herzzerreißenden Schreiben meldete. „Das arme Kind!" rief betrübt Willibald aus, „sie hat weder Vater, noch Mutter; sie soll von nun an meine Tochter werden!" „Und meine liebe Schwester!" setzte Anna bei. „Und wenn Ihr sie speiset, so werde ich sie kleiden," sprach der gerade gegenwärtige Pfarrer.

Amalia kam und fand an Willibald ein treues Vaterherz, an Anna eine liebe Schwester, und an dem Pfarrer einen weisen Führer. Das war Willibald's Vergeltung, dieß die Rache eines schwer gekränkten Mönches. —

Manuscript von D. L.

13.

So rächt sich der wahre Christ.

In den Sommermonaten 183* standen die Cavallerie-Regimenter der österreichisch-italienischen Armee im Uebungslager bei Pordenone, unweit Belluno in Friaul. Ich erhielt mein Quartier in dem Bauernhofe eines kleinen Dorfes. Das Haus war nach einem Brande, der es vor mehreren Jahren fast zerstörte, nothdürftig hergestellt worden, und bot mir und meinen Pferden das dürftigste Obdach. Der übrige beschränkte Raum reichte

kaum für meinen Wirth und dessen zahlreiche Familie hin. Während der zwei Monate meiner Einquartirung lernte ich dieselbe näher kennen, und fand an ihnen sehr brave und arbeitsame Menschen. Sie lebten höchst dürftig, denn ihr ehemaliger Wohlstand war durch den fast gänzlichen Verlust ihrer Habe dahingeschwunden.

Der Bauer Giovanni, erzählte mir einst umständlich die Geschichte seines Unglücks, wie er nämlich vor längerer Zeit mit dem Besitzer des Dorfes, dem Grafen von . . . . ., wegen eines Grundstückes einen Prozeß gehabt, den er, da das Recht auf seiner Seite war, gegen jenen gewonnen. Seit dieser Zeit jedoch habe derselbe einen grimmigen Haß auf ihn geworfen und ihm oft zu verstehen gegeben, daß er einst seine Rache erfahren werde.

„Der Dorfbesitzer" fuhr er fort, „benutzte auch seither jede Gelegenheit, mir zu schaden. Sein Haß gegen mich kannte keine Gränzen, und die Drohungen seiner Rache sind leider nur zu schrecklich für mich in Erfüllung gegangen.

Vor sechs Jahren, als ich eine bedeutende Seiden-Erndte gewonnen, und der Herbst meine Scheunen füllte, verzehrte eine plötzliche Feuersbrunst meine Gebäude, und ich verlor den Fleiß meiner Hände und den Segen so vieler Jahre. Es hat weniger Stunden bedurft, mein ganzes irdisches Glück zu zerstören, und ich verdanke diesen schrecklichen Ruin einer brennenden Cigarre, die der Dorfsbesitzer im Vorüberreiten an meinem Gehöfte in das von der großen Hitze ausgedörrte Maisstroh warf."

„Eines meiner Kinder, das an der Hecke im Garten beschäftigt war, sah die Frevelthat und zeigte mir

den Urheber an, jedoch zu spät. Mein Haus ward von den Flammen verzehrt. Ich belangte den Dorfsbesitzer vor Gericht. Mein Sohn zeugte gegen ihn. Ich erhielt eine Entschädigung weit unter dem Werthe des Verlornen, und mein Feind einen mehrjährigen Arrest. Vor einiger Zeit verließ er denselben, und scheute sich seither mir zu begegnen." Mehrere Einwohner bestätigten die Wahrheit dieser Erzählung Giovanni's.

Einige Wochen nun vor unserm Abmarsch aus der Gegend ereignete sich ein Vorfall, der in mir und allen Anwesenden einen erschütternden Eindruck erregt hat.

Es war an einem der herrlichen Abende des Septembers, die im Süden so erquickend sind, wo nach des Tages Last und Hitze ein leiser Ostwind die kühlenden Lüfte des adriatischen Meeres über die Küsten Italiens haucht, als ich mit mehreren Freunden vom Fuße des Monte Cavallo, einen der höchsten südlichen Spitzen der friauler Alpen, durch das Thal zu unsern Quartieren zurückkehrte.

Als der Tag sich zu neigen begann, schlug sich der Weg durch eine Schlucht. Unersteigliche Felsen umgaben sie fast ringsum. Nach Westen hin öffnete sich eine Aussicht, und wir erblickten die Tyroler Hochgebirge in düsterer erhabenen Gestalt. Die lange Fernsicht, in der sich ein Gipfel über den andern erhob, die mit dunkeln Nadelholz überdeckten Rücken der Berge schufen uns ein Bild von wunderbarer Größe.

Die Sonne neigte sich hinter die Höhen. Weit über das Thal fielen die langen Schatten unförmlicher Massen, und einige Strahlen, die durch die zackigen Felsen brachen, erleuchteten die gegenüberliegenden Berge

und ihre Burgtrümmer, deren Stille und düstere Einsamkeit mit dem ganzen Gemälde ergreifend verschmolz. Als wir den letzten Vorsprung eines gewaltigen Felsens gewonnen, öffnete sich uns die Ebene und wir erblickten Aviano und mehrere andere Ortschaften zu unsern Füßen. Der Wind erhob sich allmählig, wurde immer stärker und heftiger, bis zuletzt ein brausender Sturm die Gewölke am Himmel zusammenjagte und immer dichter und dichter über die Ebene häufte.

Jetzt entlud sich ein furchtbares Gewitter; Blitze zuckten auf Blitze, und der Donner wiederhallte in den Bergen.

Schon fiel der Regen in einzelnen großen Tropfen und wir eilten in ein nahes Dorf, wo die Pferde unser warteten, als plötzlich ein Blitzstrahl aus dem Gewölke niederfuhr und ein schrecklicher Donnerschlag folgte. „Es hat eingeschlagen," riefen wir Alle aus einem unwillkührlichen Gedanken, und in demselben Augenblicke sahen wir die Flammen aus einem weit entfernten Gebäude emporlodern. Der Richtung und Entfernung nach brannte es in unserm Dorfe. In möglicher Eile warfen wir uns auf die Pferde und ritten im Carriere nach Aviano.

Schon bliesen die Trompeten Allarm. „Wo brennts?" war natürlich die erste Frage. „In der Villa des Grafen" — war die Antwort. Als wir im Quartier dienstmäßig gesattelt und uns gerüstet hatten, saßen wir ab und eilten dahin.

Das ganze Schloß war in Bewegung, und der heftige Wind verbreitete die Flammen nach dem Wohngebäude des Dorfbesitzers. Schon hatten sie die Seidenspinnerei, die Scheunen und Stallungen ergriffen.

Wir alle waren beschäftigt, Einige an den Scheunen, Andere auf den Dächern der Mittelgebäude, die Meisten um das Schloß selbst zu retten. Der Regen fiel in Strömen, doch konnte er die wüthenden Flammen nicht bemeistern; ja, es schien, als ob die Elemente mit einander um die Obergewalt stritten.

Unsere Leute zeichneten sich im hohen Grade aus. Nachdem sie ihre Pferde aus den zusammenbrechenden Ställen ins Freie gerettet hatten, und zur Hülfe abgeschickt waren, stürzten sie sich mit Wassereimern in die Flammen, und es gelang ihnen, Manches zu retten. Einige, die im Schlosse Quartier hatten, benutzen sehr listig die allgemeine Verwirrung, manches Abgenutzte ihrer Rüstung den Flammen Preis zu geben, damit sie dafür ein Neues an dessen Stelle erhielten. Der Oberst und Commandant des zweiten Dragoner-Regiments theilte jede Gefahr, und befand sich löschend und rettend, auf dem Giebel eines Gebäudes, welches fast den Einsturz drohte.

Doch alle vereinten Anstrengungen so Vieler fruchteten wenig; man verzichtete endlich auf Rettung des Uebrigen und beschränkte sich auf die Wohnung der gräflichen Familie, der die höchste Gefahr bevor stand. Plötzlich erschien der Graf mit dem Ungestümm der Verzweiflung im Gewühle und rief: „Im zweiten Stock steht die große Flügelthüre offen, welche die Seidenfabrik von meiner Wohnung scheidet. Wenn es möglich wäre, sie noch zu schließen, so könnten die Flammen durch Wasserströmen von dem Eindringen zurückgehalten werden. Bleibt sie aber offen, so ist mein Haus ohne Rettung verloren.“ Das Wagstück verhieß dem kühnen Unternehmer die größte Lebensgefahr.

Es gelingt endlich der Unerschrockenheit eines der anwesenden Dorfbewohner; sich durch Flammen, Rauch und Trümmer den Weg dahin zu bahnen. Von allen Seiten sucht man ihn durch die Wasserströme der Pumpen zu schützen, und es gelingt ihm, die verhängnißvolle Thür zu schließen. Die Wuth der Flammen findet dort allmählig ihr Ziel und das Schloß bleibt verschont. Zerfleischt, vom Feuer versengt und von Rauch halb erstickt, sieht man den heldenmüthigen Retter aus den Gluthen zurückkehren. Als er glücklich den Boden erreicht, sinkt er bewußtlos nieder, doch gelingt es, ihn allmählig in's Leben zurückzurufen. Wir drängen uns zur Hülfe um ihn und erblicken an ihm mit Ueberraschung und freudigem Entzücken Giovanni.

So rächt sich der wahre Christ.

(D. Erzähler.)

11.

Fürchte nicht, Gott ist dein Führer.

Ein Holzfäller, der am St. Johannisflusse beschäftigt war, verließ eines Tages seine am Ufer erbaute Hütte, und begab sich mit der Axt auf der Schulter, nach dem Moorgrunde, wo er schon öfter die riesigen Stämme gespalten und behauen hatte, welche das edelste Holz zum Schiffbau liefern. In der Jahreszeit, die zu dieser Arbeit am günstigsten ist, bedecken öfters dichte Nebel das Land so, daß man kaum 30 bis 40

Schritt weit sehen kann, nach welcher Seite man sich auch wenden mag. Die Wälder haben ausserdem so wenig Abwechslung aufzuweisen, daß jeder Baum wie ein genaues Ebenbild seines Nachbars aussieht. Das Gras wächst, wenn es nicht abgebrannt worden, zu einer solchen Höhe, daß ein Mann von gewöhnlicher Größe nicht darüber hinwegsehen kann. Wer also mit dem schlecht angedeuteten Pfade, den er verfolgt, nicht sehr vertraut ist, der muß große Vorsicht anwenden, um nicht in die Irre zu gerathen.

Das Mißliche seiner Lage wird noch erhöht, wenn, was öfters der Fall ist, mehrere Pfade einander kreuzen; und besitzt er in solchem Falle keine genaue Ortskenntniß, so thut er am besten, wenn er Halt macht, sich an die Erde legt und wartet, bis der Nebel nachgelassen hat.

Die besten Holzhauer können ihren Weg unter solchen Umständen eine Zeitlang verlieren; und ich selbst (sagt der Verfasser dieser Erzählung) habe mich zuweilen eben so unklug in das Gehölz gewagt, um ein angeschossenes Thier zu verfolgen, das mich so weit von gebahnten Pfaden ablockte.

Der Holzhauer, von dem ich jetzt reden will, war schon mehrere Stunden gegangen, als plötzlich die Vermuthung in ihm aufstieg, daß er weit über den Ort hinaus seyn müsse, wo er gewöhnlich Halt machte.

Zu seinem großen Schrecken sah er in demselben Augenblick, als der Nebel verschwand, die Sonne in der Mittagshöhe, und die ganze Gegend umher war ihm fremd.

Jung, kraftvoll und wohlgemuth, wie der Holzfäller war, bildete er sich ein, er sey nur etwas zu rasch

und über den Ort hinausgegangen, wohin er sich begeben wollte.

Er kehrte also der Sonne den Rücken und schlug von falscher Spur geleitet, eine andere Richtung ein.

Indessen verstrich die Zeit, und die Sonne ging am Horizont immer tiefer; aber alle Gegenstände blieben dem Verirrten, wie in einen Schleier gehüllt. Hundertjährige Bäume kreuzten ihre mächtigen Aeste über seinem Haupte; das hohe Gras wurde an allen Seiten dichter; kein lebendes Wesen zeigte sich auf seinem Wege: Alles war in Todesstille versunken.

Die Lage eines Menschen, der sich in einem amerikanischen Urwalde verirrt hat, kann in der That kaum schrecklicher gedacht werden. Man muß nothwendig eine solche Irrwanderung selbst erlebt haben, um einen Begriff davon zu erhalten.

Anfangs glaubt man alle Gegenstände zu erkennen, die man erblickt, und während man voll Unruhe nach andern Gegenständen umherschaut, um sich weiter zu orientiren, geräth man immer tiefer in das Labyrinth.

Dieses Schicksal hatte auch unser Holzfäller. Die Sonne ging mit jenem röthlichen Glanze unter, der am folgenden Tage große Hitze verheißt: ihre Strahlen erloschen allmählig, und es war nur noch eine große feurige Scheibe am Gesichtskreise zu sehen.

Jetzt wiegten sich Myriaden Insekten mit Gesumme in der Luft; die Frösche krochen quackend aus dem schlammigen Wasser, wo sie den Tag über sich versteckt gehalten, das Eichhorn kam aus seinem Loch hervor, und die heisere Stimme des Reihers verkündete seine Rückkehr in's Röhricht.

Bald ertönte auch der melancholische Ruf des Schuhus, und der Abendwind säuselte durch die Bäume, von denen kalter Thau herabtröpfelte.

Ach, es war kein Mond am Himmel, der sein mildes Licht über die schauerliche Scene ausgegossen hätte.

Der Verirrte entschloß sich endlich, seine ermatteten Glieder nicht weiter zu schleppen, und nahm auf dem feuchten Boden sein Nachtquartier.

Er betete brünstig zu Gott, flehete für seine Familie um eine ruhigere Nacht, als die seinige werden dürfte, die er jetzt zubringen sollte, und erwartete mit fieberhafter innerer Bewegung das Licht des Morgens.

Wie schrecklich lang mag sie ihm vorgekommen seyn, diese Nacht ohne Mondschein und in einer schauerlichen Oede!

Als der Morgen anbrach, fiel wieder der in jenen Breiten gewöhnliche Nebel.

Der arme Mann erhob sich von dem harten, feuchten Lager, und machte sich mit kummervollem Herzen abermals auf den Weg, in der schwachen Hoffnung, irgend einen bekannten Gegenstand zu entdecken, obschon er eigentlich kaum wußte, was er that.

Keine Spur von Fußweg leitete ihn; dennoch berechnete er, als die Sonne am Himmel emporstieg, wie viele Stunden des Tages er vor sich hatte, und eilte, so rasch er konnte, durch die Baumgruppen vorwärts; aber alle seine Hoffnungen waren eitel.

Der ganze Tag verging in fruchtlosen Anstrengungen, den Weg nach seiner Wohnung zu finden, und als die Nacht wieder hereinbrach, hatten Müdigkeit, Hunger und Unruhe den Unglücklichen fast der Verzweiflung preis-

gegeben; er sagte mir, er habe sich in demselben Augenblick vor die Brust geschlagen und an den Haaren gerauft.

Nur die frommen Lehren, die seine Eltern ihm frühzeitig eingeflößt, konnten ihn abhalten, sein Daseyn zu verfluchen und vielleicht gar freiwillig zu enden; denn Selbstmord ist eine Sünde wider Gott. Von Hunger gefoltert, warf er sich an die Erde und nährte sich von den Wurzeln, die ringsumher wuchsen.

Diese zweite Nacht war noch schrecklicher und angstvoller: „Ich kannte meinen Zustand," sagte er mir, „ich war wohl überzeugt, daß ich in dieser Einöde umkommen müßte, wenn der allmächtige Gott mir nicht zu Hülfe käme. Mehr als fünfzig englische Meilen hatte ich zurückgelegt, ohne einem Bache zu begegnen, der meinen Durst löschen, oder auch nur meine verdorrten Lippen erfrischen konnte. Ich wußte, daß ich ohne ein paar Tropfen Wasser unfehlbar sterben müßte; denn meine Axt war meine einzige Waffe. Vergebens sprangen die Rehböcke und anderes Wild wenige Schritte weit an mir vorüber; ich konnte keines dieser Thiere erlegen; um meinen Hunger zu stillen. Lieber Herr; Gott behüte Euch, jemals einer solchen Prüfung ausgesetzt zu seyn!"

Vor lauter Entbehrungen und Leiden hatte der Unglückliche endlich fast alle Erinnerung an das, was ihm begegnet war, verloren. „Einmal, sagte er, erbarmte sich Gott meiner und schickte mir eine Schildkröte in den Weg. Ich betrachtete sie mit Staunen und Entzücken; obschon ich aber recht gut wußte, daß sie mich, wenn ich ihr langsam folgte, zu einem lebendigen Wasser führen würde, so erlaubten mir doch mein Hunger und Durst keinen Augenblick des Verzuges: ich hieb das

Thier mit einem Schlage meiner Axt entzwei und verzehrte es dann mit wüthender Gier. Nach wenigen Augenblicken war nichts als die nackte Schale übrig. O Herr, wie dankte ich Gott für dieses Labsal! Ich fühlte mich wie neugeboren. Am Fuß einer Fichte sitzend, blickte ich zum Himmel auf; ich gedachte meines armen Weibes und meiner Kinder; ich wiederholte meine brünstigen Danksagungen, und mein Vertrauen wurde wieder so lebendig in mir, daß ich so gut als überzeugt war, ich würde den verlornen Weg und mein Haus wieder finden."

Der Verirrte blieb die ganze Nacht über am Fuße des Baumes, unter welchem er seine Mahlzeit gehalten hatte. Von einem tüchtigen Schlafe erquickt, trat er die beschwerliche Reise wieder an. Die Sonne zeigte sich in ihrer ganzen Pracht; der Holzfäller folgte der Richtung des Schattens; aber auch dieses Mal konnte sein Auge nur fremde Gegenstände erspähen.

Schon war er der Verzweiflung wieder nahe, als er plötzlich eine im Grase kauernde Ratte bemerkte.

Mit stürmischer Eile schwang er seine Axt und traf das Thier so gut, daß es augenblicklich verendete; dann verzehrte er es hastig mit Haut und Haaren, wie er mit der Schildkröte gethan, und nun ging es wieder rüstiger vorwärts in dem endlosen Labyrinthe.

Tage folgten auf Tage, Wochen auf Wochen. Der unglückliche Holzfäller nährte sich bald von rohem Palmkohl, bald von Fröschen und Schlangen; Alles, was ihm auf der grauenvollen Wanderung in den Wurf kam, fand er von köstlichem Geschmack; hiedurch wurde er jedoch so abgezehrt und elend, daß es ihm große Anstrengung kostete, sich vorwärts zu schleppen. Vierzig Tage waren

nach seiner Rechnung verflossen, als er endlich an das Ufer eines Flusses kam. Seine Kleider fielen ihm zerfetzt vom Leibe; seine Axt war verrostet, das Haar hing ihm furchtbar verworren ins Gesicht; der ganze Körper glich einem mit Pergament überkleideten Scelette.

Er hatte sich auf den Sand am Ufer ausgestreckt, um zu sterben, als er plötzlich in seinen Fieberträumen die Ruderschläge eines Fahrzeuges zu hören glaubte.

Er lauschte; aber dieser trostreiche Laut erstarb in der Ferne; — war es wieder nur ein Traum, die letzte Täuschung seiner Hoffnung?

Der Unglückliche versank neuerdings in halbe Bewußtlosigkeit, als ein neues Plätschern von Rudern, dieses Mal kein Gaukelspiel seiner kranken Phantasie, ihn weckte.

Er horchte mit solcher Spannung, daß der Flug des kleinsten Insektes ihm kaum entgangen wäre. — —

Bald mischten sich menschliche Stimmen in den Takt der Ruder — das Herz des armen Verirrten hüpfte vor Freude; es gelang ihm, sich aufzuraffen.

Gottes Auge sah den Unglücklichen, als er an dem breiten, im Sonnenstrahl flimmernden Strome kniet, und bald sollten ihn auch Menschen-Augen sehen; denn das Fahrzeug kam, nachdem es ein mit Buschholz bewachsenes Vorgebirg umsteuert hatte, wirklich zum Vorschein und ruderte rüstig vorwärts.

Der Verirrte stieß einen schwachen Schrei freudigen Schreckens aus.

Die Ruderer hielten an und schauten sich um. Ein anderer Schrei dringt ihnen zu Ohren, und jetzt erblicken sie den Rufenden.

Das Fahrzeug steuert nach dem Ufer; das Herz des Verirrten klopft hörbar; sein Auge trübt sich; der Kopf

schwindelt ihm; seine keuchende Brust schwillt hoch an. Das Fahrzeug landet, wird ans Ufer gehackt, der Verirrte ist wieder gefunden.

Dieß ist keine Erdichtung; — ich habe eine reine Thatsache erzählt; ich habe sie vier Jahre nach dem traurigen Ereigniß und zwar in der Hütte des nämlichen Holzfällers selbst niedergeschrieben.

Sein Weib und seine Kinder waren zugegen; und ich werde immer der Thränen gedenken, die ihren Augen entquollen, als sie diese rührende Geschichte, vielleicht schon zum zwanzigsten Male mit anhörten.

Ich bemerke nur noch, daß der Wald, in welchen der schwergeprüfte Mann sich begeben, höchstens acht englische Meilen, der Fluß aber, an dessen Ufer man ihn fand, volle acht und dreißig Meilen von seiner Wohnung entfernt ist? Berechnen wir seine Wanderung nur auf zehn englische Meilen täglich, so können wir daraus schließen, daß er in Allem wenigstens 400 englische, 90 deutsche Meilen durchgeirrt haben müsse.

Er muß also, wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, beständig im Kreise herumgelaufen seyn. Nur die ungewöhnliche Stärke seines Körpers und der erbarmende Beistand Gottes hatten es ihm möglich gemacht, eine solche Probe zu bestehen.

(D. Erz.)

15.

Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.

In einem der entferntesten und unbekanntesten Winkel des Departements (Kreises) der beiden Sevres in Frankreich befand sich im Jahre 1793 unter dem Namen und der Fürbitte der heiligen Agatha eine arme kleine Pfarrgemeinde von etwa vierzig Häusern, wenn man eben so viele offenstehende Hütten so nennen kann, die mit Stroh oder Schilf bedeckt, und deren aus Zweige geflochtene Mauern mit einem aus Lehm verfertigten Mörtel verkittet waren. Hier wohnte eine Bevölkerung, die eben so schlicht und gottergeben, als muthig war.

St. Agatha hatte zum geistlichen Vorstand einen Priester, welcher, kaum 25 Jahre alt, auf Befehl seiner Vorgesetzten sich bei dieser armen und arbeitsamen Bevölkerung niedergelassen hatte, um hier, wie diese zu leben, eine allen Winden offen stehende Hütte zu bewohnen, das Gute nach seinen Kräften zu befördern; und er hatte gewissenhaft seine heilige und mühselige Sendung erfüllt.

Seit fünfzig Jahren hatte er sich nicht nur die Ach=

tung, sondern auch die Verehrung und Liebe seiner Pfarrkinder erworben.

Es hatte sich ihm zwar oft die Gelegenheit dargeboten, in eine volkreichere und wohlhabendere Gemeinde versetzt zu werden, aber stets hatte er sich dessen geweigert, aus Furcht, sein Nachfolger möchte es nicht lange auf der armen Pfarrei aushalten.

So wurde er auf derselben Stelle, in derselben Armuth und denselben Verrichtungen alt, indem er im Verborgenen Gutes that, und seine Belohnung schon hienieden in der Zuneigung fand, womit diese einfachen und dankbaren Menschen ihn erfreuten, für welche er sich so ganz aufgeopfert hatte.

Es stand zu hoffen, daß bei dem Ausbruche der französischen Revolution seine nützliche und heilige Stellung gegen die Stürme geschützt bleibe, welchen so manche andere unterlag, die man für unerschütterlich hielt.

Doch es sollte nicht so seyn. Eines Tages erhielt der Pfarrer aus dem Hauptorte des Departements die Weisung, den Eid auf das zu leisten, was man damals die Civil-Constitution des Clerus (die Staatsbürger-Pflichten der Geistlichkeit) nannte, oder sogleich seine amtliche Wirksamkeit einzustellen und seine Pfarrei zu verlassen.

Der alte Mann war so wenig mit dem weltlichen Treiben bekannt, daß er zuerst nicht recht verstand, was man von ihm wolle.

Da man dem an ihn ergangenen Befehl die Constitution selbst beigefügt hatte, welche er befolgen zu wollen beschwören sollte; so gab er sich daran, sie durchzustudiren.

In Folge gründlicher Prüfung glaubte er sich nicht befugt, diesen Eid zu leisten; aber deßwegen seine Pfarrei zu verlassen, in den Gedanken konnte er sich gar nicht finden.

Diese Weigerung zog nun nicht allein ihm, sondern auch noch vielen Andern seiner Amtsgenossen Verfolgungen zu.

Der National-Convent in Paris ließ die Truppen anmarschieren, und besondere Abgeordnete aus seiner Mitte waren mit unbegränzter Vollmacht begabt.

Einer dieser Commissäre ließ sich in Niort nieder.

Dieser Blutmensch ließ die Widerspenstigen einkerkern und setzte einen Preis auf den Kopf derjenigen, deren er nicht habhaft werden konnte.

Eines Tages kam die Nachricht nach St. Agatha, eine Voluntär-Compagnie sey unter dem Befehle des Commissärs von Niort im Anmarsche.

Die Gemeindeverwaltung trat zusammen und schlug dem würdigen Pfarrer vor, sich in das Asyl zurückzuziehen, das zu seiner Sicherheit ausersehen sey.

Der Greis weigerte sich dessen, indem er erklärte, er wolle sich dem nicht entziehen, was die göttliche Fürsehung über ihn beschlossen habe.

Da zwangen ihn seine eigenen Pfarrkinder, die Gemeinde zu verlassen, und brachten ihn in eine Köhlerhütte, welche sich in der Mitte eines nahegelegenen Waldes befand. Vier bewaffnete Männer blieben in seiner Nähe, sowohl um zu verhüten, daß er sich selbst seinen Feinden ausliefere; als auch um ihn zu beschützen, wenn er entdeckt würde.

Am folgenden Tage kamen unter Anführung des Volksrepräsentanten achtzig Voluntäre mit zwei Feldstücken in St. Agatha an, um eine Strohhütte zu belagern, deren Besatzung aus einem 75 jährigen Greise bestand, welcher sich gleich ergeben haben würde, wenn er zugegen gewesen wäre.

Als die Truppen auf dem Marktplatze des Dorfes Halt gemacht und sich aufgestellt hatten, erklärte der Commandant den Einwohnern den Zweck seiner Ankunft, und forderte sie auf ihren Pfarrer auszuliefern.

Da sich keiner hiezu verstand, so befahl er die Hausdurchsuchung. Nun ging der Zug nach dem Pfarrhause, das ohne Erfolg durchsucht wurde. Mit Kolbenstößen schlug man die Kirchthür ein, entweihte den heiligen Ort, nachdem man hier eben so vergeblich wie nachher in jedem einzelnen Hause der Gemeinde dieselbe Nachsuchung angestellt hatte.

Endlich erklärte der Anführer dieser Expedition den Pfarrer ausser dem Gesetze, versprach die Summe von 20,000 Franken demjenigen, der ihn ausliefern würde, und befahl, daß die Kirche, das Pfarrhaus, und alle Wohnungen des Dorfes in Asche gelegt werden sollten.

Die Bande führte den grausamen Befehl aus, und der Volksvertreter zog unter Trommelschlag mit seinen achtzig Mann und den beiden Feldstücken wieder ab.

Am Abende dieses Tages erfuhr der Pfarrer, die Gefahr sey nun vorüber; doch wußte er nicht, um welchen theuern Preis der Aufopferung von Seite seiner lieben Pfarrkinder er gerettet seyn sollte.

Er kam mit den vier bewaffneten Männern, welche ihm Gesellschaft geleistet hatten, nicht nach St. Agatha, wohl aber zu den rauchenden Trümmern der Ortschaft, welche früher diesen Namen führte. Ich will es nicht versuchen, den Schmerz zu schildern, den der würdige Greis empfunden haben mag, als er seine Freunde und deren Kinder jedes Alters und Geschlechtes sah, wie er sie mit ihrem Viehstande, den sie aus der Verheerung noch hatten retten können, auf offenem Felde gelagert sah, die in stummer Verzweiflung mit starren Blicken nach der Stätte hinschauten, wo die Reste ihrer Wohnungen, ihrer Geräthschaften und ihrer Aernte noch ein Raub der Flammen wurden.

Er fragte sie mit thränenden Augen, warum sie das schaudervolle Unglück, das sich ihm hier darbiete, nicht dadurch abgewendet hätten, indem sie denen, die ihm nachstellten, seinen Aufenthaltsort angaben, und ob denn die wenigen Tage, die einem so hochgealterten Greise noch übrig blieben, in Vergleich gestellt werden könnten mit dem Leben so vieler Leute, welche, jung und alt, aus Mangel an Nahrung und Obdach erliegen mußten. — Man erwiederte ihm, da er der Vater der Gemeinde sey, so habe man ihn um jeden Preis retten müssen, und man erachte das Glück seiner Erhaltung auch jetzt noch nicht für zu theuer erkauft.

Der Greis erklärte nun seinen Pfarrkindern, daß das, was sie für ihn gethan haben, auch ihm zu erkennen gebe, was er für sie thun müsse, und sie würden bald erfahren, ob er würdig gewesen sey, daß sie

ein solches grenzenloses Opfer gebracht hätten, um ihn vom Tode zu retten.

Drei Tage darauf, als der Repräsentant, der St. Agatha verwüstet hatte, sich in seinem Zimmer zu Niort befand, wo er eben mit dem öffentlichen Ankläger und dem Henker eine geheime Zusammenkunft gehalten hatte, um auf Mittel zu sinnen, der Bevölkerung durch äußerste Gewaltthätigkeiten immer mehr Furcht einzujagen, führte man einen Greis mit kahlem und gesenktem Haupte bei ihm ein, der sich auf einem Dornstock stützte, dessen Schuhe mit Staub bedeckt waren, und dessen langer schwarzer Priesterrock, in Fetzen zerrissen, an seinen ausgemagerten Gliedern herabhing.

Der Greis ging gerade auf den Beamten zu und redete ihn so an: „Bürger-Repräsentant, Sie haben zu St. Agatha verkündigen lassen, daß derjenige, der den Pfarrer dieser Gemeinde in Ihre Hände liefert, 20,000 Franken erhalten soll. Ich biete mich an, ihn um den ausgesetzten Preis in Ihre Gewalt zu bringen."

So sehr der Repräsentant auch an die Verderbtheit der Menschen zu glauben gewohnt war, so schauderte er doch wider Willen bei diesen Worten eines Greises zusammen, der nur noch wenige Tage zu leben hatte, und ihm hier einen Kopf anzubieten kam. —

„Priester," sagte er zu ihm, „für einen Mann Deines Alters und Deines Standes machest Du mir ein sehr sonderbares Anerbieten." — „Nicht so sonderbar, wie Sie glauben mögen; nehmen Sie es an?" — „Wer bist Du, Du, der Du mir den Kopf Deines Mitbruders überlieferst?" — „Was geht Sie das an? Genug,

ich überliefere ihn. Also noch einmal: nehmen Sie es an?" — „Ich nehme es an, aber das Blut, das vergossen werden soll, falle auf Dich zurück." — „Ganz gut; aber die 20,000 Franken, die Sie zugesagt haben, werde ich diese auch bekommen?" — „Ich gebe sie Dir." „Erlauben Sie, sollte sich die Summe nicht noch etwas steigern lassen?" — „Blutgieriger Greis, wärst Du für Deine Niederträchtigkeit noch nicht theuer genug bezahlt?" — „Doch, doch, ereifern Sie sich nur nicht. Ich bekomme also die 20,000 Franken?" — „Ja, ja, wenn Du mir den Pfarrer von St. Agatha überlieferst." — Indessen, wohl gemerkt .... ich verlange auch noch, daß Sie mir die nöthige Zeit und die Mittel zusagen, um mit dem Gelde zu thun, wie ich's für gut finde, wenn ich es nun verdient und bekommen habe." — „Wie kann ich Dir an dieser Frist und an diesen Mitteln hinderlich seyn? Wenn du Deinen Lohn erhalten hast, so ist er ja Dein Eigenthum." — „Das weiß ich wohl; indeß, versprechen Sie mir's; ich habe meine Ursachen, darauf bestehen zu müssen." — „Ich sehe nicht ein, wozu das dienen kann. Doch will ich's gern zusagen auf Wort und Ehre eines Republikaners; Dir sollen Zeit und Mittel bleiben, den Preis Deiner Schandthat anzuwenden, wie Du es beschließen wirst."

„Wohlan denn, so geben Sie mir sogleich das Geld; denn ich selbst bin der Pfarrer von St. Agatha und überliefere mich hiemit in Ihre Hände." — „Sie!" rief der Repräsentant, und seine Stimme versagte ihm und seine Gesichtsfarbe änderte sich. — „Ja, ja, ich selbst," erwiederte kalt der Pfarrer. — „Und Sie selbst liefern Sich mir aus?" —

„Ich liefere mich Ihnen aus, um die 20,000 Franken zu bekommen, die Sie zugesagt haben.“ — „Was wollen Sie damit anfangen? Sie wissen ja wohl, was für ein Loos Sie erwartet .... Sie sind außer dem Gesetze erklärt.“ — „Eben darum bitte ich Sie, mir die Summe auszuzahlen und mich zu meinen Pfarrkindern von St. Agatha führen zu lassen.“ — „Und wozu das?“

„Die mich begleiten sollen, werden Ihnen den Verlauf der Sache nachher zu wissen thun.“ — Ich weiß aber nicht, ob ich darf.“ — „Repräsentant, ich habe Ihr Wort!“ — Das ist wahr. So sey es denn, wie Sie es gewünscht, und wie ich's versprochen habe.“

Der Repräsentant zahlte 20,000 Franken in Assignaten an den Pfarrer aus, welcher nun verlangte, sogleich inmitten der Brandtrümmer der Gemeinde von St. Agatha geführt zu werden.

Die Einwohner des abgebrannten Dorfes waren lebhaft von dem plötzlichen Verschwinden ihres Hirten ergriffen; sie suchten ihn wie gewöhnlich auf, um das Morgengebet mit ihm zu verrichten; aber sie fanden ihn nicht in der Hütte, welche sie ihm in aller Eile unter den noch dampfenden Ruinen erbaut hatten. Sie waren nun unter freiem Himmel zum vierten Male zusammengetreten, um sich über die Mittel zu berathen, ihn wieder aufzufinden und zu ihnen zurückzuführen, als sie zu ihrem großen Erstaunen ihn auf einem Ochsenwagen heranziehen sahen, umgeben von denselben Soldaten, die ihre Häuser verwüstet hatten. Sie liefen ihm entgegen, nahmen ihn mit Vorsicht vom Wagen und umgaben ihn, indem sie seine Hände und Kleider küßten und

tausend Fragen an ihn thaten Als er es erreichen konnte, daß man ihn zu Worte kommen ließ, redete er seine Pfarrkinder so an: „Meine Kinder! Ihr waret unzufrieden mit mir, Ihr wähntet wohl, ich sey von Euch gegangen, ohne Abschied von Euch zu nehmen, und Ihr fürchtet wohl gar, mich nicht mehr wieder zu sehen. Ihr habt euch getäuscht. Ach, so scheidet man nicht von einander, wenn man fünfzig Jahre zusammen in Freundschaft gelebt hat. Ich hatte in dem Haupt orte des Departements ein kleines Geschäft abzuthun, und da ich fürchtete, Ihr würdet mich nicht gehen lassen, so habe ich mich heimlich fortgemacht. Da das Geschäft nun ganz zu meiner Zufriedenheit vollbracht ist, komme ich zurück, um Euch darüber zu sprechen. Zu meiner Erhaltung habt Ihr, ohne Euch zu beklagen, Eure Häuser geopfert; Eure Geräthe und die Aernte eines Jahres sind dabei zu Grunde gegangen. Wohlan, ich bringe Euch hier etwas mit, das Euch einigen Schadenersatz bieten soll. In dieser Brieftasche befinden sich 20,000 Franken, und ich bitte den Herrn Maire (Gemeindevorsteher), sie aus meinen Händen anzunehmen, um sie unter Euch verhältnißmäßig zu vertheilen. Fragt mich nicht, wie ich an dieses Geld komme; das ist ein Geheimniß, das Euch späterhin bekannt werden wird; jetzt aber darf ich es Euch noch nicht entdecken, und besonders heute nicht. Ich gehe nun mit den Herren wieder zurück, die mich hieher begleitet haben, und verlasse Euch auf eine Zeitlang, deren Dauer ich nicht zu bestimmen vermag. Während meiner Abwesenheit bleibt das, was Ihr waret, während ich unter Euch lebte: tugendhafte und arbeitsame Menschen; lebt unter einander in Frieden als gute Christen; liebet ein-

ander, bewahret immer die Gottesfurcht in Euren Herzen und das Andenken an Euren alten Pfarrer, den Ihr alle wieder finden werdet, früher oder später, an dem Orte, wo diejenigen, die sich lieben, wie wir uns lieben, für die Ewigkeit zusammen vereinigt bleiben. Meine Kinder, knieet nochmals nieder, und empfanget meinen Segen!"

Bei diesen Worten stürzte die ganze Bevölkerung, selbst die Soldaten, die den Pfarrer begleitet hatten und die von der allgemeinen Rührung mit hingerissen wurden, auf die Kniee nieder. Der Greis, dessen Augen gen Himmel erhoben waren, und der sich im Geiste schon im Himmel befand, streckte seine welken Hände aus und rief die Segnungen des Himmels sowohl auf die Häupter seiner Verfolger, wie auf die Häupter seiner geliebten Pfarrkinder herab.

Nachdem er sein Gebet geendet hatte, wandte er sich mit engelgleicher Heiterkeit zu den Soldaten, die seine Begleitung ausmachten, und sagte zu ihnen: „Meine Herren, nun gehöre ich Ihnen! Man hob ihn auf den Karren und brachte ihn nach Niort zurück, wohin ihm aber die ganze Pfarrgemeinde zu Fuß folgte. Ungeachtet er außer dem Gesetze erklärt worden war, wurde er doch nicht dem Henker übergeben. Der Repräsentant, an welchen er sich ausgeliefert hatte, wollte die Verantwortung seiner Hinrichtung nicht übernehmen, und ließ ihn nach Nantes bringen, wo er drei Monate später in den Fluthen der Loire die Marterkrone errang. Das Dorf St. Agatha wurde nicht wieder aufgebaut. Die Familien, die es bewohnt hatten, und denen das

endliche Schicksal ihres Pfarrers lange unbekannt blieb, zerstreuten sich in die umliegenden Gemeinden, wo sie sich ansiedelten. Gegenwärtig geht der Pflug über die Stelle, wo ihre Wiege gestanden hat, und wo der geheiligte Acker sich befindet, in welchem die Gebeine ihrer Väter ruhen.

(D. Erzähler.)

Anhang.

Neue Nachlese
aus
der Kirchengeschichte.

1.

Die Sünde rächt sich selbst.

Der Kaiser Valentinian hatte im Jahre 455 zu Ravenna an der Gemahlin des Patriciers Maximus das schändlichste Vergehen vollbracht. Dieser schwur nun, an dem Räuber seiner und seiner Gattin Ehre sich auf das Grausamste zu rächen. Er suchte den Kaiser zu falschen Schritten, die ihn beim Volke verächtlich machen konnten, zu verleiten. Er bewog ihn sogar, seinen größten Feldherrn und Staatsmann Aetius zu tödten. Als diese Gräuelthat verübt war, stellte er den zwei Barbaren, Transtyla und Onilla, die im Dienste des Aetius gestanden, recht lebhaft vor, daß es für sie eine heilige und unerläßliche Pflicht wäre, dessen verächtlichen Mörder, wie er es verdiente, zu bestrafen. In seinem Tragsessel hatte Valentinian sich nach dem Marsfelde bringen lassen, um an den öffentlichen Spielen sich zu ergötzen. Bevor diese angingen, wollte er zu dem zahlreich versammelten Volke reden. Aber kaum hatte er die Rednerbühne bestiegen, als von der entgegengesetzten Seite Transtyla und Onilla mit entblößten Schwertern auf ihn eindrangen. Valentinian, von mehreren Wunden durchbohrt,

stürzte zur Erde, und Maximus schmückte sich nun mit dem kaiserlichen Purpur. Er selbst fühlte sich nun höchst unglücklich, die Last überhäufter Sorgen drückte seinen Geist; Besorgnisse und bange Erwartungen trübten ihm jede Aussicht in die Zukunft, das eingewiegte und nun erwachende Gewissen behauptete seine Rechte. Seine Gemahlin war aus Kummer und Gram gestorben. Er zwang die verwittwete Kaiserin Eudoxia, ihm wenige Tage nach dem Tode des Gemahls die Hand zu reichen. Er machte ihr selbst das Geständniß, daß er den Valentinian ermordet habe. Von den schmerzhaftesten Empfindungen zerrissen, und von den heftigsten Leidenschaften bestürmt und verblendet, ergriff nun Eudoxia ein Mittel, das bloß die glühendste Rachsucht und die hoffnungsloseste Verzweiflung ihr eingeben konnten. Nach Carthago (der Hauptstadt der Provinz Africa) ward ein treuer Bote geschickt mit geheimen Briefen an Genserich, den König der Vandalen. Die Kaiserin beschwor den Vandalen, sie von ihrem Tyrannen zu befreien. Es wäre, schrieb sie, für Genserich eine heilige Pflicht, den Tod seines ehemaligen Freundes und Bundesgenossen an dessen Mörder zu rächen; sein Ruhm, sein eigenes Interesse machten ihm dieses zum Gesetze. Er möchte nicht zaudern, kühn nach Italien überzuschiffen. Maximus sey allgemein gehaßt, Widerstand werde er daher keinen finden; sie selbst werde mit ihrem zahlreichen Anhange sich mit ihm vereinigen, mit eigener Hand ihn durch die Thore Roms siegprangend einführen.

Der Habsucht und schlauen Politik des Vandalen war nichts willkommener, als dieser Ruf. Schnell wurden die nöthigen Landungstruppen zusammengezogen,

in wenigen Tagen waren sie eingeschifft, und er landete an der Mündung der Tiber. Die plötzliche Landung eines feindlichen Heeres glich einem Donnerschlag aus heiterem, wolkenlosen Himmel. Schrecken und Bestürzung bemächtigten sich nun aller Gemüther. An Widerstand ward nicht gedacht, keine Maßregel der Vertheidigung ergriffen. Maximus wollte sich durch Flucht retten; aber kaum hatte er seinen Palast verlassen, als er von dem, durch Eudoxia bestochenen, Pöbel mit Steinregen empfangen ward. Gräßliches Mordgeschrei erfüllte jetzt die Luft, der fliehende Kaiser ward verfolgt, bald eingeholt, und mit zahllosen Wunden unter den Augen der wüthenden, Beifall zurufenden Menge, von den empörten, von Eudoxia gewonnenen Soldaten ermordet. Des Ermordeten noch blutender, ganz verstümmelter Körper wurde einige Zeit dem Muthwillen des Pöbels Preis gegeben, hierauf an einem Hacken durch die vorzüglichsten Straßen von Rom geschleift, und endlich in die Tiber geworfen.

Genserich rückte in Rom ein; jedoch, Eudoxia, welche ihrem vermeintlichen Befreier entgegen gegangen war, wurde ihres Schmuckes und aller ihrer Kostbarkeiten beraubt, gleich einer Gefangenen behandelt, und Rom durch vierzehn Tage geplündert. Alle Schätze und Verzierungen des kaiserlichen Palastes, die prächtigen Geräthschaften, die ungeheuren, kostbaren Kleidervorräthe, alles Silberwerk, nebst den schweren Schenktischen von gediegenem Gold, wurden eingepackt und auf die Schiffe gebracht; selbst Messing und Kupfer mitzunehmen ließ man sich die Mühe nicht verdrießen. Bloß das im Palast geraubte Gold und Silber belief sich auf mehrere tausend Talente. Auch alle Kirchen wurden

beraubt; selbst die ganze, von Titus vor 400 Jahren im Triumphe nach Rom gebrachte Beute des Tempels von Jerusalem, alle heiligen Gefäße desselben sammt der goldenen Tafel und dem großen goldenen Leuchter mit sieben Armen mußten jetzt auf die Schiffe der Vandalen wandern. Die Summe, welche der Kaiser Domitian zur stärkern Vergoldung des kupfernen Daches des Kapitols verwendet hatte, belief sich nach unserm heutigen Gelde ungefähr auf 24 Millionen. Die Hälfte dieses auch noch mit goldenen Statuen, Wagen und Pferden gezierten Daches wurde nun gleichfalls abgebrochen, und sammt allen in dem Capitol befindlichen Bildsäulen der Götter und Helden, welchen theils die Kunst, theils ihr Alterthum einen unschätzbaren Werth gaben, auf Genserich's Schiffe gebracht und nach Carthago geschleppt. Des Lebens der Einwohner von Rom war zwar, wie Genserich versprochen hatte, geschont worden, aber nicht so der Freiheit vieler Tausende von Römern und zwar beiderlei Geschlechtes. Weil sie gute Handwerker, Künstler, kurz sehr brauchbare Leute waren, oder überhaupt auch andere gemeinnützige Talente und Kenntnisse besaßen, hatte man sie gezwungen, sich auf Genserich's Flotte einzuschiffen. Die verwittwete Kaiserin, ihre Töchter, wie auch Gaudentius, ein Sohn des Aetius, hatten als Gefangene dem stolzen Eroberer nach Carthago folgen müssen. Erst nach einer Gefangenschaft von sieben Jahren gelang es dem Kaiser Leo, ihre Auslieferung nach Konstantinopel zu bewirken.

2.

Frevle nicht.

Ein gewisser Balacius, Unterstatthalter des der arianischen Irrlehre ergebenen Kaisers Constantius in Aegypten, ließ katholische Bischöfe in Eisen und Bande schlagen, Gott geweihte Jungfrauen und Einsiedler unmenschlich und schamlos behandeln. Der heilige Antonius, der Patriarch der Wüste, schrieb an ihn, daß die göttliche Rache schon im Begriffe stehe, über sein gottloses Haupt loszubrechen, wenn er nicht aufhören wolle, die Diener Jesu Christi zu verfolgen. Der Gottlose brach in ein helles Gelächter aus, als er diesen Brief las, warf ihn zur Erde und spie darauf, ohne alle Rücksicht auf seinen eigenen Rang und auf seine Würde. Alsdann trug er dem Ueberbringer des Briefes auf, dem Heiligen zu sagen, weil ihm die Klöster so sehr am Herzen lägen, so würde er selbst kommen, ihn zu besuchen. Fünf Tage waren noch nicht verflossen, als die göttliche Rache sich schon zeigte. Balacius befand sich zu Pferde, an der Seite des Statthalters von Aegypten. Die zwei Pferde fingen an miteinander zu spielen. Plötzlich sprang das Roß des Statthalters auf den Balacius zu, biß ihn in die Schenkel und zerfleischte sie mit außerordentlicher Wuth. Mit Mühe wurde er von dem wüthenden Thiere losgerissen und nach Hause gebracht, wo er den dritten Tag darauf starb.

3.

So straft Gott die Raubsucht.

Offa, König der Merzier, ließ Ethelbert, König der Ostangeln, der sich um die Hand seiner jüngsten Tochter bewarb, meuchlings ermorden und bemächtigte sich der sämmtlichen, dem ermordeten König gehörigen, Länder. Aber schwer lastete auch von jetzt an auf dem gekrönten Frevler und dessen ganzen Hause die Hand der strafenden Gerechtigkeit Gottes. Alle Prinzen aus seiner Familie starben schnell hinter einander hinweg. Er selbst ward von den Vorwürfen seines Gewissens Tag und Nacht gequält, fing bald darauf an zu kränkeln, und schleppte seinen siechen, von Gewissensbissen gefolterten Körper kaum noch zwei Jahre mühsam und schmerzhaft umher. Um, wie er wähnte, seine Missethaten zu sühnen, errichtete er in der Kirche von Heeresfort über dem Grabe Ethelberts ein prachtvolles Denkmal. Nach seinem Tode wurde er in einer Kapelle an dem Ufer der Ouse begraben. Aber derjenige, dessen unersättlicher Ländergier beinahe ganz England zu klein war, der seiner unglückseligen Leidenschaft so viel blutige Menschenopfer brachte, und end-

lich sogar mit Meuchelmördern in einen Bund trat, dieser sollte nach seinem Tode nicht einmal einige Quadratschuhe festen Bodens finden, worin seine Gebeine ruhen konnten.

Die Ouse trat aus ihren Ufern; ihre wilden Fluthen rissen das Grabmal nieder, und schwemmten des Königs dort aufbewahrten Ueberreste in den grenzenlosen Ocean hinweg. Wahrscheinlich wird der Bauch eines Haifisches des ländersüchtigen Offa's Grab geworden seyn. Offa's Mißgeschick ereilte auch seine drei Töchter. Ethelride, die Braut Ethelberts, verließ mit Abscheu den Palast ihres Vaters, um in einem Kloster auf immer das verlorene Glück ihres Lebens zu beweinen. Elfleda ward 11 Monate nach ihrer Vermählung eine trauernde Wittwe, und suchte innerhalb der stillen Mauern eines Klosters einige Linderung für ihren Schmerz. Eadburga ging nach Italien und sank zu Pavia in so tiefe Armuth, daß sie, die Tochter und Gemahlin eines Königs, nicht selten die Vorüberziehenden um ein kleines Almosen anzuflehen sich gezwungen sah.

4.

Eines Einzigen wegen werden oft Viele, manchmal ein ganzes Volk, ein ganzes Land, gestraft.

Ein Bürger von Neapel klagte bei dem Könige Totila gegen einen Soldaten der königlichen Leibwache, daß dieser seine Tochter entehrt habe. Der Beklagte ward sogleich verhaftet, und als er sein Verbrechen gestand, von dem Könige zum Tode verurtheilt. Es war Einer der tapfersten Männer im Heere. Mehrere gothische Feldherrn baten also den König, den Unglücklichen zu begnadigen. Ihre Bitten wurden noch obendrein durch eine Deputation der Einwohner von Neapel unterstützt. „Niemanden," gab Totila den Bittenden zur Antwort, „kann das Leben meiner Landsleute theurer seyn, als mir selbst. Aber ein ungestraftes Verbrechen zieht die Strafe des Himmels auf ein ganzes Volk herab. Wählet also zwischen dem Leben eines Verbrechers und dem Untergang einer ganzen gothischen Nation. Der Sieg ist nicht die Frucht der Tapferkeit allein, sondern vielmehr der Lohn sittlicher und christlicher Tugenden." — Der Unglückliche wurde gehängt, und dessen ganzes Vermögen das Erbe der entehrten Bürgerstochter.

5.

Es trifft dich oft schon hier auf Erden eine Wiedervergeltung; mit dem Maße du missest, mit demselben wird dir wieder eingemessen werden.

Als der Kaiser Mauritius gegen den König der Avaren eine Schlacht verloren hatte, wollte er die 12,000 Gefangenen nicht auslösen, obschon man für den Kopf nicht mehr als den sechsten Theil eines Goldsous, und im Ganzen nach unserm Gelde ungefähr 10,000 Thaler verlangte. Die karge Verweigerung brachte den barbarischen Ueberwinder in einen solchen Zorn, daß er die 12,000 Mann auf der Stelle umbringen ließ. Alsdann empfand der Kaiser, von seinem Gewissen Tag und Nacht beängstigt, seinen Fehler so lebhaft, daß er eine Menge Silber, und Wachskerzen in die vornehmsten Kirchen und Klöster schickte, um den Herrn zu bitten, daß Er ihn vielmehr schon in diesem, als in dem andern Leben, für sein Vergehen strafen möchte.

Er erhielt auch von Gott, um was er Ihn bat. Im Jahre 602 empörte sich nämlich das Kriegsheer gegen ihn; Mauritius mußte bei der Nacht die Flucht ergreifen, wurde eingeholt und mit seinen fünf Söhnen durch die Hand eines Nachrichters enthauptet. Das Blutbad fing bei den jungen Prinzen an, die man vor

den Augen dieses unglücklichen Vaters, ohne daß ihm ein Klagewort entwischt wäre, ermordete. Alles, was man von ihm während der Ermordung seiner Söhne hörte, waren die Worte des Psalms: „Herr! Du bist heilig und gerecht, und heilig und gerecht sind Deine Gerichte!“ — Es trug sich sogar zu, daß die Amme des Jüngsten dieser Prinzen, um demselben das Leben zu retten, stark genug war, ihren eigenen Sohn an dessen Statt herzugeben. Mauritius gewahrte es, und berichtete es dem an seiner Stelle zum Kaiser erwählten Phocas, und sagte, daß es ungerecht wäre, den Unschuldigen statt des Schuldigen leiden zu lassen. Die Köpfe ließ Phocas auf Pfähle vor das Lager stecken, und die Körper derselben ins Meer werfen. Auch des Mauritius Gemahlin und drei Töchter ließ Phocas enthaupten, den Feldherrn Narses, die Stütze des Reiches, lebendig verbrennen, viele Civil- und Kriegsbeamten, wegen ihrer Anhänglichkeit an Mauritius entweder öffentlich hinrichten, oder heimlich in dem Gefängnisse erdrosseln. Vielen wurde auf seinen Befehl die Zunge aus dem Halse gerissen, die Augen ausgestochen, Andere zwischen zwei Pfähle gebunden, und so lange mit Rohrstäben und Geißeln zerfleischet, bis sie unter den Hieben ihrer Peiniger den Geist aufgaben. Andere wurden an Bäume gebunden; man schoß, jeden tödtlichen Schuß vermeidend, mehrere Stunden mit Pfeilen nach ihnen, und ließ sie ganz durchbohrt eines qualvollen Todes dahin schmachten. Phocas ergab sich dabei der Völlerei, war den ganzen Tag berauscht, ward frecher Räuber und ein Sclave viehischer Wollust. Das Volk nannte ihn: „Mörder, Henker und Trunkenbold.“ Endlich erreichte den Phocas ebenfalls

die strafende Hand Gottes. Heraclius, Statthalter von Afrika, wollte ihn nie als Kaiser anerkennen, warb insgeheim ein großes Kriegsheer, vermehrte seine Flotte und segelte im Jahr 610 von den Einwohnern Constantinopels eingeladen, zu ihrer Befreiung ab. Er siegte über die Satelliten des Tyrannen, der nun verlassen, allein, im verödeten Palaste die darauffolgende qualvolle Nacht zubrachte. Vor nicht langer Zeit hatte Phocas der Gemahlin des Photius, eines Mannes von senatorischer Würde, schweres Unrecht gethan. Der rief beleidigte Gatte glaubte, jetzt sey die Stunde der Rache erschienen. An der Spitze einer kleinen Schaar Soldaten drang er in den Palast, überhäufte den Phocas mit den beißendsten und schmählichsten Vorwürfen, riß ihm das purpurne Gewand von dem Leibe, warf ihm einen schmutzigen, schwarzen Soldatensack um, ließ ihm die Hände an den Rücken binden, und brachte ihn unter Hohn- und Schmähworten auf die Galeere des Heraclius, der ihn mit Fäusten in das Gesicht schlug, zu Boden riß, mit Füssen trat, und hierauf Befehl zu dessen Hinrichtung gab. Um die vielen, durch viehische Lust von ihm entehrten Familien zu rächen, wurden ihm beide Hände und Füsse, dann auch die Arme und Beine abgehauen, und, bevor man ihn auf dem Verdeck eines Schiffes im Angesicht des Volkes und des Heeres enthauptete, zuletzt noch beide Augen ausgestochen; der Kopf ward auf eine Picke gesteckt, und auf dem Ufer des Bosphorus aufgepflanzt, der Körper einige Zeit an Hacken durch die Stadt geschleift, und dann auf einen brennenden Scheiterhaufen geworfen.

6.

Leo, der Bilderstürmer.

Der griechische Kaiser Leo, der Armenier, dem elende Betrüger ein langes Leben und eine glorreiche Regierung verheißen hatten, wenn er die Bilder Christi und der Heiligen, welche bekanntlich nicht zur Anbetung, sondern nur zur Weckung frommer Gedanken, in den Kirchen hängen, aus den Kirchen entfernen würde, ließ sich von ihnen bethören, und wüthete gegen die Bilderverehrer, entsetzte den frommen Patriarchen Nicephorus und sperrte ihn in ein von Konstantinopel weit entferntes Kloster ein. Rechtgläubige Bischöfe wurden nun von ihren Kirchen, ehrwürdige Aebte von ihren Klöstern vertrieben, ganze Schaaren, in frommer gottgefälliger Einfalt lebender Mönche grausam mißhandelt, gehöhnt, verspottet und auseinander gejagt; eine zahllose Menge Laien, oft die redlichsten und angesehensten Männer, die aber Gottes und der Kirche Gebote mehr als jene des Kaisers, ehren zu müssen glaubten, wurden Nachts in ihren Wohnungen überfallen, aus denselben herausgerissen, am folgenden Tage öffentlich gegeißelt, nicht selten sogar verstümmelt, ihres ganzen Vermögens beraubt, in Gefängnisse geworfen, oder für immer des Landes verwiesen. Aber die rächenden Strafgerichte Gottes ereilten bald den Kaiser und seine sklavischen Bilderstürmer. Ein anhaltend trockener, ungewöhnlich heißer Sommer, dessen Gluth beinahe alle Er-

zeugnisse der Erde in ihren Keimen verbrannte, hatte Theuerung und Hungersnoth zur Folge, und diese erzeugten nun bald eine Menge ansteckender Krankheiten und Seuchen, und endlich gar die Pest, während schreckliche Erdbeben mehrere bedeutende Städte stürzten, furchtbare Meeresbrandungen eine Menge Schiffe zertrümmerten, und die bei dem Wanken der erschütternden Erde aus ihren Ufern getretene Flüsse ganze Länderstrecken verheerten, und den Segen vieler Jahre hinwegschwemmten. Alle diese öffentliche Drangsalen schrieben die Rechtgläubigen der Gottlosigkeit des Kaisers zu.

Als der Kaiser Leo eines Tages nach der damaligen Sitte in seine Kapelle in die Frühmette ging, und mit seiner kräftigen, über alle anderen hervorragenden Stimme einen Psalm anstimmte, brachen Verschworne, mit Dolchen und Schwertern bewaffnet, hervor, und umringten den Kaiser. Dieser hatte indessen ein schweres neben ihm stehendes Kreuz ergriffen, um sich zu vertheidigen. Ein kräftiger Hieb trennte den Arm, der das Kreuz hielt, und unter zahllosen Wunden wurde Leo an den Stufen des Altars im Jahre 820, den 24. Dezember ermordet. Einige der Mörder hieben ihm den Kopf ab und schleppten den Rumpf durch die Hauptstrassen von Constantinopel. Leo's Söhnen ward jetzt mit demselben Maße gemessen, mit welchem ihr Vater vor sieben Jahren den Söhnen des liebenswürdigen Kaisers Michael, der nicht sein Feind, sondern sein Wohlthäter gewesen, ausgemessen hatte. Sie wurden mit der blutigen Leiche ihres Vaters auf die Insel Prota gebracht und dort verstümmelt.

7.

Wache über deine Unschuld.

Als der heilige Franz von Sales, noch als Jüngling, die Rechte in Padua studirte, waren seine Mitschüler sehr ausgelassen, und stellten besonders der Unschuld neu angekommener Studirender nach. Eben so suchten sie die Keuschheit des heiligen Franz von Sales zum Falle zu bringen. Sie luden ihn ein, mit ihnen zum Besuche einer Person von schlechter Aufführung zu gehen, ohne daß er sie kannte. Unter allerhand Vorwänden entfernte sich Einer nach dem Andern, und ließen ihn allein mit ihr. Die Verführerin wandte nun alle möglichen Künste an, überlud ihn mit Schmeicheleien, und wurde immer zudringlicher. Franz eilte zuletzt zum Kamin, ergriff einen Feuerbrand, warf ihr denselben auf den Kopf, spie ihr ins Gesicht und lief davon. Noch mehrere Versuche machten diese Schalke ihn zu verführen; aber er war von dieser Seite sehr auf seiner Huth und verdoppelte seine Abtödtung.

Wärest auch du bereit, mein junger Leser, in einem ähnlichen Falle etwas Aehnliches zu thun?

8.

Macht der Deutung.

Der Kaliph Montasser hatte seinen Vater, um dessen Thron zu besteigen, ermorden lassen. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung nahm der neue König die in dem Palaste befindlichen kostbaren Vorräthe in Augenschein. Unter den prächtigen persischen Tapeten, die ihm gezeigt wurden, zog eine, die durch ihre herrlichen Stickereien sich vor Allen auszeichnete, vorzüglich die Aufmerksamkeit des Kaliphen auf sich. Man erblickte darauf einen schönen Jüngling, zu Pferd sitzend, mit einer Krone auf dem Haupte und im Kreise um ihn her mehrere persische Buchstaben.

Montasser, der nicht persisch verstand, ließ einen dieser Sprache Kundigen rufen, und fragte ihn um die Bedeutung dieser Schrift. Der Herbeigerufene las, erblaßte, und sagte, es wäre bloß der Anfang eines ganz unbedeutenden alten persischen Volksliedes. Aber der Kaliph ließ sich nicht täuschen; er hatte das Erblassen des Lesenden bemerkt. Mit harten Worten fuhr er ihn an und drohte ihm mit schwerer Strafe, wenn er ihm nicht sogleich den Sinn der Schrift aufschlöße. Jener las: „Ich bin Schiroujah, Chosrous Sohn, der seinen Vater erschlagen, um eine Krone zu erhalten, die ich nur sechs Monate getragen habe.“ Für Montasser waren diese Worte ein Donnerschlag. Noch an demselben Abend ward er von einem Fieber ergriffen, starb nach einigen Tagen, und hatte also nach Ermordung seines Vaters, bis auf den Tag, wo er selbst krank darniedersank, gerade drei Tage geherrscht.

9.

Oft folgt der Lüge die Strafe auf dem Fuße nach.

Der heilige Jakob, Bischof von Nisibis in Mesopotanien, kam eines Tages an einen Ort, wo einige Arme ihm begegneten, und ihn um eine Unterstützung baten, um einen Todten, der so eben verschieden sey, begraben zu können. Er gab ihnen, was sie verlangten, und betete für den Verstorbenen, damit Gott ihm seine Sünden verzeihe, und ihn in die Zahl der Seligen aufnehme. Als der Bischof sich entfernt hatte, so sagten die Lügner zu dem verstellten Todten, er solle jetzt aufstehen; allein der verstellte Todte war jetzt wirklich todt. Da liefen sie dem Heiligen nach, warfen sich ihm zu Füssen, und bekannten, daß sie ihn aus großer Armuth belogen hatten; sie beschworen ihn, ihnen zu verzeihen, und ihrem Kameraden das Leben wieder zu geben. Jakob betete über die Leiche, und sie wurde wieder lebendig.

10.
Dem Meineid folgt die Strafe nach.

Godwin, Graf von Kent, ließ den Prinzen Alfred, den Aeltern, der nach dem Tode Kanuts II. nach England kam, um die Regierung dieses Landes zu übernehmen, bei seinem Eintritt in das Königreich ermorden, und brachte es dahin, daß die Engländer im Jahre 1044 den sanftmüthigen Prinzen Eduard III., dem er seine Tochter Editha zur Gemahlin gab, als König anerkannten. Eines Tages, als der König eine große Menge Edelleute, worunter sich auch Godwin befand, an seiner Tafel hatte, that der Edelknabe, der dem Fürsten zu trinken gab, einen Fehltritt, und verhinderte das Fallen nur dadurch, daß er gleich den zweiten Fuß vorstreckte, wobei er sagte, daß der Bruder unüberwindlich ist, wenn er von dem Bruder unterstützt wird. „Richtig" sagte der König; „denn, wenn ich meinen Bruder hätte, so würden wir einander getreulich unterstützen." Bei diesen Worten warf er einen scharfen Blick auf den Grafen, den er schon längst als den Mörder seines Bruders im Verdacht hatte. Godwin suchte durch einen Schwur dem gottesfürchtigen Fürsten den Verdacht zu benehmen, und sagte: „Dieser Bissen (indem er mit dem Brode zum Munde fuhr) soll der letzte seyn, wenn ich mir über den Mord des Prinzen Alfred das Geringste vorzuwerfen habe." Das Brod blieb ihm in der Kehle stecken, und erwürgte ihn.

11.

Erspare, wenn du kannst, dem Unschuldigen seine Leiden.

Der Kaiser Leo IV., ein Bilderstürmer, gab einem gewissen Nicetas den Befehl, den heiligen Abt Theodor Studita, der für die Verehrung der Bilder eiferte und die Rechtgläubigen nach Kräften durch Briefe und mündliche Ermahnungen stärkte, mit Geißelhieben bis auf das Gebein zu zerfleischen. Theodor warf freudig sein Oberkleid ab, und bot seinen entblößten Rücken den Streichen dar. Als aber Nicetas den, durch anhaltendes Fasten, durch Abtödtungen und Bußübungen jeder Art ganz zum Gerippe gewordenen Körper des Heiligen erblickte, ward er bis zu Thränen gerührt. Unter dem Vorwand, daß er die Execution mit eigenen Händen vollziehen wolle, gebot er den Gerichtsdienern sich zu entfernen, warf hierauf ein starkes Thierfell über die Schultern des Heiligen, und schlug dann so kräftig darauf los, daß man jeden Streich vor der Thüre hören konnte. Als er endlich glaubte, daß des getriebenen Spieles genug wäre, schürzte er den Aermel seines Oberkleides auf, machte sich an dem Arme eine ziemlich starke Wunde, ließ das Blut auf die Geißel herabfließen, und verließ dann halb außer Athem das Gefängniß, indem er im Vorübergehen den draußen Stehenden das noch von dem Blute triefende Werkzeug der Bestrafung zeigte.

12.

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Johannes, mit dem Beinamen der Vandale, hatte lange schon dem Kaiser Theodosius auf ausgezeichnete Weise gedient. Seine Treue, sein natürlicher Verstand, seine ungemeine Kriegskunde, verbunden mit ungewöhnlicher Tapferkeit und Stärke des Armes, hatten ihn zur Würde eines römischen Feldherrn befördert; aber dem elenden Eunuchen Chrysaphas, dessen körperliche Wohlgestalt sein einziges Verdienst war, und der in seiner Person die Würde des obersten Kämmerers mit jener des Befehlhabers der kaiserlichen Leibwache vereinigte, und im Gefühle seiner Nichtswürdigkeit jedes wahre Verdienst haßte, war er ein Dorn in den Augen. Da die Anhänglichkeit des Heeres an Johannes und dessen Treue und Unbescholtenheit dem Chrysaphas keine Gelegenheit zu einem gewöhnlichen Morde der Gerechtigkeit gaben, so ließ er ihn durch einen erkauften Verräther in Thrazien, wo er damals das Heer befehligte, überfallen und meuchelmörderischer Weise tödten. Der Elende, der diese Frevelthat verübte und Anegisilas hieß, erhielt von dem obersten Kämmerer, einem Alles vermögenden Liebling des Kaisers, die Stelle des Ermordeten; aber nicht lange darauf ward er von der unsichtbaren Hand der Vorsehung ergriffen, und auf eine Art, wie er es verdiente, belohnt. Auch der elende Chrysaphas wurde nach dem Tode des Kaisers Theodosius auf Befehl der Kaiserin Pulcheria hingerichtet.

13.

Suche mit Gefahr deines eigenen Lebens das Leben Anderer zu retten.

Die Longobarden, ein wanderndes deutsches Volk, das sich zuletzt in Oberitalien festgesetzt hatte, machten auf einem Streifzuge in das Gebiet von Rom einen Diacon der römischen Kirche zu ihrem Gefangenen. Sogleich ward sein Tod beschlossen; da sie ihn aber vorher martern wollten, so führten sie ihn einstweilen in ihr Lager bei Nocera. Ein frommer und heiliger Priester aus dieser Stadt, Namens Sanctulus, der auf dem Wege den Longobarden mit ihrem Gefangenen begegnet war, that das Möglichste, um das Leben des Diacons von den Barbaren zu erflehen. Als alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, erbat er sich die Erlaubniß, den Gefangenen die Nacht über bewachen zu dürfen; mit seinem eigenen Leben, sagte er ihnen, wolle er für denselben bürgen. Die wilde Horde nahm diesen Vorschlag an. Die Longobarden, wegen ihres Gefangenen nichts mehr befürchtend, schliefen ruhig ein, und Sanctulus säumte nun nicht, die Bande des Diacons zu lösen, ihn bittend, durch schleunige Flucht sein Leben zu retten. Natürlicher Weise verschmähte der Diacon die ihm angebotene Wohlthat, wohl wissend, welcher großen Gefahr er seinen Wohlthäter aussetzen würde; aber sein Sträuben half nichts; Sanctulus gebot, und der Diacon mußte gehorchen. Als die Longobarden erwachten, und nach dem Gefangenen fragten, sagte Sanctulus ganz freimüthig, daß er ihn in Freiheit gesetzt; nun aber, seinem gegebenen Worte getreu, ihnen sein eigenes Leben für jenes des Diacons anbiete. „Wir sehen, sagten die Barbaren, daß du ein guter, treuer und

redlicher Mann bist, der selbst nun einsieht, daß er sterben muß; aber eben deßwegen sollst du gar nicht gemartert werden, und wir überlassen dir selbst die Wahl der Todesart."

Sanctulus antwortete: „Ich wähle den Tod, den es Gott dem Allmächtigen gefallen wird, mich sterben zu lassen." — Die Longobarden kamen überein, ihm den Kopf abzuschlagen. Sanctulus war zufrieden, kniete nieder, und bat bloß um die Begünstigung, vorher noch einige Augenblicke beten zu dürfen. Als ihm dieses gestattet ward, warf er sich mit dem Angesicht auf die Erde, und flehete im stillen Gebete, aber mit erhöhter Inbrunst; nicht für sich, sondern für die Sünder, in deren Mitte er sich befand. Dem Longobarden, der schon das Schwert über ihn gezückt hatte, war endlich das Beten zu lange; er stieß ihn an, und sagte ihm, er möge sich aufrichten, um den tödtlichen Streich zu empfangen. Sogleich erhob Sanctulus sein Angesicht von der Erde, streckte aber seine Arme gegen den Himmel, und rief mit lauter Stimme: „Heiliger Johannes, thue Einhalt dem Mörder!" Plötzlich erstarrt der Arm des Longobarden, er selbst erbleichet, zittert am ganzen Körper, und alle Anwesenden, voll Staunen und Schrecken, bitten nun den Heiligen, den Arm des Unglücklichen zu heilen. Sanctulus that es, aber nicht eher, als bis ihm jener feierlich versprochen hatte, sein Schwert nie mehr mit dem Blute eines Christen zu beflecken. Die Longobarden wollten nun dem Heiligen alles Vieh geben, das sie auf ihrem Zuge erbeutet hatten. Sanctulus nahm dieses nicht an; begehrte aber dafür die Freiheit aller auf eben diesem Raubzuge ihnen in die Hände gefallenen Gefangenen, und sie wagten es nicht, ihm seine Bitte abzuschlagen.

14.

Der Rachsüchtige stürzt sich und Andere in's Verderben.

Prinzessin Honoria, welche eines begangenen Fehltrittes wegen von dem Kaiser Valentinian und seiner Mutter Placidda von Rom verbannt, und zu ihren kaiserlichen Anverwandten nach Constantinopel geschickt worden war, faßte den Entschluß, sich fürchterlich zu rächen. Sie war öfters Zeuge des Schreckens gewesen, den der bloße Name des Attila, des Königs der Hunnen, der sich selbst die Geißel Gottes nannte, unter allen Bewohnern des kaiserlichen Palastes zu Constantinopel verbreitet hatte. Sie opferte nun ihrer Rachsucht jede Rücksicht, jedes weibliche Gefühl, ja selbst die heiligste ihrer Pflichten auf, und faßte den Entschluß, sich diesem Barbaren in die Arme zu werfen, der, abgöttischem Wahn ergeben, ihre Religion haßte, dessen Sprache sie nicht verstand, dessen Gestalt nur die Außenlinien menschlicher Bildung hatte, und dessen Sitten und Lebensweise sie gleich stark verabscheuen mußte. Attila selbst fühlte das Unzarte, Unanständige und Zurückstossende eines solchen Antrages und be-

antwortete denselben mit Verachtung und Kälte. Ihr häufiger Briefwechsel mit Attila wurde entdeckt; deßwegen ward sie von der kaiserlichen Familie mit Abscheu angesehen, nach Rom zurückgeschickt, an einen unbekannten Mann verehelicht, aber gleich nach der Trauung von ihm getrennt, und Lebenslang eingesperrt. Jetzt erst verlangte Attila ihre Auslieferung, und als Brautschatz die Hälfte des abendländischen Reiches; und da ihm seine Forderung nicht bewilligt wurde, so überfiel er im Jahre 431 mit seinem zahllosen Heere Italien, und verheerte es bis in die Gegend von Rom mit Feuer und Schwert.

15.

Laß dich nicht vom Zorn beherrschen.

a.

Furchtbar und schrecklich waren bei Nouschirwan, König der Perser, die Ausbrüche seines Zornes. In einer Aufwallung desselben befahl er, eines geringen Versehens wegen, dem Mabodes, dem er sein Diadem zu verdanken hatte, sich sogleich vor jenem Thor des königlichen Palastes, welches der gefürchtete Schauplatz der königlichen Ungnade war, auf den Dreifuß zu stellen. Unter Todesstrafe durfte keiner dem Unglücklichen, der auf dieser geächteten Stelle stand, sich auch nur von Ferne nahen. Aus dem Reiche der Lebendigen war derselbe gleichsam schon vertilgt, und oft Tage lange mußte er warten, bis dem Despoten in dem Palaste es gefiel, das Urtheil eines milden oder grauenvollen Todes ihm zu sprechen. Wegen eines mißlungenen Feldzuges, wovon die Ursache höchstens in der Unerfahrenheit des Anführers lag, ließ Nouschirwan einen seiner ersten Feldherrn lebendig schinden.

b.

Heinrich II. König von England, war in seinem Zorne unbändig. Aus Zorn beging er in seinen Reden und Handlungen solche Tollheiten und Ausschweifungen, daß sich derer auch Leute von der gemeinsten Gattung hätten schämen müssen. Eines Tages wollte er einen Menschen, der ihm einen unangenehmen Brief gebracht

hatte, die Augen ausreissen, und zerkratzte ihm das ganze Gesicht. Ein anderes Mal mißhandelte er einen Herrn, welcher im Gespräche die Parthei des Königs von Schottland zu ergreifen schien, auf das Schimpflichste. Er schlug ihm seinen Hut ab, zerriß seine Kleider, deckte sein Bett ab, fiel es mit den Zähnen an, als wenn er von Sinnen gekommen wäre. In bittere Klagen und Vorwürfe ausbrechen, Verwünschungen ausstossen, ja auch den Tod drohen, dieß waren ihm ganz gemeine Dinge, wenn nicht gleich Alles nach seinem Willen ging. Die Worte, die er im Zorn wider den heiligen Thomas, Erzbischof von Canterbury, ausstieß, gaben Veranlassung, daß derselbe in seiner Domkirche vor dem Altar von vier Edelleuten, die sich beim Könige durch diese That einschmeicheln wollten, schändlich ermordet wurde.

c.

Der Kaiser Valentinian war sehr dem Zorne ergeben. Eines verzeihlichen Fehlers wegen gerieth er im Jahre 367 in solche Wuth gegen die Vorgesetzten verschiedener Städte, daß er Befehl gab, in jeder derselben drei ihrer Rathsherren hinzurichten.

So ließ er einen seiner Edelknaben, der auf der Jagd einen Hund, den er am Seile hielt, zu früh hatte laufen lassen, weil jener, um sich loszumachen, gegen ihn aufgesprungen war und ihn gebissen hatte, auf solche Weise mit Streichen mißhandeln, daß er noch an demselben Tage starb. Einen Waffenschmid, der für einen künstlich gearbeiteten Panzer Belohnung hoffte, ließ er tödten, weil etwas am vorgeschriebenen Gewichte fehlte.

16.

Keine Wohlthat bleibt unbelohnt.

Marcian, dessen Vater den größten Theil seines Lebens im kaiserlichen Heere gedient hatte, entschloß sich, dieselbe Lebensbahn zu betreten. Als ein neunzehnjähriger Jüngling machte er sich auf den Weg nach Philippopolis, um in die Rollen (Listen) der dortliegenden Legion sich einschreiben zu lassen. Auf dieser Reise dahin sah er nahe an der Landstrasse den Leichnam eines Erschlagenen liegen. Mitleiden zog ihn zu dem Gemordeten hin. Diesem den letzten Liebesdienst zu erweisen, in der mütterlichen Erde ihm eine Ruhestätte zu bereiten, hielt er für Christenpflicht. Mit diesem Werke der Liebe beschäftigt, ward er von einigen vorübergehenden Reisenden bemerkt. Dieselben schöpften Verdacht, zeigten es der Obrigkeit von Philippopolis an und Marcian ward bei seinem Eintritt in die Thore der Stadt sogleich ergriffen. Alle Anzeigen waren gegen ihn. Die Betheuerungen seiner Unschuld wurden nicht geachtet, und schon stand man im Begriffe, ihm das Todesurtheil zu sprechen, als, nicht ohne höhere Fügung, der Mörder von Gewissensbissen gefoltert, sich von selbst der Obrigkeit stellte, und durch freies Ge-

ständniß den Schuldlosen rettete. Marcian ward nun in die Legion aufgenommen. Es war aber Sitte bei den Römern, den bei dem Heere neu zugehenden römischen Jünglingen militärische Namen zu geben. Marcian erhielt den seines Vorgängers, den er jetzt ersetzte, und dieser hatte Augustus geheißen.

Im Jahre 421 war Marcian auf dem Marsche nach der Grenze von Persien gefährlich erkrankt, und blieb in Sydenia, einer Stadt in Lycien, zurück. Zwei würdige Brüder, Namens Lucius und Tatianus, nahmen den Kranken gastfreundlich in ihr Haus auf, warteten seiner mit der Sorgfalt christlicher Liebe, und unter ihren pflegenden Händen erhielt Marcian bald wieder seine vorige Gesundheit. Aber auch nach seiner Genesung blieb er noch einige Zeit bei seinen Wohlthätern. Wo diese hingingen, war er ihr unzertrennlicher Gefährte. Eines Tages hatten sie sich lange mit der Jagd belustiget, streckten endlich ihre müden Glieder in das Gras und schliefen ein. Es war gegen die Mittagsstunde und der Tag ungemein heiß. Früher, als Marcian erwachten Lucius und Tatian, und sahen nun zu ihrem großen Erstaunen, wie ein Adler in mächtiger Entfernung über dem Haupte des Marcian schwebte, und mit seinen ausgebreiteten Flügeln ihn gegen die Strahlen der Sonne zu schützen suchte. Beide Brüder schlossen daraus auf die künftige Größe ihres Gastes. Dem erwachten Marcian sagten sie nichts von dem, was sie gesehen hatten, fragten ihn jedoch, wohin er, wenn er sie verlassen würde, gehen wolle. Nach Constantinopel, sagte Marcian. Scherzend fragte ihn nun einer der Brüder: „Was wirst du denn aus uns machen, wenn du einst dort solltest Kaiser

werden?" „Ja, wenn ich einst Kaiser werde," erwiederte Marcian laut lachend, dann will ich euch in den Patrizier-Stand erheben." „Nun gut," sagten die Brüder etwas ernsthafter, „wir geben dir zweihundert Thaler, reise glücklich nach Constantinopel, und Gottes Segen begleite dich dort auf allen Wegen. Nachdem er wirklich Kaiser geworden war, erhob er Beide, da sie eben so brauchbare, als edle und tugendhafte Männer waren, in den Stand der Patrizier, und machte den T a t i a n u s zum Präfekten von Constantinopel und den L u c i u s zum Statthalter von Lycien.

17.

Einem frommen Christen gereicht die Verleumdung von Seite der Welt nicht zur Schande.

a.

Die Arianer (eine Sekte, welche die Gottheit Christi läugnete) beschlossen in dem Conzilium von Tyrus, den heiligen Athanasius, Patriarchen von Alexandrien, welcher die vornehmste Stütze des katholischen Glaubens war, durch Verleumdungen ins Verderben zu stürzen. Eine Weibsperson erschien vor der Versammlung mit zerstreuten Haaren und wie in Verzweiflung, und verlangte Gerechtigkeit wider Athanasius, der ihre Einfalt und Dienstfertigkeit, da sie ihn in's Haus aufnahm, zu ihrer Schande gemißbraucht hätte. Gott ließ aber den heiligen Athanasius nicht zu Schanden werden, und vereitelte den Fallstrick, den man ihm gelegt hatte. Er gab dem Athanasius ein, ohne alle äußeren Kennzeichen seiner Würde, mit einem andern Priester, dessen äußere Gestalt imponirte, in die Versammlung einzutreten. Dieser Priester übernahm nun, dem innern Drange folgend, die Rolle des heiligen Athanasius. Schnell trat er vor und nahm das Wort, als wenn er der Beschuldigte wäre. Die Unverschämte streckte sogleich ihre Hand aus, deutete mit Fingern auf ihn und schrie mit einer kläglichen Stimme: „Ja, der ist's, ich erkenne ihn mit Entsetzen den treulosen Schänder der Gastfreiheit, und der heiligen Reinig-

keit." Dann gab sie Zeit, Ort und alle geringen Umstände des Verbrechens an. Dieser grobe Irrthum in der Person brachte die Umstehenden zum Lachen und bedeckte die Urheber dieser falschen Beschuldigung mit Schande. Nun traten andere Kläger auf, die eine menschliche Hand vorzeigten, und behaupteten, Athanasius habe sie einem gewissen Arsenius abgehauen, und sich ihrer zu Zauberkünsten bedient. Damit diese Verleumdung nicht entlarvt werde, ergriffen die Feinde des heiligen Athanasius den Arsenius, versteckten und bewachten ihn auf das Sorgfältigste. Unter sichtbarem göttlichem Beistande entdeckte ein Abgesandter des heiligen Athanasius auch diesen Versteck, und führte den Arsenius in Geheim zu seinem Patriarchen. Athanasius fragte in dem Concilium, ob Jemand von den Anwesenden den Arsenius kenne. Mehrere bejaheten es. Nun führte er ihn, in einem Mantel gehüllt, vor, und ließ ihn zuerst seine rechte, dann die linke und zuletzt alle beiden ganz gesunden Hände vorweisen, wodurch abermals die Verleumder zu Schanden wurden.

b.

Der heilige Narcissus, Bischof von Jerusalem, wurde von einigen sittenlosen Christen, denen er ihre Ausschweifungen vorgeworfen hatte, selbst auf eine unverschämte Art eines schändlichen Vergehens wider die Keuschheit beschuldigt. Drei seiner falschen Ankläger bestätigten ihre Verleumdung sogar durch einen Eidschwur, bei welchem sie über sich selbst den Fluch sprachen. „Die Flammen sollen mich verzehren," sagte der Erste, „wenn ich nicht die Wahrheit rede." Der Zweite überlieferte sich unter der nämlichen Bedingung

der ärgsten Krankheit, und der Dritte wollte für seine Aussage sein Gesicht verbürgen. Wer sollte nicht unter diesen Umständen den Bischof für schuldig halten? Und doch war er unschuldig, und es waren viele unter seinen Schäflein, die in dem Glauben an seine Unschuld niemals wankten. Der heilige Mann überließ die Vertheidigung seiner Unschuld dem Himmel, und zog sich in eine Einöde zurück, wo er abgeschieden von der boshaften Welt, die ihm zum Eckel wurde, einige Zeit ein Einsiedlerleben führte. Die Vorsehung Gottes nahm Rache an den Verfolgern des unschuldigen Mannes. Die Verleumder wurden so gezüchtiget, wie sie es selbst gewünscht hatten. Ein Blitz fuhr des Nachts vom Himmel herab und zündete das Haus des ersten Verläumders an, plötzlich stand sein ganzes Eigenthum in Flammen, er konnte nicht einmal das nackte Leben mehr retten, sondern er mußte mit Weib und Kindern verbrennen. Der Zweite wurde von einem schrecklichen Aussatz von der Fußzehe bis zur Scheitel des Kopfes befallen. Alles war an ihm voll Geschwüre, und jedes einzelne Glied ging beim lebendigen Leibe in Fäulniß über. Der Dritte erschrack so sehr vor der Strafe der zwei Ersten, daß er in sich ging und sein Verbrechen so reuevoll und langwierig beweinte, bis er sein Gesicht verlor und ganz blind wurde. Hierauf kehrte Narcissus wieder nach Jerusalem zurück.

c.

Die Franken belagerten Arles, eine Stadt in der Provence. Ein Geistlicher, der ein Anverwandter des Bischofs, des heiligen Cäsarius, war, hatte sich von dem Elende einer mit Sturm eroberten Stadt, so übertriebene schreckliche Vorstellungen gemacht, daß er mit-

telst einer Strickleiter, an welcher er sich über die Mauern herabließ, die Stadt verlassen hatte, und in das Lager der Franken entflohen war. Sobald die Sache ruchbar wurde, warf Alles den schwärzesten Verdacht auf den Bischof. Seine ärgsten und erbittersten Ankläger waren die Juden, und es war schon von nichts Wenigerem die Rede, als ihn in der Rhone zu ersäufen. Aus seiner bischöflichen Wohnung ward er sogleich fortgeschleppt und einstweilen eingesperrt. Es dauerte nicht lange, so war die Unschuld des frommen Bischofs entdeckt. Die Juden mußten eine Bastion vertheidigen. Es bangte ihnen für ihr Eigenthum und für ihr Leben. Während sie auf der Wache standen, warfen sie also in die feindlichen Laufgräben einen, an einen Stein befestigten, Brief, in welchem sie den Franken von den verschiedenen Posten Nachricht gaben, welche die Juden jetzt besetzt hätten, und worin sie dieselben aufforderten, kühn diesen Theil der Stadtmauern sogleich zu stürmen, sie würden hier keinen Widerstand finden, mithin ohne Mühe und ohne Verlust sich der ganzen Stadt bemächtigen. Zum Unglücke für die Juden ward der Brief von den Belagereren nicht bemerkt. Die Westgothen wollten nach dem Rückzuge der Franken die feindlichen Laufgräben zuwerfen, und fanden den unseligen Brief. Der Verrath der Juden war nun am Tage, die Urheber wurden mit dem Tode bestraft, und der heilige Cäsarius in Freiheit gesetzt.

18.

Nur schwarze Seelen können Verleumder werden.

Der griechische Kaiser Basilius, der Macedonier, nahm im Jahr 870 seinen Sohn Leo zum Mitregenten an. Da versuchte ein Bösewicht, Namens Theodorus Santarebenus, den Vater und Sohn zu entzweien, und Letzteren zu verderben. Santarebenus merkte, daß ihn Leo durchblickte und als einen Betrüger zu entlarven trachte, und haßte ihn daher aus ganzer Seele. Er stellte sich, als wenn er von dem jungen Kaiser nur Gutes dächte, und ihm die Liebe und das Vertrauen seines Vaters zu erhalten suchte. Er sagte einst zu Leo: „In diesem Alter solltest Du, wenn Du den Kaiser, Deinen Vater, auf die Jagd begleitest, mit etwas ausgerüstet seyn, um ihn im Falle der Noth zu vertheidigen." Leo ahnte keinen Trug und folgte seinem Rathe. Als er das nächste Mal mit dem alten Kaiser auf die Jagd ging, nahm er einen kurzen breiten Säbel mit und versteckte ihn in seinen Stiefeln. Santarebenus aber flüsterte dem Kaiser Basilius in's Ohr: „Dein Sohn Leo will Dir das Leben nehmen. Wenn Du zweifelst, so lasse ihm die Stiefel ausziehen." In einiger Entfernung von der Stadt vollzog der Kaiser den Rath des Santarebenus, und der Säbel wurde entdeckt.

Diese Art Bewaffnung war nur im Kriege gewöhnlich, der junge Kaiser war also für überwiesen gehalten. Man nahm ihm die rothen Purpurstiefel hinweg, die eine kaiserliche Zierde waren, und warf ihn in's Gefängniß, wo er, ungeachtet der Vorstellungen des Senates, sehr lange schmachten mußte. Der grausame Verleumder gab sich sogar die Mühe, wiewohl vergeblich, den Kaiser zu bewegen, daß er seinem Sohn die Augen ausstechen lasse. Die Zeit hatte endlich das Vorurtheil geschwächt, und das väterliche Gefühl erhielt seine ganze Wirksamkeit wieder. Als Basilius einst mit den Senatoren speiste, rief ein Papagai zu wiederholten Malen: „Ach, ach, Kaiser Leo!" Alle Tischgenossen fingen an zu weinen, aber Keiner getraute sich, eine Fürbitte zu wagen. Doch der Kaiser war selbst am Meisten gerührt worden, schickte den Augenblick um seinen Sohn, und nahm ihn wieder zu Gnaden auf. Da der junge Kaiser Alleinherrscher wurde, so wurde Santarebenus des Landes verwiesen, zuvor aber gestäupt und der Augen beraubt.

19.
Ein Beispiel, wie die Schuldlosigkeit entdeckt wird.

Alipius studierte unter dem heiligen Augustin zu Carthago. Er ging eines Tages spazieren, um über einen ihm aufgegebenen Gegenstand nachzudenken. Ein anderer Schüler schlich, ohne daß er es gewahr wurde, auf eine Terasse, die in der Nähe war, und fing an, das Blei von einem Gitter herunterzuhauen. Man hört das Geräusch, man schreit, der Dieb ergreift die Flucht, und läßt sein Beil zurück. Alipius, der nicht wußte, wovon es handelt, nähert sich, ergreift die Hacke, und betrachtet sie ganz erstaunt. Man findet sie in seinen Händen, bemächtigt sich seiner, und führt ihn zu einem Richter, um ihm als einem Diebe den Prozeß zu machen. Gott allein war Zeuge seiner Unschuld, und Er kam ihm auch schnell zu Hülfe. Ein berühmter Baumeister erkennt den Alipius, als man ihn fortführt, und fragt, was vorgefallen sey. Er redet dem Pöbel zu, ihm zu folgen und geht geraden Weges auf das Haus zu, wo der Dieb wohnte. Ein kleiner Knabe, der zum Hause gehörte, steht beim Eingang; man fragt ihn, wem die Hacke, die man ihm zeigte, gehöre? Er antwortete ganz unschuldig: „sie ist unser.“ Eben so antwortete er auf andere an ihn gestellte Fragen. Der zusammengerottete Pöbel stand jetzt beschämt, und war überzeugt, daß der Dieb in dem Hause wohnte, und des Alipius Unschuld ward vollkommen gerechtfertigt.

20.

Besser der Tod, als der Verlust der Unschuld.

In der Stadt Ozana ward ein christliches Mädchen, von ungefähr achtzehn Jahren, von einem Heiden als Leibeigene erkauft, und er wollte mit den Reizen ihres Körpers schändlichen Wucher treiben. Er hat sie daher mit schönen Kleidern angethan, mit kostbaren Kleinodien behangen, und aufs Sorgfältigste geschmückt, um viele begierliche Augen auf sie zu fesseln. Sie aber seufzte darüber, wohl wissend, daß kein Kleid einer Jungfrau besser stehe, als die Züchtigkeit, und daß die Schamröthe ihr schönstes Juwel sey. Diese Zuchtliebende Seele konnte bei solchen Umständen die Gefahr leicht ermessen, in welcher sie schwebte und stand zitternd da, gleich einem Raubhuhn, welches den Raubvogel auf sich herabschießen sieht. Sie rief Gott um Hülfe und Beistand an, damit Er sie mit Seiner Gnade stärke, und war fest entschlossen, lieber zu sterben, als zu sündigen. Sie wurde von Wüstlingen, wie ein Lamm von hungrigen Wölfen, angegriffen. Ihre Waffen waren ihre schwachen Hände und ihre Zähne; sie schlug und biß herzhaft herum, bis sie sich losgemacht und die Wüstlinge verjagt hatte. Ihr Herr ergrimmte darüber, schlug sie unmenschlich, schleppte sie zu einem Galgen, zückte sein Schwert, und drohte ihr das Haupt zu spalten, im Fall sie sich den folgenden Tag seinen Geboten widersetzen würde. Unerschrocken antwortete sie: „Ich bin eine Christin, und will lieber den Tod leiden, als solche eine Sünde begehen.“ Da sie sich den folgenden Tag nicht williger bezeigte, zückte ihr Herr abermals das Schwert, sie warf sich auf ihre Kniee, streckte ihren Hals dar, und unter Anrufung des Namens Jesu empfing sie den Todesstreich.

21.

Vergib, so wird auch dir vergeben werden

Der heilige Johannes, der Almosengeber, hatte öfters einen großen Herrn aus Alexandrien ermahnt, sich mit seinem Feinde auszusöhnen, und da er ihn halsstärrig fand, ließ er ihn zu sich bitten, führte ihn in eine Kapelle, und verrichtete dort das heilige Meßopfer. Er ließ außer dem Ministranten Niemanden hinein. Damals war es üblich, daß der Priester bei der heiligen Messe das Vaterunser laut betete. Als es zu der Bitte kam: „Vergib uns unsere Schulden," schwieg der Patriarch, und winkte dem Ministranten, auch zu schweigen, so daß der Herr allein die Worte vorbrachte: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern." Da wandte sich der Heilige zu ihm, und sagte voll liebevoller Sanftmuth: „Denkt, ich bitte Euch, an das, was Ihr so eben zu Gott gesagt habt. Als Ihr Ihn um Vergebung batet, so habt Ihr bezeugt, daß Ihr denjenigen vergebt, die Euch beleidiget haben." Der Herr war, wie vom Blitze berührt, und im Vaterunser klangen diese Worte, wie ein Donnerschlag für seine Ohren. Er warf sich unverzüglich zu den Füssen des Heiligen und sagte ihm: „Euer Knecht ist bereit, zu thun, was Ihr ihm anbefehlen werdet." Er ging hin nnd söhnte sich ohne Verschub mit seinem Feinde aus.

22.

Ein treuer Freund ist Goldes werth; sein Verlust oft unersetzlich.

Hormouz, König von Persien, hatte an Buzurge, der früher sein Hofmeister, und Einer der weisesten und tugendhaftesten Männer im Lande war, den treuesten Freund, den besten Rathgeber. So lange dieser dem jungen König zur Seite stand, ging Alles vortrefflich. Alle Handlungen des jungen Monarchen trugen den Stempel der Wohlthätigkeit, alle seine Reden das Gepräge der Weisheit; und in ganz Persien ward gesagt, daß der neue König seinen Vater eben so übertreffe, als Nouschirvan alle seine Vorfahrer übertroffen hat. Im dritten Jahre seiner Regierung beschloß Buzurge, das Geräusch des Hofes und das lärmende Gewühl der Welt zu verlassen; hohes Alter schützte er vor, aber der wahre Grund war die am Hofe so sehr erschwerte Ausübung der Religion. Hormouz gab ungern seine Einwilligung. Aber leider schied nun auch mit Buzurge Persiens schützender Genius auf immer von der Seite des Königs; seine Umgebungen, sein Hof, der Charakter seiner Regierung, kurz, Alles gewann jetzt schnell eine andere Gestalt. Alle unter Hormouz's Vater irgend eines Verbrechens oder einer Niedrigkeit wegen verbannten Palast- oder Staatsbeamten wurden nach und zurückberufen, und die

Rückkehrenden feierten stets ihren Triumph durch Entfernung oder Verbannung einiger alter getreuer Räthe des Nouschirvan. Von niederträchtigen Höflingen umgeben, überließ Hormouz sich jetzt blindlings seinen und seiner Günstlinge Leidenschaften. Bald war nun jedes Tugendgefühl aus seiner Seele und endlich auch aus dem Palaste und der ganzen Staatsverwaltung verdrängt. Die Statthalter und hohen Beamten des Reiches, nicht mehr nach Verdienst, sondern bloß nach der Laune eines jungen thörichten Despoten gewählt, drückten und saugten das Mark der Unterthanen; und als ein im Dienste Nouschirvans ergrauter, alter Diener dem Könige endlich entdeckte, daß die Raubgier und Ungerechtigkeit der Satrapen (Statthalter) den Namen ihres Beherrschers in allen Provinzen Persiens zu einem Gegenstande des Fluches und der allgemeinen Verwünschung machten, so war ein schmählicher und grausamer Tod der Lohn für diese treue Warnung.

Von jetzt an war der Wahrheit jeder Weg zum Thron verschlossen, und bloß von Schmeichelei, Niederträchtigkeit, Lüge und Falschheit umlagert. Vorzüglich wüthete Hormouz gegen den hohen Adel, und noch glücklich durfte der sich preisen, dessen Loos bloß Verweisung, oder ewige Gefangenschaft ward. Gewöhnlich waren die Wellen des Flusses Tigris das Grab der persischen Edlen, und die morgenländischen Geschichtschreiber versichern, daß der Wütherich binnen zwei Jahren mehr als 13,000 vornehme Perser in diesem Flusse habe ersäufen lassen.

23.

Halte dein gegebenes Wort.

Theudebert, König von Austrasien, zog gegen seinen Bruder, König von Burgund, mit einem starken Heere. Indessen bemerkten die Großen, daß die beiden Brüder mit einander gütlich unterhandeln sollten. Die Zusammenkunft der beiden Könige war zu Selz am Rhein verabredet. Bloß von einem zahlreichen Gefolge begleitet, eilte Dietrich sogleich an den zur Unterhandlung bestimmten Ort; aber gegen sein eidlich gegebenes Versprechen kam Theudebert mit einem Heere dahin, schloß seinen Bruder von allen Seiten ein, und zwang ihn bald, Alles was man ihm vorlegte, zu unterzeichnen. Statt, daß der Zusammentritt beider Brüder den Frieden hätte befestigen sollen, brach der jetzt desto wüthender los. Sobald Dietrich zurückgekommen war, machte er furchtbare Zurüstungen, zog sein Heer zusammen und fiel in Austrasien ein. Entschlossen ohne Zögerung marschirte Theudebert seinem Bruder entgegen. Bei Toul kam es zu einem mörderischen Treffen. Theudebert ward völlig geschlagen, verlor die Hälfte seines Heeres und entfloh nach Metz und von da nach Köln. Er sammelte ein neues Heer, wurde bei Zelzich abermals gänzlich geschlagen, gefangen, und starb zu Chalons im Kerker.

Fuchs.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Häglsperger, Franz Seraph, 1796-1877

Palmzweige Originalien und Lesefrüchte für Freunde christlich erbaulicher Erzählungen ; mit einem Kupfer

München 1841

Paed.pr. 1693-22
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760077-6